Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Nach dem Kriege.

Nach dem Kriege.

Fortsetzung von „Unter Preußens Fahnen".

Roman

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Erster Band.

Berlin.

Verlag von A. Sacco Nachfolger.

1867.

I.

Die Villa an der March.

Am rechten Ufer des die österreichische Provinz Mähren durchströmenden Flusses March, etwa anderthalb Meilen südlich von der Festung Olmütz, liegt in paradiesischer Umgebung eine kleine Villa, die gewiß die Augen eines Jeden, der eine Flußfahrt stromauf- oder stromabwärts macht, auf sich ziehen wird; man muß unwillkürlich daran denken, welch' behagliches Leben die Bewohner dieses niedlichen Putzkästchens führen mögen, das wie die leuchtende Perle auf dem grünschillernden Grunde einer geöffneten Muschel daliegt.

Vom Lande, der westlichen Seite, her ist dieses Gebäude nicht zu erblicken, bis man den bewaldeten Höhenkamm erstiegen hat, an dessen Fuße es erbaut ist; auf diese Weise liegt es mithin ganz abgeschlossen von dem Treiben der Welt, obgleich die von dem Städtchen Tobitschau nach der Festung führende Landstraße ganz nahe vorbeigeht; auf der anderen Seite bespült der Fluß den Rand des terrassenförmig abfallenden, geschmackvoll angelegten und sorglich gehaltenen Blumengartens, aus dessen Gesträuchern sich das Haus erhebt, und jenseits der March, die hier mit ihren zwei Armen eine kleine flache Insel umschließt, breitet sich eine gesegnete Niederung mit Dörfern und einzelnen Gehöften, von der Eisenbahn durchschnitten, bis zu sanft auf-

steigenden Höhen, den letzten Ausläufern der Kleinen Karpathen, aus; die Bewohner der Villa genießen eine freie Aussicht über diese liebliche Landschaft und brauchen nur den Kopf zu wenden, um in den bewaldeten Höhen auch ein Stück düsterer Romantik vor sich zu haben.

Man überzeugt sich leicht, daß der Gründer dieses freundlichen Asyls dabei nicht den praktischen Nutzen, sondern die friedliche Ruhe und den Genuß der schönen Natur vor Augen gehabt, denn Nichts deutet darauf, daß irgendwie Landwirthschaft oder ein anderes Geschäft betrieben werde.

Das Haus selbst, dem sich keine Nebengebäude anschließen, ist im Schweizer-Style erbaut, zweistöckig und von so geringem Umfange, daß es nur wenige Zimmer enthalten kann, doch scheinen diese, nach der Sorgfalt zu schließen, die auf das Aeußere verwandt worden, den zierlichen Holzschnitzereien am Dachgiebel, Balkon und Veranda, dem sauberen weißen Abputze und den hellen großen Spiegelscheiben der Fenster, elegant eingerichtet zu sein. Die erwähnte Veranda, deren Geländer und Säulen im Sommer mit wildem Weine dicht umzogen sind, zieht sich auf der Front- oder Flußseite längs des ganzen Erdgeschosses hin, hat eine breite Aufgangstreppe, die mit schönen Topfgewächsen besetzt ist, und trägt über sich einen gleichfalls durch letztere zu einem kleinen Garten umgeschaffenen Balkon, auf den sich eine Glasthür öffnet.

Jetzt, im Oktober, blühen allerdings nur noch wenige der farbenprächtigen und duftigen Blumen in den Töpfen und im Garten, dessen Ziersträucher schon die Blätter abzustreifen beginnen, aber der im leichten Windhauche an der Veranda schwankende Schleier von dem blutroth gewordenen Weinlaube, das tiefe Grün des Waldes im Hintergrunde und die blitzenden Wellen des Flusses geben zusammen doch noch ein recht heiteres Bild, wenn die Sonne von dem mit weißen Wolken besäeten Himmel freundlich darauf niederscheint.

Solch' ein angenehmer, noch warmer Herbsttag war es,

und zwar in der Zeit, die zwischen Mittag und Abend liegt, als sich die aus dem Inneren des Hauses auf die Veranda führende Thür öffnete und eine junge Frau in elegantem Negligee heraustrat. Ihr Gang und ihre Bewegungen waren langsam und schleppend, die gesunde Farbe des jugendlichen Gesichts, die halbgeschlossenen Augenlider und das gemächliche Gähnen der frischen Lippen ließen aber nicht lange einen Zweifel daran, daß die Dame keineswegs von körperlichen Leiden heimgesucht werde, sondern daß sie sich nur soeben von einem Nachmittagsschläfchen getrennt habe.

Sie ging bis an das Geländer, stützte die beiden vollen Arme, von denen die weiten Aermel ihres weißen Gewandes zurückfielen, auf dasselbe und blickte, sich weit vornüber beugend, gedankenvoll oder gedankenlos — was sich schwer entscheiden ließ, da ihre Mienen unverändert blieben — auf die Landschaft, für deren Reiz sich ihr Auge durch die Gewohnheit wohl schon abgestumpft haben mochte.

Das Alter dieser Schönen — im vollsten Sinne des Wortes verdiente sie übrigens diese Bezeichnung nicht gerade, obgleich ihre Persönlichkeit viel Interessantes hatte, — ließ sich auf die Mitte der Zwanziger schätzen; ihre Formen waren voll und üppig, die Züge gerade nicht fein geschnitten und der Teint ein wenig dunkel gefärbt, was ganz dem rabenschwarzen, glänzenden Haare entsprach, und in den schwarzen Augen mußte, wenn sie ein wenig belebter wurden, als dies gerade jetzt der Fall war, ein eigenthümlich durchdringendes Feuer leuchten können, das wohl ein nicht ganz festgepanzertes Herz zu entzünden vermochte. In ihrer Toilette verrieth sich eine kleine Nachlässigkeit, die indessen die ganze Erscheinung nicht unvortheilhaft machte, denn es lag darin eine gewisse Genialität.

Nachdem sie eine Weile auf die gleichgültigste Weise die Aussicht gemustert, vielleicht auch gar nicht beachtet hatte, wandte sie sich um, ging nach einem Ende der Veranda, wo ein kleines Sopha und davor ein rundes Tischchen stand, und

warf sich nachlässig auf das erstere, so daß sie eine halbliegende Stellung mit natürlicher Grazie annahm. Abwechselnd gähnte und seufzte sie dann, ein Bild körperlicher und geistiger Ermüdung, und machte dazu eine recht übelgelaunte, mürrische Miene, die sie gar nicht gut kleidete. Man hätte wetten mögen, ein verzogenes Schoßkind des Glückes vor sich zu haben, das sich nie zufrieden zu fühlen vermag.

Eine Viertelstunde war wohl vergangen, ohne daß die Ruhende in ihrem Dolce far niente nur die Hand gerührt hätte, als sie sich endlich etwas aufrichtete und mit heller, kräftiger Stimme, in der sich der fremdländische Accent verrieth, rief:

„Barbara!"

Alsbald erschien auf der Thürschwelle eine sehr wohlbeleibte ältliche Frau in gerade nicht sehr sauberem Anzuge; ihr bereits runzliges Gesicht wurde von der zerknitterten, weitabstehenden Barbe einer ehemals weiß gewesenen Haube eingefaßt.

„Was befehlen Mademoiselle?" fragte sie mit unangenehm kreischendem Organ.

„Barbara, ich langweile mich," war die Antwort, „bringe mir das Kind!"

Die Alte verschwand wieder und kehrte bald darauf mit einem etwa dreivierteljährigen Kinde von recht hübschem Aeußeren, das sie auf dem Arme trug, zurück; das Kleine war mit einem kattunenen Kittelchen bekleidet, das gegen die Toilette der Mutter beinahe zu einfach aussah; diese Bemerkung schien Letztere übrigens nicht zu machen, sondern streckte nur nachlässig die Arme nach dem Kinde aus, das bei dem Anblicke der Mutter gar keine Freude bezeugte, sondern sich mit weinerlichem Gesichte fest an Barbara's Hals klammerte, als ob es durchaus nicht wünsche, seinen Platz zu verändern.

„Charles ist immer so scheu, wenn er mich sieht," bemerkte die Dame, indem sie den kleinen Knaben, ohne ihn anzulächeln oder zu liebkosen, auf den Schoß nahm.

„Er ist zu wenig an Sie gewöhnt," erwiederte die Alte,

über deren unschöne Züge ein halb verstecktes Lächeln des Triumphes glitt. „Wenn Sie ihn öfter zu sich nehmen würden —"

„Schon gut, Barbara!" sagte die junge Mutter, die auffälliger Weise den Titel „Mademoiselle" führte, ungeduldig, indem sie der Wärterin des Kindes mit der Hand einen Wink, sich zu entfernen, gab; — „ich werde Dich rufen, wenn Du Charles wieder abholen sollst."

Frau Barbara ging; als sie nicht mehr gesehen werden konnte, zuckte sie, die dünnen Lippen spöttisch verziehend, die Schultern und murmelte:

„Es ist leicht, auf diese Art Mutter zu spielen; sie sieht das Kind nur an, wenn sie sich langweilt, und der Herr Rittmeister macht's auch nicht besser. Ja, wenn die alte Barbara nicht wäre, würde das arme Ding längst umgekommen sein!"

Inzwischen hatte die junge Dame, die unbeschränkte Herrin in diesem Hause zu sein schien, denn außer ihr, Barbara und dem Kinde ließ sich Niemand in und bei demselben erblicken, als ganz unten am Flusse ein Mensch der arbeitenden Klasse, der sich damit beschäftigte, Sträucher des Gartens aufzubinden und zu beschneiden, mit ihrem Kinde zu tändeln begonnen, wobei sich wenig mehr Beweglichkeit ihrer Person als vorher und keineswegs große mütterliche Zärtlichkeit zeigte, was der Kleine auch instinktmäßig zu fühlen schien, denn er blieb scheu und ängstlich; sie spielte mit ihm etwa wie mit einem Schoßhündchen, wer dies aber nicht in der Nähe genau beobachten konnte, mochte das Bild von Mutter und Kind in dieser reizenden Umgebung wohl ganz hübsch und rührend finden.

So schien es auch einer Dame zu ergehn, die ganz unbemerkt den schmalen Weg entlang gekommen war, der über den Höhenkamm durch den Wald der Villa zuführte und sich dann bis zum Flußufer längs der von hölzernen Staketen und einer Dornenhecke gebildeten Gartenumzäunung fortsetzte, denn sie war an der letzteren stehen geblieben und hatte die Augen unver-

wandt auf die Veranda gerichtet, wobei ein halb befriedigtes, halb wehmüthiges Lächeln auf ihrem Gesichte spielte.

Diese Dame, eine hohe, schlanke Figur von vornehmer Haltung, trug eine Robe von schwerer schwarzer Seide, einen leichten Shawl von derselben Farbe und einen weißseidenen Hut nach neuester Pariser Mode; dieses höchst elegante Kostüm konnte um so mehr auffallen, als sie zu Fuß und, wie es schien, ohne Begleitung nach diesem abgelegenen Platze gekommen war.

Ihr Gesicht war sehr regelmäßig und so schön, daß man die Formen desselben klassisch nennen konnte, und obgleich sie Haar und Augen besaß, deren tiefes, glänzendes Dunkel mit den vorher geschilderten von Mademoiselle wetteifern konnte, hatte sie doch die zarteste, durchsichtig weiße Hautfarbe. Aber dieses Antlitz, wiewohl es einer Frau angehörte, die höchstens um wenige Jahre älter sein konnte als Jene, trug sichtbare Spuren des Leidens, eine fast krankhafte Blässe, einen matten Glanz der ehemals gewiß feurigen Augen, und zuweilen preßten sich die Lippen schmerzlich aufeinander, während sich auf der hohen, schön gewölbten Stirn leichte Falten bildeten.

Ganz in ihr Anschauen und in ihre Gedanken versunken, schien diese einsame Wanderin gar nicht zu beachten, daß ihr unerwartetes Erscheinen an diesem Orte auffällig werden könne, und selbst dann rührte sie sich noch nicht und setzte ihren Weg fort, als die junge Mutter sie zufällig bemerkte und mit sichtlicher Ueberraschung betrachtete.

Zu den Eigenschaften Mademoiselle's mußte wohl eine gute Dosis Neugierde gehören, denn nachdem sie die Fremde eine Weile lang auf eine Art, die man unverschämt hätte nennen können, fixirt hatte, erhob sie sich, behielt das leichtbekleidete Kind, für dessen Gesundheit sie von dem schon ziemlich kühlen Winde Nichts zu befürchten schien, auf dem Arme, stieg die Treppe der Veranda hinab und schritt durch den Garten

gerade auf den Platz zu, den Jene außerhalb der Hecke eingenommen hatte.

Die junge Dame war auf einmal lebendig geworden, ihre kleinen Füße schwebten förmlich über den kiesbestreuten Weg fort, ihre Augen glänzten, und sie drückte ihren kleinen Charles so zärtlich an die Brust und küßte ihn so leidenschaftlich, daß man versucht werden mußte, das Raisonnement Frau Barbara's für unwahr und boshaft zu halten. Wahrscheinlich veränderte sie sich aber nur in Gegenwart Fremder so sehr.

Die Dame in Schwarz wich, als sie die vermuthliche Besitzerin des Hauses auf sich zukommen sah, nicht von der Stelle, sondern lächelte freundlich, als ob es ihr sehr angenehm sein werde, ein Gespräch anzuknüpfen, und als, ganz in ihrer Nähe, der Schritt der Anderen etwas zögernd wurde, machte sie ihr eine leichte, anmuthvolle Verbeugung und sagte mit wohlklingender, sanfter Stimme:

„Sie werden mir gewiß verzeihen, daß ich das hübsche Bild auf der Veranda zu belauschen wagte; offen gestanden, beneidete ich Sie um Ihr Glück und konnte mich von dem Anblicke desselben, den mir der Zufall verschafft, so schnell nicht wieder losreißen."

Mademoiselle lächelte über das ganze Gesicht und verbeugte sich sehr höflich.

„Wollen Sie mir nicht das Vergnügen machen, näherzutreten?" meinte sie; — „ich lebe hier so zurückgezogen, daß mir Besuch immer willkommen ist, und Sie sind vielleicht von einem weiteren Spaziergange ermüdet und erholen sich ein wenig in meiner und meines lieben Kleinen Gesellschaft."

Mit einigen graziösen Sprüngen war sie an der nahen Gartenthür, öffnete dieselbe und komplimentirte die Fremde, die keine Einwendungen machte, herein.

Die beiden Frauen wechselten einige allgemeine, höfliche Reden; die Dame in Schwarz fand das Kind allerliebst, lobte

die reizende Lage der Villa, von deren Existenz sie, wie sie sagte, noch keine Ahnung gehabt habe, obgleich sie nicht allzufern wohne, und ließ sich nach der Veranda führen, wo sie neben der Eigenthümerin auf dem kleinen Sopha Platz nahm. Sie erzählte, daß sie eine Spazierfahrt gemacht habe und, verlockt durch das schöne Wetter und die Romantik des Waldes, aus dem Wagen gestiegen sei, der ihrer auf der großen Landstraße warte; der Zufall habe sie auf den Weg nach der Villa geführt, „dieser köstlichen Einsamkeit, um die sie die Bewohnerin beneide."

„Ach, Madame, ich bin nicht zu beneiden!" seufzte Mademoiselle sehr natürlich.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich eine wunde Stelle in Ihrem Herzen berührt haben sollte," bat die Fremde mit sichtlicher Theilnahme; — „ich urtheilte augenblicklich nur nach meinen eigenen Verhältnissen und dachte es mir so schön, gerade hier, fern von dem Geräusche der Welt, im Kreise lieber Angehörigen leben zu können."

„Diese lieben Angehörigen eben sind es, die ich vermisse," erwiederte Jene mit trauriger Miene; „ich habe Keinen mehr als mein Kind, meinen einzig geliebten Charles."

Sie preßte den Kleinen mit rührender Zärtlichkeit an ihr Herz.

„O, Sie sind Wittwe?" fragte die Fremde in bedauerndem Tone.

„Ja; ich lebe hier ganz verlassen und habe nur eine alte Wärterin und einen Gärtner im Dienst; zuweilen besucht mich ein Verwandter meines verstorbenen Gatten, der die Ordnung meiner Geschäftsangelegenheiten übernommen hat, sonst sehe ich Niemand hier, und ich verlasse die Villa fast gar nicht, denn ich wage nicht, meinen lieben Kleinen, meinen einzigen Schatz, in fremden Händen zu lassen, wenn die alte Barbara, die Wärterin, auch eine treue und zuverlässige Person ist."

Die junge Mutter sprach das Deutsche nicht so fließend,

wie wir ihre Worte hier wiedergeben, doch vollständig verständlich. Die Fremde, die in ihr bereits eine Französin erkannt hatte, führte mit vollkommener Geläufigkeit die Unterhaltung in dieser Sprache fort.

„Ich begreife," sagte sie, „daß Sie sich, fern von Ihrer Heimath, doppelt unglücklich fühlen müssen."

„O ja, ich sehne mich oft nach dem schönen Paris zurück!" rief die Französin mit einer Lebhaftigkeit, die für ihre Wittwentrauer nicht ganz passend erscheinen konnte, aber schnell wieder in den früheren Ton zurückfallend, setzte sie hinzu:

„Meine noch nicht vollständig geordneten Vermögensverhältnisse fesseln mich noch an dieses Land, dem ich übrigens, als der Heimath meines seligen Mannes, nicht abgeneigt bin."

„Ihr Herr Gemahl war also ein Deutscher?" fragte die fremde Dame.

„Ja, er war Offizier in der österreichischen Armee und fiel, nachdem wir erst im zweiten Jahre verheirathet gewesen, vor wenigen Monaten in der blutigen Schlacht bei Königgrätz."

Sie führte bei diesen Worten das feine Battisttaschentuch an die Augen und begann leise zu schluchzen.

„Dann habe ich um so mehr Berechtigung zu meiner Theilnahme," sagte die Dame in Schwarz, die etwas überrascht erschienen war, „denn auch mein Gemahl gehörte bis vor Kurzem der kaiserlichen Armee, aus der er jetzt seinen Abschied genommen hat, als Offizier an, und vielleicht sind die beiden Waffengefährten persönlich bekannt gewesen. Aber ich habe mir ja die Unhöflichkeit zu Schulden kommen lassen, mich Ihnen noch nicht einmal mit meinem Namen vorgestellt zu haben; ich bin die Freifrau Therese von Tannenburg auf Glücksburg, unserem Gute, das nur eine kleine Meile von hier entfernt liegt."

Sie sagte dies ganz unbefangen und ließ dabei zufällig die Augen auf das andere Ufer des Flusses hinüberschweifen, wodurch ihr der Eindruck ganz entging, den ihre Worte auf die Französin machten. Dieser Eindruck mußte ein sehr tiefer und

mächtiger sein, denn die junge Wittwe zuckte heftig zusammen, was sie nur dadurch verbergen konnte, daß sie mit einer schnellen Bewegung ihr Kind auf dem Arme in eine solche Stellung brachte, daß es der Anderen ihr Gesicht vollständig verdeckte; dabei war alle Farbe aus ihren frischen Wangen gewichen, die Lippen preßten sich fest aufeinander, und ihre dunklen Augen sprühten Flammenblitze; ein nervöses Zittern bewegte momentan ihren ganzen Körper. Welcher Art ihre Empfindungen waren, ließ sich so leicht nicht errathen; die erste schien Schreck, die nächste Mißtrauen, vielleicht gar Haß zu sein.

Als sich Frau von Tannenburg aber wieder zu ihr wandte, waren diese äußeren Anzeichen von Erregung schon ziemlich geschwunden, und überdies kehrte sie das Gesicht mit den Worten ab:

„Erlauben Sie mir nur, daß ich das Kind, das unruhig zu werden anfängt, forttragen lasse — wir werden dann ungestörter plaudern können.“

„Barbara!“ rief sie, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Mademoiselle!“ antwortete die Stimme der Wärterin, die keine Ahnung davon hatte, daß ihre Herrin nicht mehr allein auf der Veranda sei, aus dem Innern des Hauses.

Die Freifrau blickte die Wittwe verwundert an; wie kam diese zu dem Titel „Mademoiselle“?

„Sie wundern sich darüber, daß die alte Dienerin mich „Mademoiselle“ ruft?“ meinte die Französin, unbefangen lächelnd, in deutscher Sprache und so laut, daß die soeben aus der Thür tretende Alte, die ganz betroffen über den Anblick der Fremden war, es verstehen mußte. „Barbara kann sich diesen Fehler nicht abgewöhnen, da sie mich schon als Mädchen gekannt hat — aber ich erzähle Ihnen das sogleich.“

Sie gab das Kind der Wärterin, nachdem sowohl sie selbst wie die Fremde es zum Abschiede geküßt hatten, und als Erstere wieder gegangen, war es der Französin vollständig gelungen, ihre ganze Fassung zu behaupten.

„Ich glaube schon von Schloß Glücksburg gehört zu haben," nahm sie das Gespräch wieder auf, „obgleich mir Ihr werther Name noch nicht bekannt war, gnädige Frau, und ich bin hocherfreut, Ihre persönliche Bekanntschaft durch einen so glücklichen Zufall gemacht zu haben. Aber ich bin Ihnen nun eine Gegenvorstellung schuldig. Mein Gatte war der Oberlieutenant Braun vom Infanterie-Regimente König von Belgien und lernte mich auf dem Marsche durch Hamburg bei dem letzten schleswig-holsteinischen Kriege zu Ende des Jahres 1863 kennen; mein Vater, der in Paris, meiner Geburtsstadt, Kaufmann war, hielt sich für einige Zeit Geschäfte halber dort auf und hatte mich, sein einziges Kind, mitgenommen; wir wohnten dort im Hause eines Freundes, bei dem mein späterer Mann Quartier erhielt. Barbara, eine geborene Oesterreicherin, diente bei dieser Familie, und als ich mich verheirathete, nahm ich sie mit mir, da ich sie liebgewonnen und für brauchbar befunden hatte. Obgleich Braun nur kurze Zeit in Hamburg blieb, lernten wir uns lieben und verlobten uns heimlich, korrespondirten auch während des Feldzuges, nachdem ich schon mit meinem Vater nach Paris zurückgekehrt war, und als er im folgenden Jahre schriftlich um meine Hand anhielt, gab mein guter Vater, der mir eine dringende Bitte nie abzuschlagen vermochte, seine Einwilligung zu unserer sehr schnell stattfindenden Hochzeit. Diese glückliche, mit unserem kleinen Charles gesegnete Ehe wurde durch den Ausbruch des Krieges mit Preußen bitter getrübt, und da — wie Sie wissen — die österreichischen Offizierfrauen in einem solchen Falle gezwungen sind, ihre Männer zu verlassen, begab ich mich mit meinem Kinde und der alten Barbara nach Olmütz, wo ein Bruder meines Mannes lebt, derselbe Verwandte, dessen ich vorher erwähnte. Wir ahnten damals noch nicht, daß wir uns nie wiedersehen sollten" — Frau Oberlieutenant Braun begann hier wieder zu schluchzen — „aber meine heißen Gebete wurden nicht erhört, eine Kugel raffte meinen theuren Mann in der Blüthe seiner Jahre dahin, und ich bin nun eine arme Wittwe,

die keinen Trost mehr hat als ihr Kind, denn auch mein Vater ist inzwischen gestorben."

Frau von Tannenburg wagte einem so großen Verluste gegenüber kein Wort des Trostes; sie drückte nur stumm die Hand der Unglücklichen und bemerkte, daß ihr Gemahl während des Krieges ebenfalls in Olmütz gestanden habe. Die Französin schüttelte stumm den Kopf, was offenbar bedeuten sollte, sie habe den Rittmeister dort nicht kennen gelernt.

„Wie gesagt, bin ich nun noch für einige Zeit an Deutschland gebunden," erzählte sie nach einer Pause weiter, „und da ich mich in meinem Schmerze aus der geräuschvollen Stadt fortsehnte, miethete mein Schwager diese Villa für mich, die einem Glücklichen allerdings als ein kleines Paradies erscheinen kann. Aber nun, da Sie meine Geschichte kennen und mich Ihrer Theilnahme versichern, darf ich wohl hoffen, daß dieser erste Besuch bei der verlassenen Wittwe nicht der letzte sein wird?"

„Wenn meine Gesellschaft Etwas zu Ihrer Beruhigung beitragen kann," erwiederte Frau von Tannenburg mit Herzlichkeit, „so werde ich nicht verfehlen, die Villa wieder aufzusuchen und mich nach Ihrem und Ihres lieben Kleinen Befinden zu erkundigen. Wir wollen gute Nachbarschaft halten, und wenn ich Ihnen, ohne eine Fehlbitte zu thun, die Gastfreundschaft von Schloß Glücksburg anbieten darf —"

„Ach, gnädige Frau," unterbrach die Französin sie hastig, „lassen Sie mich in meiner Zurückgezogenheit; ich habe ein Gelübde gethan, diese Villa nicht zu verlassen, bis ich nach Frankreich zurückkehren kann, und ich fürchte mich vor dem Geräusche der Welt."

„Aber Sie werden auf Glücksburg niemand Anderen finden, als meinen Gemahl, und selbst dieser ist häufig abwesend."

Die Französin wies indessen das Anerbieten bestimmt, doch so höflich, daß sie dadurch nicht verletzen konnte, zurück, bat aber wiederholt um den Besuch der Freifrau. Die Sonne stand schon ziemlich tief am Himmel, als die Letztere aufbrach, indem

sie äußerte, sie erwarte ihren Gatten von einer kleinen Geschäftsreise nach Olmütz zurück, und er liebe es nicht, wenn sie lange außerhalb des Hauses bliebe.

Damit trennten sich die beiden Frauen, zwischen denen sich durch Zufall schnell Freundschaft geknüpft zu haben schien, und Frau von Tannenburg kehrte raschen Schrittes nach ihrem Wagen zurück.

Kaum hatte die Französin die Thür des Gartenzaunes hinter ihr geschlossen und war Jene weit genug entfernt, um sie nicht mehr erblicken zu können, so veränderte sich das Antlitz der Wittwe oder Mademoiselle's, wie die alte Barbara sagte, wieder ganz in derselben Weise wie vorher, als sie den Namen ihrer Besucherin vernommen hatte, nur daß ihr dieses Mal das Blut, anstatt zu weichen, in das Gesicht stieg. Unwillkürlich ballte sie die kleinen Hände und murmelte, während sie nach dem Hause zurückging:

„Das war also Therese, meine gehaßteste Feindin? — Ja, wahrhaftig, sie ist schön, schöner, als ich mir vorgestellt hatte, und er hat mich belogen, wenn er versicherte, ihre Reize machten gar keinen Eindruck mehr auf ihn. Das ist unmöglich, und ich glaube es nimmermehr. Welcher Zufall! Und wie schlimm hätte er ablaufen können, wenn ich nicht die Geistesgegenwart besaß, ihr ein rührendes Mährchen aufzutischen! — Wenn sie geahnt hätte, wer ich bin, daß sie sein Kind geküßt hat! — Kann aber dieser Besuch nicht schlimme Folgen für mich haben? — Bah, ich bin gänzlich unbekannt in dieser Gegend, und Barbara plaudert nicht. Wie die alte Närrin nur so unvorsichtig sein konnte, mich Mademoiselle zu nennen! Ich will ihr sofort befehlen, daß sie mich auch unter vier Augen „Madame" titulire. Und dann muß ich ihn schleunigst warnen, damit er nicht seine Ueberraschung verräth, wenn er von ihr hört, daß sie mich hier entdeckt habe. Wenn er selbst doch noch heute käme! Es wäre leicht möglich, wenn er in Olmütz gewesen ist, wie sie sagte."

Mademoiselle — daß sie keine junge Wittwe war, hat sie bereits selbst verrathen — trat von der Veranda in das Haus. Das Innere desselben war sehr hübsch eingerichtet, die Gemächer mit reichlichem und kostbaren Meublement versehen. Im Erdgeschosse befanden sich die Wohnzimmer; unmittelbar an die Veranda stieß ein kleiner Gesellschaftssaal mit einer breiten Glasthür, im hinteren Theile des Hauses lagen Domestikenkammern, die von außen einen besonderen Eingang hatten und deren eine der gemiethete Gärtner bewohnte. Im oberen Stockwerke befanden sich nur drei kleine Räume; der mittlere, dessen Außenthür sich auf den Balkon öffnete, diente der Dame zum Schlafzimmer, rechts davon war das Gemach für das Kind und Barbara, das links gelegene wurde als Garderobe benutzt.

Nachdem Mademoiselle die alte Barbara wegen der begangenen Unvorsichtigkeit ausgezankt hatte, wobei sie, selbst in deutscher Sprache, eine recht hübsche Zungengeläufigkeit entwickelte, nahm sie auf einem Sessel im Gesellschaftssaal Platz und ließ von Neuem ihren Gedanken freien Spielraum.

Diese richteten sich vorzüglich auf den ersehnten Besuch, wie die leise über ihre Lippen gehenden Worte verriethen.

„Ob er wohl kommen wird? — Er ist jetzt nachlässiger als sonst in seinen Besuchen. In Olmütz sah ich ihn fast täglich, hier vergeht zuweilen eine Woche, ohne daß ich ihn sehe; — und doch versprach er mir, unser Verhältniß solle nach seiner Verheirathung, wenn er mich hier untergebracht habe, desto inniger werden. Ach, diese Verheirathung war doch ein Unglück für mich, wenn es ihm auch gelungen ist, mit dem Vermögen der reichen Frau seine drückenden Schulden zu bezahlen! — Was hilft mir bei der tödtlichen Langeweile, die ich in dieser Einsamkeit oft fühle, der Luxus, der mich jetzt umgiebt? als ich noch bei'm Theater in Josephstadt und Olmütz war, sah ich doch wenigstens täglich Menschen!"

Unmuthig stieß sie eine sehr schön gearbeitete, mit Sammet gepolsterte Fußbank weit von sich in das Zimmer hinein.

In diesem Augenblicke trat durch die geöffnet gebliebene Thür von der Veranda her ein Mann ein. Er war groß und kräftig gebaut, ohne daß seine Gestalt, die er hoch aufgerichtet, militairisch fest trug, dadurch an Gewandtheit eingebüßt hätte; die kurze graue Jagdjope und der leichte Filzhut, den zu lüften er sich nicht sogleich die Mühe gab, kleideten ihn sehr gut. Sein Gesicht hatte scharf ausgeprägte männliche Züge und war leicht von der Sonne gebräunt; das kurzverschnittene Haar und der dunkle, ziemlich starke Schnurrbart gaben ihm noch mehr das Ansehn eines Soldaten; die stolze Adlernase und blitzende dunkle Augen verliehen ihm den Ausdruck von Energie, selbst von Härte, obgleich er augenblicklich eine freundlich lächelnde Miene machte.

Bei seinem Anblicke stieß Mademoiselle einen Ruf freudiger Ueberraschung aus, erhob sich und flog mit einer Lebhaftigkeit, in der sich ihr eigentliches Naturel verrieth, in seine sich für sie ausbreitenden Arme.

„Wie munter Du heute bist, liebe Ninette!" sagte er, sie herzhaft und ungenirt auf die frischen Lippen küssend; — „so liebe ich Dich am meisten. Was hat Dich denn aber in eine so köstliche Laune versetzt?"

„Nun, ist es nicht genug, daß ich Dich wieder habe, Karl?" fragte sie schmeichelnd, indem sie sich dicht an ihn schmiegte und ihn zu einem Sopha führte, auf das sich Beide, Arm in Arm, niederließen. „Ich habe Dich seit fünf oder sechs Tagen nicht gesehen, Du Böser!"

„Ich sagte Dir doch, daß ich genöthigt sei, auf einige Tage nach Olmütz zu reisen."

„Ja wohl, jedenfalls in keinen wichtigeren Geschäften, als mit Deinen alten Kameraden von den Husaren einige lustige Tage zu verbringen."

„Nun, ohne dem geht's freilich nicht ab," meinte lachend der Rittmeister a. D. Freiherr von Tannenburg.

„Und Du vergissest, wie, wenn Du auf Glücksburg bei

Deiner schönen Frau bist, Deine arme Ninette, die Du hier wie ein Türke von aller Welt abgeschlossen hältst," sagte die Französin schmollend.

„Ei, was fällt Dir ein, mein süßes Kind?" fragte der Rittmeister, noch in bester Laune. „Du warst ja bisher ganz zufrieden mit dem kleinen Liebestempel, in den ich Dich versetzt habe."

„Ja wohl, aber die Einsamkeit! Wenn Du noch öfter herüberkämst, aber die schöne Therese —"

„Schon wieder Therese? Und Du betonst ja heute so eigenthümlich das Wort schön?"

„Nun, ist sie nicht schön?"

„Hm, ich sagte Dir schon, daß ich nicht mehr rechte Augen dafür habe; übrigens wird sie jetzt mit jedem Tage bleicher und unansehnlicher. Wenn Du sie sehen würdest —"

„Aber ich habe sie gesehen!" rief Ninon, halb triumphirend, halb ärgerlich, „und ich finde, daß sie schöner ist, als Du mir hast gestehen wollen."

„Du hast meine Frau gesehen?" fragte der Rittmeister, offenbar unangenehm überrascht. „Wie ist das möglich gewesen? Ich will nicht hoffen, daß Du unbesonnen genug gewesen bist, gegen meinen ausdrücklichen Wunsch und Willen dieses Haus zu verlassen."

„Ah, mein Freund, erinnere Dich, daß ich nicht Deine Sklavin bin! — Beruhige Dich indessen, ich habe Deinen Wunsch respektirt, weil ich seine Nothwendigkeit einsehe. Ich habe sie dennoch gesehen, sogar gesprochen, denn sie war hier."

„Hier?" rief der Rittmeister und machte eine heftige Bewegung, als ob er aufspringen wolle.

„Ja, wohl länger als eine Stunde; sie hat mir die Hand gedrückt und unseren kleinen Charles geküßt, mich öfter zu besuchen versprochen und mich sogar nach Glücksburg eingeladen."

Mademoiselle Ninon sagte das Alles in einem Tone, der etwas Scherzhaftes an sich hatte.

„Sprich doch nicht solche Thorheiten, mein Kind," entgegnete der Rittmeister mit gerunzelter Stirn. „Welchen Zweck hast Du dabei, mir ein Mährchen aufbinden zu wollen, das mir gerade kein Vergnügen machen kann?"

„Aber ich scherze durchaus nicht, Karl," meinte Ninon, wieder ganz ernst werdend, „und wenn Du mich geduldig anzuhören versprichst, will ich Dir unsere Unterredung Wort für Wort mittheilen."

Der Rittmeister hatte sich doch etwas entfärbt, und während er der Erzählung seiner Geliebten in großer Spannung zuhörte, spiegelten sich Betroffenheit und Unmuth deutlich auf seinem Gesichte, und er mußte sich wiederholt auf die Lippen beißen, um nicht, ganz aus der Fassung kommend, Ninon zu unterbrechen.

„Das ist mir sehr, sehr fatal," sagte er, als sie geendet hatte und ihn fragend anblickte, „und ich fürchte, daß diese Begegnung üble Folgen haben könne."

„Nun, bist Du nicht mit mir zufrieden? Wie hätte ich mich anders benehmen sollen?"

„Du magst dieses Mal Geistesgegenwart genug bewiesen haben, und ich bin ganz zufrieden damit, daß Du Dich in dieser peinlichen Situation nicht überraschen ließest, aber ich begreife nicht, mein Kind, was Dich veranlaßte und wie Du wagen konntest, sie zur Wiederkehr aufzufordern."

„O, was das anbetrifft," meinte Ninon, die Lippen stolz aufwerfend, „so fürchte ich mich durchaus nicht vor ihr; sie ist zwar vor dem Gesetze und der Welt Deine Frau, ich aber bin es kraft unserer Liebe und des engen Bandes, das uns unzertrennlich verknüpft, unseres Kindes; das gleicht sich aus, es bleibt sogar ein Ueberschuß von Recht für mich dabei. Es kitzelte eigentlich meine Eitelkeit, an der Seite der Gemahlin meines Geliebten zu sitzen und sie mein Kind küssen zu sehen, und wer weiß, welchen Vortheil es für mich haben kann, wenn ich mir ihre Freundschaft gewinne?"

Der Rittmeister mußte sich durch diese Worte verletzt fühlen, denn seine Stirn faltete sich noch tiefer, und er entgegnete heftig:

„Ich finde aber dieses Verhältniß höchst unpassend.“

„Warum, wenn ich fragen darf?“

„Hm, weil es mir die Welt sehr verdenken würde, wenn ich Dich mit meiner Frau auf eine Stufe stellen wollte.“

Nach diesen im höchsten Unmuthe gesprochenen Worten stand er auf und begann im Zimmer auf und niederzugehen. Aber auch Ninon schien augenscheinlich beleidigt; sie hatte zwar höhnisch über die ihr Selbstgefühl verletzende Aeußerung des Geliebten gelächelt, aber nicht gewagt, laut zu lachen, denn sie fürchtete seine aufbrausende Heftigkeit. Ihre Wangen waren bleicher geworden, und ihr Herz klopfte schneller und lauter vor Haß und Rachegefühl gegen die Frau, der sie nur mit dem höchsten Widerstreben einen Vorzug einräumen konnte.

„Ich wollte Deine Gemahlin nicht beleidigen, Karl,“ sagte sie nach einer Pause mit angenommener Demuth, die indessen für einen aufmerksamen Beobachter den tiefen Groll und Hohn nicht verbarg.

„Was kümmert mich das?“ fuhr der Rittmeister barsch heraus. „Es handelt sich hier nur darum, daß ich selbst nicht vor der Welt bloßgestellt werde, und deshalb will ich, daß Du diese Bekanntschaft abbrichst.“

„Und wie wäre das möglich, wenn sie, ihrem Versprechen gemäß, hierher wiederkehrt?“

„Ach, das ist eine Kleinigkeit, und Ihr Frauen seid erfinderisch genug, viel schwerere Aufgaben zu lösen. Uebrigens will ich Dir diese erleichtern; ich werde Theresen, wenn sie von ihrem Besuche auf dieser Villa spricht, den Wiederbesuch derselben geradezu verbieten.“

„Wie Du willst,“ meinte die Französin kurz und machte dazu eine Miene, die sich leicht in die Worte übersetzen ließ:

„Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich mir sehr wenig

aus diesem Verbote machen und hinter seinem Rücken meinen eigenen Willen thun; es solle mich auch sehr wundern, wenn sie anders dächte und handelte."

Die Unterredung über diesen Punkt war mit dem Machtspruche des Rittmeisters beendet, aber sie hatte bei beiden Theilen doch eine unmuthige Stimmung zurückgelassen, die später noch mehrmals hervorzubrechen drohte. Der Rittmeister speiste bei seiner Geliebten zu Abend und bestieg erst lange nach Mitternacht wieder das Pferd, auf dem er gekommen war, um nach Schloß Glücksburg zu seiner rechtmäßigen Gemahlin zurückzukehren; inzwischen war es nicht zu einer so heiteren Unterhaltung, wie sie sonst bei seiner Anwesenheit in der Villa stattzufinden pflegte, gekommen, denn er machte sich Gedanken über alle möglichen Folgen des ihm so fatalen und gefährlichen Zufallsspiels und Ninon war beleidigter, als sie gestehen durfte.

Als sie wieder allein war, warf sie sich unruhig auf ihrem Lager umher und verrieth ihre Gedanken durch folgende Stoßseufzer:

„Es ist gewiß, daß nicht allein ihr Vermögen, sondern auch ihre Person Werth für ihn gehabt hat und noch hat; er würde sonst gar nicht auf den Gedanken kommen, mich so tief unter sie zu stellen. Was wird die Folge davon über Lang oder Kurz sein? — Die Gewohnheit wird ihn kälter gegen mich machen, — um das Kind kümmert er sich überhaupt nicht viel, — und die Zeit wird eintreten, wo es ihm lästig wird, den Aufwand, den er jetzt meinetwegen macht, zu bestreiten. Dann ist es ihr leicht, ihren Einfluß auf ihn geltend zu machen, und sie wird sich die Gelegenheit dazu nicht entgehen lassen, denn sie scheint eine kluge Frau zu sein. Ich werde dann, mit Verachtung beladen, in die Welt hinausgestoßen, höchstens mit einer kleinen Entschädigung meinem Schicksale überlassen, — man kennt das! — ich habe in Paris bei meinen Colleginnen vom Theater mehr als einmal ein solches Beispiel erlebt. Nein, es

ist eine ganz falsche Spekulation, sich auf die Liebe und Treue der Männer zu verlassen, wir müssen sie durch festere Bande an uns knüpfen. Ich bin eine Närrin gewesen, diese Heirath nicht mit allen Kräften und auf jede Gefahr hin hintertrieben zu haben; ich opferte mich gewissermaßen für ihn, indem ich es unterließ, denn ich dachte nur daran, daß seine ganze Existenz bedroht war, wenn er mit ihrem Vermögen nicht seine Schulden bezahlen könnte. Und was wird nun mein Dank dafür sein?"

Ninon dachte sich schon so sicher in ihr zukünftiges Unglück hinein, daß sie immer aufgeregter und ihr Gedankengang immer finsterer wurde; die Einsamkeit und Stille der Nacht trug wohl viel dazu bei, ihre Phantasie zu reizen.

„Ich bin verloren," fuhr sie fort, „wenn ich nicht meine ganze Macht über ihn wiedergewinnen kann, und dazu gehört vor Allem, daß ich ihn von dem Einflusse seiner Frau befreie. Aber wie sollte sich diese Ehe lösen lassen? Das würde ihn mindestens in die frühere Noth zurückstürzen, und damit wäre mir auch nicht gedient. Ach, nur der Tod kann ihn befreien und mir und unserem Kinde zurückgeben! — Der Tod? Theresens Tod?"

Die Französin richtete sich in ihrem Bette auf, und ihre großen flammenden Augen bekamen einen unheimlichen Ausdruck.

„Wenn sie doch sterben möchte!" sagte sie leise; „sie ist kränklich, man sieht es an ihren bleichen Wangen. Aber wie lange kann ich darauf noch warten? — Man müßte der Natur zu Hülfe kommen. — — Ach, welcher Gedanke! Ein Mord und im Hintergrunde das Schaffot!"

Sie schauderte heftig zusammen, blickte sich scheu nach allen Seiten in dem nur matt von der Nachtlampe erleuchteten Schlafzimmer um und hüllte sich dann wieder in ihre Decken.

II.

Zwei Gatten.

Die finstere Oktobernacht lag auf Schloß Glücksburg und seiner Umgebung; die meisten Bewohner hatten sich schon längst zur Ruhe niedergelegt, nur drei Fenster in dem großen Gebäude, dessen gothische Thürmchen und Dachzinnen sich kaum gegen den wolkenbezogenen Himmel abzeichneten, waren noch matt erleuchtet. Eines derselben befand sich im Souterrain, nahe der großen Eingangsthür, die beiden anderen an der einen Ecke der Bel-Etage.

Wir wenden uns zunächst nach dem kleinen Domestikenzimmer im Souterrain, das eigentlich für einen Portier bestimmt war; die Stelle war aber im Schlosse zur Zeit als überflüssig unbesetzt geblieben.

In diesem Gemache, das ein ganz freundliches, wohnliches Aussehen hatte und durch eine kleine Oellampe erhellt wurde, befanden sich jetzt zwei Personen, ein junger Bedienter in Livree, der ein recht wohlgebildetes Gesicht mit klugen, beinahe verschmitzt zu nennenden Augen hatte, und ein ziemlich hübsches, blondhaariges, etwas mehr als zwanzigjähriges Mädchen, das man an der Kleidung und dem ganzen Aussehen leicht als die Kammerzofe einer vornehmen Dame erkennen konnte.

Die beiden jungen Leute schienen sehr vertraut zu sein,

denn sie saßen dicht neben einander und Hand in Hand auf einem kleinen, mit buntem Kattun überzogenen Sopha ohne Lehnen; ihre Unterhaltung, wie interessant dieselbe auch gewesen sein mochte, mußte sich jedoch schon erschöpft haben, denn seit einer Weile bewahrten sie tiefes Schweigen, das zuweilen nur durch das halblaute Gähnen des jungen Mannes unterbrochen wurde.

„Es ist nun wahrhaftig Zeit, Johann, daß ich Sie Ihrem Schicksale allein überlasse," begann die Zofe endlich wieder in einem Tone, der trotz ihres Lächelns einen kleinen Aerger verrieth, „nachdem ich Ihnen länger als die halbe Nacht hindurch auf Ihrer Wache Gesellschaft geleistet habe, denn Sie scheinen aller der schönen Worte, die Sie mir vorher sagten, müde geworden zu sein und gähnen ein über das andere Mal auf recht ungalante Weise."

„Theuerstes Linchen, einzigster Schatz, wer könnte neben Ihnen müde werden?" entgegnete der schläfrige Liebhaber ohne besonderes Feuer.

„Nun, Ihr Aussehen straft Ihre Worte Lügen; wenn ich von Allem, dessen Sie mich früher und heute versichert haben, ebenso viel zu halten hätte, wäre ich wirklich zu bedauern."

„Seien Sie nicht hartherzig, liebe Lina," bat der Bursche, sich gewaltsam aus seinem Halbschlummer aufraffend und die schmollende Schöne näher an sich ziehend; „Alles will seine Zeit haben, und in der Bibel steht schon: Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Sie wissen ja, daß ich schon die ganze vorige Nacht durchwacht habe, weil wir den Herrn zurückerwarteten, und wenn Sie mir nicht heute so freundlich Ihre Gesellschaft angeboten hätten, läge ich gewiß längst schon wie ein Todter da."

„Angeboten? — Bilden Sie sich doch Nichts ein, Johann! Sie haben mich ja heute Vormittag wohl eine halbe Stunde lang mit Bitten bestürmt und mir so rührend geklagt, welche Langeweile Sie in der vorigen Nacht hätten ausstehen müssen."

„So? — Ja, Sie haben immer Recht, beste Lina.“

„Werden Sie das auch noch sagen, wenn ich Ihre Frau bin, Johann?“ fragte das Mädchen schalkhaft.

„Auf meine Ehre, Lina, ich glaub's — nein, ich bin's überzeugt und kann's Ihnen zuschwören.“

„Ach, was machen sich die Männer aus Schwüren? — Erleben wir nicht alle Tage Beispiele, daß sie schon am Tage nach der Hochzeit vergessen haben, was sie vor dem Altar gelobten?“

„Hm!“ machte Johann blos, indem er dieses Mal glücklich einen neuen Gähnkrampf überwand.

„Da sehen Sie doch nur einmal unseren Herrn Rittmeister an! Zuerst konnte es ihm mit der Hochzeit nicht eilig genug gehen, und nun er die Gnädige hat, hält er es kaum vierundzwanzig Stunden hinter einander im Schlosse aus.“

„Geschäfte!“ meinte Johann mit wichtiger Miene. „Der Mann muß hinaus in's feindliche Leben —“

„Ach, was wissen Sie denn davon? — Aber Sie halten's immer mit dem Rittmeister, seitdem er Herr im Hause ist.“

„Nun, ist das nicht ganz natürlich? Ein guter Diener muß seinem Herrn anhängen, wenn er Carrière machen will, und ehe ich es nicht bis zum Hausmeister oder so Etwas gebracht habe, kann ich Sie auch nicht heirathen, beste Lina. Wie kann man's übrigens dem Herrn verdenken, wenn er sich zuweilen aus dem Schlosse fortsehnt, denn seit der Hochzeit ist das ja ein wahres Trauerhaus geworden.“

„Ja, man hat schlimme Zeiten durchzumachen,“ seufzte die Zofe, „seitdem die Gnädige sich so sehr verändert hat. Wenn ich dagegen bedenke, welch' muntere Frau und gute Herrin sie noch vor einem halben Jahre war, ehe der letzte Krieg ausbrach —“

„Ja, der Krieg hat's ihr angethan,“ setzte Johann hinzu; „es war ein unglücklicher Tag für sie, an dem der preußische Lieutenant in's Haus kam. Bis zu der Reise, die wir mit ihr

nach Dresden machten, hätte ich darauf wetten mögen, daß er unser Herr werden würde."

„O, sie war auch auf dem besten Wege, ihn zu heirathen, das ist außer allem Zweifel; als Kammermädchen durchschaut man so Mancherlei."

„Dieses Mal brauchen Sie sich Ihres Scharfblickes nicht besonders zu rühmen, Linchen, denn als er verwundet hier im Schlosse lag und sie den ganzen Tag lang, selbst Nachts zuweilen, vor seinem Bette saß, merkte wohl ein Jeder, wie die Sache stand. Wenn ich nur wüßte, was zwischen ihnen in Dresden vorgefallen ist, als sie ihm nach dem Friedensschlusse dahin nachgereist war; es muß da doch einen argen Zank zwischen ihnen gegeben haben, denn als er von ihr ging, sah man ihm an, wie erbost er war —"

„Und dann die Rückreise Hals über Kopf," fuhr die Kammerzofe fort, „ihre schwere Krankheit in Prag, wo der Rittmeister auf einmal erschien, als ob er aus den Wolken gefallen wäre."

„Die Eifersucht hatte ihn ihr nachgetrieben," meinte Johann; „ich hab's aus seinem eigenen Munde, wenigstens verrieth er sich, als er mich über unsere Reise aushorchen wollte. Er muß aber doch schon sehr sicher im Sattel gesessen haben, denn nun ging's ja Knall und Fall mit der Hochzeit."

„Dahinter steckt ein Geheimniß, das ich für mein Leben gern kennen möchte," meinte Lina nachdenklich. „So viel steht fest, daß sie den Rittmeister nicht gern genommen hat, obgleich es zwischen ihr und dem preußischen Lieutenant wohl für immer vorbei war, denn alle Morgen seitdem sah ich sie mit verweinten Augen, und bei der Trauung fiel sie auch nicht umsonst in Ohnmacht. Die arme Frau!"

„Nun, der Mann ist gerade auch nicht zu beneiden, denn man sieht gleich, daß sie kalt wie Eis gegen ihn ist."

„Ja, er treibt's aber auch danach. Spielt er hier im Hause nicht den Herrn, als ob er das ganze Vermögen zugebracht habe?

und dabei sagt man, er habe nicht einen Heller, wohl aber mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe besessen."

„Pst, Linchen, das geht uns Nichts an — jetzt ist er einmal unser Herr."

„Ich mag ihn deswegen doch nicht leiden und halte es mit meiner Gnädigen," sagte Lina, die Johann gegenüber für nöthig halten mochte, ihr Geschlecht zu vertheidigen. „Wenn ein Ehemann schon in den Flitterwochen sich tagelang außer dem Hause umhertreibt, giebt's nimmermehr etwas Gutes."

„Na, von Flitterwochen war wohl hier gar nicht die Rede."

„Desto schlimmer! Johann, wenn mir das passirte —"

„Nichts da, theures Kind! wir werden uns ja aus Liebe heirathen!" sagte Johann schmeichelnd und besiegelte seine Worte durch einen herzhaften Kuß, den die Zofe ohne Sträuben hinnahm, worauf sie, wohl zum hundertsten Male in dieser Nacht, sagte, sie habe nun die höchste Zeit, sich auf ihr Zimmer zu begeben. —

Inzwischen wachte auch die Herrin des Hauses, von der in der Domestikenstube die Rede war, in dem vorerwähnten, noch zu so später Stunde erleuchteten Eckzimmer der Bel-Etage, ihrem Schlafgemache. Die Rückkehr ihres Gatten erwartete sie wohl gerade nicht, denn derselbe bewohnte seine eigenen Zimmer im Erdgeschosse und pflegte die ihrigen nicht oft zu betreten.

Die Freifrau von Tannenburg hat man schon in der Villa der Französin gesehen, die, wie sie noch nicht ahnte, die Geliebte ihres Gemahls war.

Therese trug jetzt ein Nachtgewand, aber ihr Bett stand noch unberührt, und sie saß in einem Sessel vor einem kleinen Tische und las bei dem durch einen schleierartigen Ueberwurf gedämpften Lichte einer schönen Lampe in einem Buche.

Dies war ihr Tagebuch*), ein Abriß ihres Lebens, dessen

---

*) Die Leser unseres Romanes: „Unter Preußens Fahnen" werden sich erinnern, daß Therese dasselbe mit großer Gewissenhaftigkeit

wiederholte Lektüre ihr manche Stunde der Einsamkeit ausfüllen half.

Der Mensch blickt gern in seine Vergangenheit zurück, besonders wenn ihn die Gegenwart nicht zu befriedigen vermag, und nicht allein die Sonnenblicke in jener sind es, die ihn anziehen, weil sie ihn momentan in eine süße Täuschung wiegen, sondern auch die traurigen Erlebnisse, die finsteren Stunden beanspruchen, vielleicht noch mächtiger, ihr Recht an die Erinnerung; die vergangenen Leiden sind dem Herzen ebenso theuer wie seine Freuden.

Das Tagebuch Theresens mußte mehr der ersteren als der letzteren aufzuweisen haben, denn ihr Gesichtsausdruck war bald ein finsterer, bald wehmüthig, und so selten einmal ein kaum merkliches Lächeln flüchtig ihre Lippen bewegte, so oft preßten sich diese fest auf einander und, ohne daß sie selbst es bemerkte, rollte eine Thräne über ihre blassen Wangen hinab.

Zuweilen unterbrach sie auch die Lektüre, lehnte sich zurück und versank in Gedanken, als ob sie sich recht deutlich das Bild ausmalte, das auf dem Papiere von ihrer Hand nur skizzirt worden war, und dann flüsterte sie abgebrochene Worte, unter denen ein lauschendes Ohr mehrmals einen Namen hätte vernehmen können:

„Hugo!"

Nicht die späte Nachtstunde und die rings umher herrschende fast unheimliche Stille waren nöthig, um den Eindruck zu bestärken, daß Therese von Tannenburg eine sehr unglückliche, tiefgebeugte Frau sein müsse, denn aus ihrer Erscheinung allein schon konnte man diese Ueberzeugung gewinnen. Wer von ihren alten Bekannten hätte in ihr die stolze, eigenwillige, der Stürme des Lebens spottende Frau wiedergefunden, die sie noch vor

---

führte und sowohl alle ihr nur einigermaßen interessanten Erlebnisse als ihre Empfindungen und Gedanken diesen sorgsam bewahrten Blättern anvertraute.

einem halben Jahre gewesen war? — Diese Thränen und schmerzlichen Seufzer, diese stille, bittere Klage sagten, daß ihre Energie gebrochen sei und daß das Schicksal, mit dem sie früher gespielt, sie besiegt habe; es schien, als könne sie sich nie wieder von den Schlägen, die ihr Herz getroffen hatten, aufrichten.

Welcher Art die letzteren gewesen, das hat die Unterhaltung der beiden Dienstboten in dem Portierstübchen schon angedeutet, und gewiß ahnten und begriffen diese Leute nur den kleinsten Theil davon; wenn man aber auch einen Schleier über Thereses Vergangenheit decken wollte, so reichten die Verhältnisse der Gegenwart doch schon hin, ihr Gemüth zu verdüstern und ihrem Herzen Wunden zu schlagen.

Schon einmal mit einem alten, ungeliebten Manne, dem kaiserlichen Kammerherrn und Major von Liebow, verheirathet gewesen, welche kurze Ehe der Tod vor ungefähr zwei Jahren gelöst hatte, konnte sie, im Besitze eines großen Vermögens und herrlicher Landgüter, jung, schön und von aller Welt gefeiert, ganz unabhängig und ihren Launen gemäß leben — und Launen und Leidenschaften besaß diese Frau in übergroßer Menge; jetzt war sie aber durch die Heirath mit einem Manne, der sie nicht liebte, wie es seinem Verhältnisse zu der französischen Tänzerin nach doch zu schließen ist, den sie ebenfalls nicht liebte, nicht einmal achtete, da er es so wenig für der Mühe werth hielt, zu verbergen, daß es ihm nicht um ihr Herz und ihre Hand, sondern nur um ihr Vermögen zu thun gewesen sei — durch diese Heirath, zu der sie durch Verhältnisse gezwungen worden, welche der Uneingeweihte nicht zu enträthseln vermochte, eine bemitleidenswerthe Sklavin geworden. Eine flüchtige Bekanntschaft mit dem Rittmeister von Tannenburg genügte zu der Ueberzeugung, daß er viel vom Tyrannen an sich habe, und er besaß die geistige und körperliche Kraft dazu, seinem Eigenwillen Geltung zu verschaffen.

Als Therese sich entschloß oder entschließen mußte, ihm ihre Hand vor dem Altare zu reichen, befand sie sich nach dem

schweren Krankheitsanfalle in Prag in einer Gemüthsverfassung und geistigen Abspannung, die es ihr unmöglich machten, auch ihre materiellen Interessen so zu wahren, wie es die Vorsicht bei Abschließung einer Ehe für eine so vermögende Braut gebot. Der Rittmeister war schlau und unedel genug gewesen, dies zu benutzen und den Ehekontrakt so zu stellen, daß er, bis auf einen gewissen Theil, über die Güter seiner Gemahlin unbeschränkt verfügen konnte, und da er in der That „keinen Heller, aber mehr Schulden als Haare auf dem Haupte" besaß, wie vorher die Kammerzofe sich ausgedrückt hatte, diese Schulden bezahlte und nebenbei sich noch recht splendide Ausgaben für seine Maitresse erlaubte, so wird man sich leicht denken können, in wie ausgedehntem Maße er den errungenen Vortheil in Anspruch nahm.

Darum kümmerte sich Therese nun allerdings nicht viel, obgleich es ihr doch nicht ganz unbekannt bleiben konnte, wie ihr Mann wirthschaftete; daß dies aber so rücksichtslos geschah, daß er sie bei seinen Ausgaben nicht einmal zu Rathe zog und ganz so that, als ob er das Vermögen in die Ehe gebracht habe, war demüthigend für sie, und noch demüthigender, daß er sie, um seinen ihr unbekannten Vergnügungen nachzugehen, schon in der ersten Zeit der Ehe auffällig vernachlässigte — kurz, sie nur als ein nothwendiges Uebel, als eine lästige Zugabe bei der glanzvollen Stellung, in die er getreten war, betrachtete.

Und dennoch ertrug sie dies Alles ohne Widerstand, ohne Einwendung, äußerlich mit einer Gleichgültigkeit, die nur in solchen traurigen Stunden der Einsamkeit und des nächtlichen Wachens, wie wir jetzt eine bei ihr belauscht haben, von ihr wich; aber auch dann trat die ehemalige Kraft nicht in leidenschaftlichen Ausbrüchen des Schmerzes und Unwillens hervor, sondern diese Gefühle hatten nur ein finsteres Dahinbrüten und weichliche, stumme Klageäußerungen zur Folge.

Wie gesagt, Therese war eine ganz Andere geworden, und wenn sie nicht bald einen energischen Versuch machte, sich auf-

zuraffen, so mußte sie auf die eine oder andere Weise zu Grunde gehen. —

Es waren schon Stunden nach Mitternacht vergangen, als sich der Hufschlag eines galoppirenden Pferdes auf dem freien Platze vor dem Schlosse vernehmen ließ. Theresens Ohr wurde wohl davon getroffen, aber sie rührte sich nicht von der Stelle, und in ihren Mienen zeigte sich nicht die geringste Veränderung.

Auf die beiden Personen in dem Portierstübchen übte jenes Geräusch dagegen eine andere Wirkung; sie rissen sich aus ihrer zärtlichen Umarmung mit dem Worte: „Der Rittmeister!“ los, und während Lina nach ihrem Zimmer floh, beeilte sich Johann, die Hausthür zu öffnen und an den Fuß der Emportreppe zu gelangen.

Der Rittmeister hatte bereits dieselbe Stelle erreicht und sein Pferd parirt.

„Was giebt's Neues im Schlosse, Johann?“ fragte er nachlässig, indem er aus dem Sattel sprang und dem Diener die Zügel zuwarf.

„Nichts, Euer Gnaden, das ich wüßte.“

„Ich sehe Licht im Schlafgemache meiner Frau; sie ist doch nicht krank?“

„Die gnädige Frau hat heute Nachmittag noch eine Spazierfahrt gemacht.“

Der Rittmeister sagte Nichts weiter, sondern ging in das Haus hinein und schlug den Weg nach seinen Zimmern ein; plötzlich besann er sich aber eines Anderen und kehrte um, indem er vor sich hinmurmelte:

„Ich bin doch neugierig, zu sehen, was sie jetzt noch treibt; ich habe ja so wie so mit ihr zu sprechen.“

Damit stieg er die zur Bel-Etage führende Treppe hinan und richtete seine Schritte, ohne dieselben zu dämpfen, nach der Thür des Schlafgemaches seiner Gattin.

Als Therese diese sich nähernden Tritte hörte, fuhr sie zusammen und verbarg schnell das noch aufgeschlagen vor ihr

liegende Buch in der Schublade des Tisches. Dies war kaum geschehen, als der Rittmeister an die Thür klopfte und dieselbe unmittelbar darauf öffnete.

„Du bist noch wach?" fragte er. „Ich sah Deine Fenster erleuchtet und wollte nicht unterlassen, Dich nach meiner Rückkehr zu begrüßen. Ich will nicht hoffen, daß Du meines langen Ausbleibens wegen unruhig gewesen bist."

Keine Spur von Herzlichkeit war in dieser Anrede zu entdecken, und ebenso wenig verrieth eine Miene Theresens eine Empfindung, die auf ihren Gemahl Bezug gehabt hätte. Die beiden Gatten schienen es aufgegeben zu haben, sich Gefühle zu heucheln, die nicht vorhanden waren.

„Ich erwartete Dich nicht früher," erwiederte sie kalt; „ich wache nur, weil ich das Bedürfniß des Schlafes nicht fühlte."

„Und doch solltest Du eigentlich ermüdet sein," fuhr der Rittmeister fort, „denn, wie ich hörte, hast Du Nachmittags eine Spazierfahrt gemacht."

„Von wem hörtest Du das, wenn ich fragen darf?"

„Der Bediente Johann, der mir das Pferd abnahm, sagte es mir auf die Frage, ob Du Dich wohl befändest."

„Danke!"

Weiter sagte Therese Nichts, und es trat eine Pause ein, in der sie mit den Ringen an ihren Fingern spielte, während er nach Worten zu suchen schien, um die Unterredung dahin, wo er wünschte, zu leiten.

„Es ist mir lieb," sagte er dann, „wenn Du Dich zuweilen aus Deiner Einsamkeit reißest, und die frische Luft wird Deiner Gesundheit gewiß auch zuträglich sein. Du weißt, daß ich öfter genöthigt bin, das Haus und Dich zu verlassen, und es wäre mir ganz erwünscht, wenn Du mit einigen unserer Nachbarinnen die Bekanntschaft erneuertest, denn Du mußt Dich sonst ja hier tödtlich langweilen."

Der Rittmeister erreichte nicht seinen sehr wahrscheinlichen Zweck, seine Frau zu der Aeußerung zu veranlassen, daß sie an

diesem Nachmittage schon eine Bekanntschaft gemacht habe, denn sie antwortete nur:

„Meine Gedanken unterhalten mich."

„Gedanken sind zuweilen ein sehr gefährliches Spielzeug," sagte er mit gerunzelter Stirn. „Aber ich wollte fragen, ob Du einen weiten Ausflug gemacht hast."

„Ich fuhr bis auf die Tobitschauer Landstraße und machte dann eine Promenade durch den Wald bis an das Ufer der March."

„Wieder in der Einsamkeit des Waldes? Du solltest lieber Menschen aufsuchen."

„Ich suchte sie nicht, aber ich fand sie dort zufällig, — eine hübsche kleine Villa."

„So? Ich habe noch Nichts davon gewußt, daß dort eine solche liege. Aber Du sagst, Du habest dort Menschen gefunden?"

„Die Besitzerin, eine junge Frau mit einem hübschen Kinde; sie lud mich ein, in ihren Garten zu treten, und ich habe eine Stunde mit ihr verplaudert."

„Das freut mich; da beginnt sich mein Wunsch ja schon zu erfüllen. Wer ist denn eigentlich diese Dame oder vielmehr ihr Mann?"

„Sie ist seit Kurzem Wittwe; ihr Mann war ein Kamerad von Dir, vom Regiment König von Belgien, Oberlieutenant Braun —"

„Braun?" wiederholte der Rittmeister, die Stirn runzelnd.

Man weiß, daß er schon von Ninon diesen Namen, den sie sich seiner Gattin gegenüber fälschlich beigelegt, vernommen hatte; er spielte aber sehr gut den Ueberraschten.

„Erweckt dieser Name eine unangenehme Erinnerung in Dir?" fragte Therese, die auf sein Benehmen hatte aufmerksam werden müssen; „die junge Wittwe behauptete, Dich nicht zu kennen, obgleich sie die Zeit während des Krieges ebenfalls in Olmütz zugebracht hat."

„Auch ich kenne weder sie noch ihren verstorbenen Gatten persönlich," erwiederte der Rittmeister. „Er mag ein braver Mann gewesen sein, aber von ihr sagte man in Olmütz nichts Rühmliches."

„Nun?" fragte Therese erstaunt.

„Hm, die Frau erfreut sich keines guten Rufes; wir können und wollen nicht untersuchen, wie weit die gegen sie erhobenen Anklagen begründet sind, jedenfalls ist sie aber kein Umgang für Dich, und ich wünsche, daß Du die Villa nicht wieder besuchest."

Er sagte dies in so entschiedener Weise, daß Therese, die ihm überhaupt mißtraute, dadurch auf den Gedanken geleitet wurde, er könne noch einen besonderen Grund zu seinem Verbote haben; das letztere reizte überhaupt den Rest ihres Eigensinnes. Hätte sie die Warnung von irgend einer anderen Seite erhalten, so würde sie ihr vielleicht ohne nähere Prüfung gefolgt sein, denn ein übergroßes Interesse nahm sie noch nicht an der verwittweten Oberlieutenant Braun, aber der unmotivirten Meinung, vielleicht bloßen Laune ihres Gemahls mochte sie sich nicht ohne Weiteres unterwerfen.

„Die junge Wittwe hat mir gefallen," entgegnete sie, „und ich habe ihr das feste Versprechen gegeben, meinen Besuch zu wiederholen; ich möchte dasselbe nicht ohne gewichtigen Grund brechen, und es wäre mir daher lieb, Näheres zu erfahren, um selbst prüfen zu können, ob es sich hier nicht blos um müßige Klätschereien handelt."

„Ich weiß Nichts mehr," sagte der Rittmeister kurz und scharf; „aber ich hoffe, daß mein Wunsch Dir genügen wird, diesen Umgang abzubrechen. Ich würde es sehr übel aufnehmen, wenn ich hören sollte, daß Du die junge Wittwe wiedergesehen hättest."

Vor Kurzem noch würde sich Theresens Stolz gegen ein solch' willkürliches Gebot, gegen den in ihre eigene Urtheilskraft gesetzten Zweifel und die Beschränkung ihrer Willensfreiheit so

sehr empört haben, daß sie eine trotzige Antwort nicht hätte zurückhalten können, jetzt fühlte sie sich wohl verletzt, hatte aber nicht Lust und Muth, einen förmlichen Streit herbeizuführen. Obenein war ihr Mißtrauen gestiegen, und sie glaubte durch scheinbare Nachgiebigkeit darüber eher in's Klare kommen zu können, als durch weitere Einwendungen, die ihren Gemahl wahrscheinlich veranlaßt hätten, schärfer zu beobachten, ob sie ihm gehorsam sein würde. Sie schwieg also, war aber fest entschlossen, während seiner nächsten Abwesenheit die Villa wieder zu besuchen, um sich womöglich in jeder Beziehung Gewißheit zu verschaffen.

Der Rittmeister war zufrieden. Wie alle Leute, die es lieben, sich auf die rohe Gewalt zu stützen, glaubte er, daß Niemand leicht wagen werde, gegen seinen so bestimmt ausgesprochenen Willen zu handeln und seine Drohung zu mißachten, und besonders seine Frau, die ja nicht einmal mehr eine Einwendung wagte, hielt er jetzt für zu schwach dazu. Sollte sie ihm dennoch ungehorsam sein, so mußte er dies durch Ninon erfahren, und dann wollte er sie schwer dafür büßen lassen.

Da der Zweck des späten Besuches bei seiner Gattin nun erreicht war, wollte er denselben nicht unnöthigerweise verlängern, zumal er selbst ermüdet war; er erhob sich und ging nach einem kurzen, kalten Abschiede von ihr. Gleich darauf legte sich auch Therese zur Ruhe. —

Das Leben der beiden Gatten auf Schloß Glücksburg war für eine junge Ehe ein ganz eigenthümliches. Stand, Erziehung und Vermögen wiesen sie auf die große Gesellschaft an, und allgemein hatte man auch geglaubt, daß sie ein großes, gastfreies Haus machen würden, denn Beide hatten ja früher die Vergnügungen der Welt geliebt. Bei dem Rittmeister war dies auch jetzt noch der Fall, und zwar mehr als jemals, denn wie hätte er, seiner Ansicht nach, den ihm zugefallenen Reichthum besser anwenden sollen? — Nun war aber Therese durchaus abgeneigt, so bald alte Bekanntschaften zu erneuern und neue an=

zuknüpfen, und bei ihrem leidenden Zustande konnte ihr Gatte nicht wagen, sie dazu zu zwingen, denn sie würde jetzt eine schlechte Figur in der großen Gesellschaft gespielt haben, was nur zu ihm peinlichen Vermuthungen über das Glück ihrer Ehe hätte Veranlassung geben können; dazu kam noch, daß ihm das ungebundene Leben, das er augenblicklich führte, ganz gut behagte. Die Visiten bei den Nachbarn waren, zu deren Verdrusse, also einstweilen noch aufgeschoben worden, und da man dieselben abwarten mußte, ehe man Besuche machen konnte, so sah es in gesellschaftlicher Beziehung auf Glücksburg ganz still aus.

Der Rittmeister liebte Jagd, Pferde, Wein und fröhliche Gesellschaft, in letzterer zuweilen wohl auch das Spiel. Diesen Genüssen konnte er jetzt ungestört nachhängen, den ersteren auf dem Gute, den anderen in dem nahen Olmütz, und danach theilte er seine Tage ein, so daß er keine Zeit mehr für seine Frau behielt, deren Anblick ihn theils nicht ergötzte, theils ihm auch ein Vorwurf war, der seine Gemüthsruhe doch etwas störte. Therese sehnte sich auch nicht nach seiner Gegenwart, und so war es ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihnen geworden, daß Jeder den Anderen seinen Weg gehen ließ; nur der Dienstboten wegen, die bekanntlich ihre Bemerkungen aus dem Hause tragen, nahmen sie einige Rücksichten auf einander und speisten wenigstens an einem Tische, wenn er nicht „in Geschäften" abwesend und sie nicht unpäßlich war; einer von diesen beiden Fällen trat nur zu oft ein.

Um wirthschaftliche Angelegenheiten bekümmerte die junge Frau sich gar nicht mehr, obgleich sie während ihrer ersten Ehe und in der Wittwenzeit viel Talent und Eifer dafür an den Tag gelegt hatte; der Rittmeister hatte dieselben, ohne weitere Rücksprache mit ihr, als ob dies ganz selbstverständlich sei, übernommen, d. h. sie dem ersten Inspektor überlassen; er war übrigens ganz der Mann dazu, diesen zu kontroliren, wenn er sich nur die Zeit dazu lassen wollte. Da man ihn seines barschen,

militairisch strengen Auftretens wegen fürchtete, nahm auf dem Gute Alles seinen regelmäßigen Gang, auch wenn er abwesend war.

Am Tage nach seiner Rückkehr von Olmütz verschlief er den Vormittag, erschien zwar am Mittagstische, ebenso wie Therese, kürzte denselben aber sehr ab und beritt dann die Felder und Vorwerke; den nächsten Tag brachte er vom Morgen bis zum Abend auf der Jagd zu, und am dritten Morgens trat er, vollständig gestiefelt und gespornt, wie man sagt, in das Zimmer seiner Frau mit den heiter gesprochenen Worten:

„Wie hast Du geschlafen, mein Kind?"

Ehe er noch eine Antwort hatte erhalten können, setzte er hinzu:

„Ich bedaure, daß ich Dich heute und morgen wieder allein lassen muß, aber unser Inspektor liegt mir mit einer Menge von Geschäften an, die in der Stadt erledigt werden müssen. Ich hoffe, Dich bei guter Gesundheit wiederzufinden."

Da Lina gerade in dem Zimmer ihrer Herrin war, that er dieses Mal noch ein Uebriges, nahm Theresens Hand und berührte deren Fingerspitzen leicht mit seinen Lippen; dann war er wie der Blitz wieder zur Thür hinaus, und ein paar Minuten später hörte man ihn vom Hofe fortsprengen.

Herr von Tannenburg war vorzüglich guter Laune, da er in Olmütz mit seinen Bekannten recht heitere Tage zu verleben gewiß war, und in dieser rosigen Stimmung wurde sein Herz auch weicher für Ninon, mit der er, wie man weiß, bei seiner letzten Anwesenheit in der Villa nicht ganz zufrieden gewesen war. Nach kurzem Besinnen entschloß er sich, ihr einen Morgenbesuch abzustatten, und wandte sein Pferd auf den über die Höhen führenden Waldweg; zuvor hatte er indessen nicht unterlassen, sich vorsichtig nach allen Seiten umzublicken, ob ihn auch Niemand diese Richtung einschlagen sehe. Einmal im Walde, brauchte er so leicht keinen Verrath zu befürchten, denn dahin setzte selten ein Mensch den Fuß, und der Gärtner, welchen er

für Ninon gemiethet hatte, theils um den Frauen vorkommenden Falls als Schützer zu dienen, theils um den Garten und das Haus in Ordnung zu halten, kannte nicht seinen Namen und kam übrigens, da er aus entlegener Gegend war und die Villa gar nicht verließ, mit Niemandem in Berührung.

Ninon war, obgleich die Sonne schon beinahe den höchsten Punkt ihrer Bahn erreicht hatte, erst vor Kurzem aufgestanden und saß noch im tiefsten Negligee bei ihrem Frühstück, als sie ihr Freund überraschte. Mochte sie sich nun dadurch genirt fühlen, daß sie nicht ganz so vortheilhaft als sonst auszusehen glaubte, oder hatte sie andere Gründe dafür — sie erschien stiller, sogar ernster als gewöhnlich, und in ihrem ganzen Wesen verrieth sich Zerstreutheit.

Der Rittmeister legte Dem indessen keine Wichtigkeit bei, denn er schob dieses veränderte Wesen auf die kleine Differenz, die sie neulich mit einander gehabt hatten, und da er nun versichert sein zu können glaubte, daß Therese die Villa nicht wieder betreten werde, war er seinerseits ganz unbefangen und heiter Ninon gegenüber. In diesem Tone erzählte er ihr auch, welche Unterredung er über diese Angelegenheit mit seiner Frau gehabt habe.

Die Französin sagte dazu weiter Nichts, aber man konnte es ihr doch ansehen, daß sie die Handlungsweise ihres Geliebten verdroß.

Letzterer blieb bis zum Nachmittage, denn das Rendezvous mit seinen Freunden war erst auf den Abend festgesetzt worden, und nahm dann mit dem Versprechen Abschied, auf seinem Rückwege am anderen Tage Abends der Villa wieder einen Besuch abzustatten.

Als er fort war, wurde Ninon's Miene noch unmuthiger, denn sie brauchte sich nun keinen Zwang mehr aufzuerlegen, und sie murmelte vor sich hin:

„Wenn er wüßte, was mir seit einigen Tagen im Kopfe umhergeht, würde er ihr vielleicht nicht verboten haben, hierher-

zukommen, aber er ahnt Nichts davon und darf es nie ahnen. Nun, ich will einen Wink des Schicksals darin sehen, ob sie ihm gehorchen wird oder nicht."

Mit düsteren, zu Boden gesenkten Blicken blieb sie auf der Veranda sitzen und schien die Gedanken, die sie soeben berührt hatte, weiter auszuspinnen. —

Es möchte jetzt an der Zeit sein, denjenigen unserer Leser, welchen das frühere Verhältniß der Französin zu dem Rittmeister von Tannenburg aus der vorangegangenen Schilderung*) noch nicht bekannt ist, eine kurze Aufklärung über dasselbe zu geben.

Die erste Bekanntschaft zwischen dem Rittmeister, der einige Zeit vor Ausbruch des Krieges in der Festung Josephstadt garnisonirte, und der französischen Tänzerin, welche auf einer Kunst- und Abenteuerreise durch Deutschland die Bretter des dortigen Theaters betreten hatte, knüpfte sich auf die in solchen Fällen gewöhnliche Weise an und gestaltete sich bald sehr innig, blieb aber streng verschwiegen, da von beiden Seiten mit großer Vorsicht verfahren wurde.

Als der Rittmeister später nach Olmütz versetzt wurde schickte er auch Ninon mit ihrem Kinde dahin, und Beide lebten daselbst in gleicher Weise weiter, bis Ersterer nach dem Friedensschlusse zu seiner Verheirathung schritt.

Ein Mann wie Karl von Tannenburg konnte ein Mädchen wie die Tänzerin gerade nicht schwärmerisch und innig lieben, aber anfänglich hatte er sie pikant gefunden und sich dann so sehr an sie gewöhnt, daß er nicht daran dachte, sie so bald wieder zu verlassen; sie hatte sogar einen nicht geringen Einfluß über ihn gewonnen, wozu theils ihr munteres, leichtfertiges Wesen, theils ihre Mutterschaft und gewiß auch der Umstand, daß in Betreff seiner Verhältnisse vollkommenes Vertrauen zwischen ihnen obwaltete, beitrug. Sie kannte genau seine Schul-

*) In dem Romane: „Unter Preußens Fahnen".

den, die großentheils auf ihre Rechnung kamen, und die Nothwendigkeit, daß er sich durch eine reiche Heirath davon befreie, da sie nachgerade seine Existenz auf die gefährlichste Weise bedrohten.

Die Gelegenheit zu einer solchen Heirath lag nun in dem noch älteren Verhältnisse des Rittmeisters zu der schönen Wittwe des Kammerherrn von Liebow, die ihm bestimmte Hoffnungen auf ihre Hand gemacht hatte. Was sie dies später bereuen ließ und wie es dem Rittmeister dennoch gelungen war, mit ihr vor den Altar zu treten, das war ein Geheimniß, von dem die Welt noch keine Ahnung hatte.

Ninon Lafleur hatte dem Rittmeister wahrscheinlich nicht die ersten Blüthen ihres Herzens zugetragen, aber leugnen läßt sich nicht, daß, wenn ihre Gefühle für ihn auch nicht ganz rein und edel waren, sie doch keineswegs vom Eigennutz allein an ihn gefesselt wurde. Sie kostete ihn viel Geld, hatte ihn durch ihre Forderungen schon bis an den Rand des Abgrundes geführt, bevor er sich verheirathete, aber dies war nicht etwa mit kalter Berechnung geschehen, sondern die leichtfertige Verschwendung lag einmal in ihrem Wesen; wäre sie reich gewesen, so würde sie dem Geliebten auf das Bereitwilligste Opfer gebracht haben. Was sie mit ihm verband, war auch noch mehr als sinnliche Leidenschaft, es war eben eine solche Art von Liebe, wie sie deren nur fähig sein konnte, und besonders seit der Geburt ihres Kindes hielt sie sich mit ihm unzertrennlich verbunden. Zuweilen war ihr wohl auch der Gedanke gekommen, daß sie seine rechtmäßige Frau sein möge, der Ausführung desselben standen aber so viel Hindernisse im Wege, besonders seine Stellung in der Welt, daß sie darüber hinfortgegangen war und sich damit begnügt hatte, das Glück so zu genießen, wie es ihr der Augenblick darbot.

Auf Frau von Liebow war sie immer eifersüchtig gewesen und hatte diese Frau gehaßt, längst ehe sie sie kannte, und als es nun zur Hochzeit kommen sollte, würde sie gern Alles ange-

wandt haben, dieselbe zu hintertreiben, wenn ihr Geliebter nicht dadurch so vollständig hätte ruinirt werden müssen, daß ihm, womit er damals auch drohte, nichts Anderes übrig blieb, als sich das Leben zu nehmen.

Wie sie jetzt, nachdem der Rittmeister verheirathet war, dachte, hat man bereits aus ihrem eigenen Munde gehört, und bei einem so leidenschaftlichen Temperamente, wie sie es besaß, bei der Verwöhnung durch das abenteuerliche Leben, das sie bisher geführt hatte, und endlich bei Berücksichtigung ihrer allerdings sehr gefährdeten Zukunft, wenn der Rittmeister sie doch einmal aufgeben sollte, waren jene Worte und die Gedanken, die sie erzeugt hatten, nicht zu gering anzuschlagen.

Diese Andeutungen werden wohl genügen, um den Gemüthszustand des jungen Weibes, dessen heißes Blut durch den Anblick der gehaßten Nebenbuhlerin in die stürmischste Wallung versetzt worden war, zu erklären. —

Um dieselbe Zeit, als der Rittmeister vor der Villa wieder sein Pferd bestieg, hielt auf der Tobitschauer Landstraße, da, wo sich der mehrfach erwähnte Waldweg abzweigte, ein elegantes, mit zwei schönen Pferden bespanntes Kabriolet, und aus demselben stieg die Freifrau Therese von Tannenburg.

Nachdem sie dem Kutscher die Weisung gegeben hatte, auf der Landstraße in der Richtung nach Tobitschau langsam weiterzufahren, um durch sein Halten an dieser Stelle nicht Aufsehen zu erregen, betrat sie selbst den Wald.

Dieses Mal ließ sie sich nicht die Zeit, dessen Romantik zu bewundern, sondern schritt schnell ihrem Ziele zu.

Plötzlich aber verkürzte sie den Schritt und stand dann lauschend still, denn sie hatte vor sich den Hufschlag eines herangaloppirenden Pferdes zu vernehmen geglaubt, der im Walde weithin schallte.

In dieser Einsamkeit einem Reiter zu begegnen, kam Theresen so unerwartet, daß sie unwillkürlich erschrak und daran dachte, sich dem Blicke des Kommenden zu entziehen — konnte

es doch auch der Zufall fügen, daß dieser sie kannte und ihr Gatte dadurch erfahre, auf welchem Wege sie gewesen sei. Deshalb ging sie schnell in das dichte Gebüsch, das sich seitwärts des letzteren befand, und trat hinter den Stamm eines großen Baumes, der sie in ihrer dunkeln Kleidung gut genug verbarg.

Ein Weilchen später erblickte sie den Reiter, der, sich vornüber beugend, den Hals seines schnaubenden Pferdes streichelte und weder rechts noch links blickte.

Vor Ueberraschung und Schreck wagte Therese kaum zu athmen, denn sie erkannte ihren Mann, der windschnell kaum zehn Schritte von ihr entfernt vorüberbrauste.

Ihr erster Gedanke war, daß er, aus dem Walde kommend, ihren Wagen erblicken und dann natürlich den Kutscher zur Rede stellen möge, aber zu ihrer Beruhigung fiel ihr bald ein, daß derselbe zweifellos ihrer Weisung nachgekommen und weitergefahren sein werde, so daß er, da die Straße an dieser Stelle gerade eine scharfe Biegung machte, nicht mehr gesehen werden konnte.

Ihre Befürchtung wurde übrigens schnell durch die Frage verdrängt, wie der Rittmeister, den sie in Olmütz glaubte, hierher komme; hatte er nur von fern die Villa, deren Lage er neulich gar nicht zu kennen behauptete, in Augenschein nehmen wollen? — dazu würde er doch wahrlich nicht so langer Zeit bedurft haben, als schon verstrichen war, seitdem er Schloß Glücksburg verlassen hatte; — oder sollte er wirklich in irgend welchen Beziehungen zu der Wittwe des Oberlieutenant Braun stehen und ihr, um dies zu verheimlichen, so streng verboten haben, den Umgang mit dieser Frau fortzusetzen? — Aber auch das Letztere war nicht sehr wahrscheinlich, oder die junge Wittwe mußte eine gefährliche Intrigantin und wohlerfahren in der Verstellungskunst sein; welche Absicht hätte sie in einem solchen Falle überdies wohl haben sollen, sie, Therese, in ihr Haus zu ziehen?

Alle diese Fragen zu stellen, war aber leichter, als die Antwort darauf zu finden, und da Therese wenigstens von einer Empfindung frei war, der Eifersucht, die so leicht verwirrt und in Folge dessen zu übereilten Schritten führt, beschloß sie, ihren Weg nach der Villa ruhig fortzusetzen, gegen Ninon von dieser Begegnung Nichts zu erwähnen und mit größter Vorsicht zu erforschen, ob die Wittwe des Oberlieutenants einen Verdacht verdiene.

III.

Pillnitz.

Der 26. Oktober 1866 war ein wichtiger Tag für das Königreich Sachsen und insbesondere dessen Hauptstadt, denn an demselben sollte König Johann, nachdem am 21sten zwischen ihm und dem Könige von Preußen der langersehnte Frieden abgeschlossen worden war, über die Grenze seines Landes in das Dresden nahegelegene Lustschloß Pillnitz zurückkehren, um einige Tage später feierlich in die Residenz einzuziehen.

Der Krieg hatte dem kleinen Lande schwere Lasten auferlegt, Monate lang waren die königliche Familie und die Armee, die tapfer in den bedeutungsvollsten Schlachten des Feldzuges gekämpft hatte, aus der Heimath, die sich unter preußischer Herrschaft befand, verbannt gewesen, und nach der Entthronung der Herrscher von Hannover und Kurhessen und der Vereinigung ihrer und anderer deutscher Länder mit Preußen ließ sich wohl befürchten, daß Sachsen dasselbe Schicksal treffen könne. Eine starke Partei in Preußen verlangte auch stürmisch die Annexion Sachsens, und die Regierung drohte damit, wenn König Johann die gestellten Friedensbedingungen, die manches schwere Opfer seiner Hoheitsrechte enthielten, nicht annehmen würde. Nach langen Unterhandlungen, welche hauptsächlich den engsten Anschluß Sachsens an Preußen durch seinen Beitritt zum neugestif-

teten norddeutschen Bunde, den Uebergang des Oberbefehls der sächsischen Armee an den König von Preußen, des Post- und Telegraphenwesens u. s. w. ergaben, war nun der Friede zu Stande gekommen, und unmittelbar darauf sollten auch die königliche Familie und die Truppen zurückkehren.

Der greise, fünfundsechszigjährige König wurde von dem überwiegend größten Theile seines Volkes wie ein Vater geliebt und verehrt, und es konnte deshalb nicht Wunder nehmen, daß in der Bevölkerung an dem genannten Tage sich die freudigste Aufregung kundgab. Man konnte nicht einen glänzenden Einzug wie in Berlin feiern, denn in die Freude des Wiedersehens mischte sich mancher Wermuthstropfen getäuschter Hoffnung, und auf der Zukunft schien noch immer ein düsterer Schleier zu ruhen, aber Kundgebungen inniger Herzlichkeit sollten den Prunk ersetzen und den Heimkehrenden den schönsten Beweis von der Anhänglichkeit ihres Volkes liefern.

Der Tag begann mit schönem und heiteren Wetter, obgleich sich die herbstliche Kälte schon geltend machte, und während sich die Stadt Dresden mit Flaggen schmückte, weißen und grünen, den Landesfarben, und schwarz und gelben, den städtischen, und man an verschiedenen Punkten Ehrenpforten für den Einzug zu errichten begann, strömte eine Menge von Einwohnern aller Stände und beiderlei Geschlechts zu Fuß, zu Wagen und auf den sich rasch hintereinander folgenden Elbdampfschiffen nach dem zwei Meilen entfernten Pillnitz.

Dieses in reizender Gegend unmittelbar am rechten Elb-Ufer belegene Schloß, das durch die bekannte Fürsten-Convention von 1791 eine welthistorische Bedeutung erhalten hat, gewährt durch seine seltsame Bauart, ein Gemisch von chinesischem, japanesischem und italienischem Style, mit den buntgemalten Wänden, kupfernen Dächern, hohen Schornsteinen und phantastisch geformten Wetterfahnen einen eigenthümlichen Anblick, der an diesem Tage durch die wehenden Fahnen und die vielen Laubfestons, welche die vordere Façade und die große vom Flußufer

heraufführende Treppe schmückten, noch gehoben wurde. Der Hintergrund von bewaldeten und mit Landhäusern besetzten Höhen, die freundlichen Dörfer und Weinberge zur Seite, der breite Elbstrom, der gerade dem Schlosse gegenüber mit zwei Armen eine kleine, mit Bäumen bestandene Insel umschließt, und jenseits desselben die weite Aussicht auf eine fruchtbare, freundliche Ebene bis zu den Bergen hin, als deren Vorposten die Felsen des Königs- und Liliensteines bei klarer Luft ganz in die Nähe gerückt erschienen — dies Alles bildet eine großartige, herrliche Umgebung.

Am Nachmittage des 26sten war dieselbe durch Tausende von Menschen, die sich auf beiden Elbufern eingefunden hatten, belebt, und besonders vor dem Schlosse, auf der großen Treppe und Plattform, wohin nur die höheren Stände Zutritt gefunden hatten, drängte sich Kopf an Kopf; eine lebendigere Färbung erhielt dieses Bild noch durch die bunten Toiletten der zahlreich versammelten Damen, die den Weg, welchen das Königspaar zurücklegen sollte, mit Blumen bestreuten und prächtige Bouquets, um sie ihm zu überreichen, in den Händen trugen. Um fünf Uhr Abends wurde der Equipagenzug erwartet, der Jene mit ihrem Gefolge von der nächsten Eisenbahnstation aus bis an das linke Elbufer bringen sollte, wo die gemalten und vergoldeten Staatsgondeln bereit lagen, aber schon lange vorher herrschte in der großen Menge eine feierliche Stille, die ganz der ernsten Freudigkeit des Tages entsprach. Nirgends sah man Militair oder Polizisten aufgestellt, die anderwärts bei solchen Gelegenheiten nicht entbehrt werden können, um Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten; aus Allem leuchtete überhaupt hervor, daß dieser Empfang nicht gemacht, sondern eine zufällige, freiwillig dem geliebten Königspaare dargebrachte Ovation war.

Mögen unsere Leser unter der Versammlung von Herren und Damen in eleganten Toiletten, die sich auf der Plattform vor dem mittelsten Pavillon befand, besonders drei zu einander gehörige Personen in das Auge fassen. Die beiden Herren im

einfachen Civilanzuge sind junge Männer — der älteste kann noch nicht das dreißigste Jahr erreicht haben — und es ist nicht schwer, in ihnen Offiziere zu erkennen, welche für den heutigen Tag und den Ort, wo es nichts Offizielles giebt, die Uniform abgelegt haben. Beide sind groß und gut gewachsen, von distinguirter Haltung und haben hübsche, wenn auch wettergebräunte Gesichter. Der Aeltere mit leicht gelockten dunklen Haaren hat seinen Arm einer etwas bleichen, aber recht hübschen jungen Dame von feiner Figur und Gesichtszügen gegeben und unterhält sich mit ihr, während sein offenes Antlitz von Glück und Zufriedenheit strahlt, in einer Weise, an welcher man leicht den zärtlichen, aufmerksamen Bräutigam oder jungen Ehemann erkennt, und daß seine Neigung in vollstem Maße erwiedert wird, beweisen die vertraulichen, freundlichen Blicke aus den klaren blauen Augen, die sie mit so sanftem Ausdrucke zu ihm aufschlägt.

Der Dritte in ihrer Begleitung, in dessen edlen Zügen man eine Familienähnlichkeit mit der Dame finden kann, obgleich sie kräftiger und schärfer sind, macht, während er sich mechanisch den kleinen dunkelblonden Schnurrbart dreht und so starr und theilnahmlos auf die Landschaft am anderen Elbufer blickt, daß man sich überzeugt halten kann, seine Gedanken seien an einem ganz anderen Orte, eine düstere Miene, die gar nicht zu dem jugendlichen Gesichte paßt und ein vermuthlich erst seit Kurzem entstandenes und wahrscheinlich nicht unheilbares Gemüthsleiden verräth, denn dasselbe hat noch keine Furchen in seine Stirn gegraben und es liegt so viel Lebensfrische in der ganzen Erscheinung, daß man unmöglich glauben kann, sie werde sich auf die Dauer beugen lassen.

Mehrere Male schon hatten die junge Dame und ihr Begleiter den nachdenklichen Gesellschafter freundlich angeredet, er ihnen aber nur kurz und zerstreut geantwortet, worauf sie sich bedeutungsvolle, besorgte Blicke zuwarfen.

Ein dumpfes Brausen in der Menge erregte die Aufmerk-

samkeit jedes Einzelnen und lenkte die Augen auf das gegenüberliegende Ufer des Flusses. Dort sah man die königlichen Equipagen rasch dem Landungsplatze zufahren, und deutlich tönten die Hurrahrufe und die Melodie der von einem dort aufgestellten Musikkorps gespielten Sachsenhymne herüber. Bald darauf setzten sich die Gondeln in Bewegung, und in der ersten derselben konnte man den König und seine Gemahlin erblicken.

Auch diesseits brach nun ein wahrer Sturm von Bewillkommnungsrufen los, der sich mit der Annäherung der Fahrzeuge steigerte, und als diese den Fuß der mit Blumen bestreuten und zu beiden Seiten dicht mit Menschen besetzten großen Treppe erreicht hatten und der König den Fuß auf dieselbe setzte, erregte sein Anblick den Enthusiasmus und die freudig-schmerzlichen Gefühle so lebhaft, daß man Viele, besonders Damen, weinen sah.

Die Erinnerung an die letzte traurige Vergangenheit und ein Blick auf die gebeugte Gestalt des greisen Königs und sein bleiches, freundlich und wehmüthig lächelndes Antlitz konnten wohl auch das Herz eines kräftigen Mannes erschüttern, und selbst ein Fremder, der diesen Verhältnissen ganz fern stand, mußte durch diesen so überaus herzlichen, aller steifen Etikette fernen Empfang der königlichen Gatten tief gerührt werden.

Der König trug einen einfachen Militairpaletot, und, begleitet von seiner Gemahlin und wenigem Gefolge, schritt er langsam, nach allen Seiten freundlich grüßend und hier und da einige Sekunden stehen bleibend, um mit einem bekannten treuen Diener ein paar Worte zu wechseln, durch die Reihen der Versammlung, die ihm ein Lebehoch über das andere zurief und unter der viele Damen ihm und der Königin Bouquets überreichten.

Einen erhebenden Eindruck machte es, daß in diesem Augenblicke die untergehende Sonne, die sich seit einiger Zeit hinter Wolken versteckt gehalten hatte, noch einmal hervortrat und ihr strahlendes röthliches Licht über die herrliche Landschaft ausgoß.

Kurz nachdem König Johann das Schloß betreten hatte, erschien er noch einmal auf dem Altane vor demselben und sprach einige Dankesworte zu seinem Volke, die mit neuen begeisterten Rufen begrüßt wurden.

Damit war die einfache, mehr, als sich beschreiben läßt, zum Herzen sprechende Feier beendet, und die Menge zerstreute sich, um bei der schnell zunehmenden Abendkühle und Dunkelheit den Rückweg nach Dresden anzutreten.

Auch die drei Personen, auf die wir vorher die Aufmerksamkeit gelenkt haben, begaben sich nach dem Landungsplatze der Dampfschiffe, wo sie noch eine Weile warten mußten, da sich Alles den letzteren zudrängte, um möglichst bald zurückkehren zu können.

Mit der zärtlichsten Besorgniß war der ältere der beiden Herren um die Dame beschäftigt, indem er ihr half, sich in den großen Shawl zu hüllen, den er bis dahin auf dem Arme getragen und der bei der zunehmenden Kälte durchaus nicht überflüssig schien.

„Du thust gerade, bester Hermann," sagte sie lächelnd, „als ob wir mitten im Winter eine lange Reise machen sollten, und doch werden wir in längstens anderthalb Stunden in Dresden sein."

„Der Abend ist kalt, besonders auf dem Wasser," erwiederte er, „und Du darfst nicht vergessen, daß Du noch vor Kurzem sehr krank gewesen bist."

„O, Du weißt wohl, daß meine Krankheit einen anderen Grund als Erkältung hatte; seitdem ich Dich wiederhabe, fühle ich mich stärker und kräftiger als jemals."

„Gott sei Dank, liebe Emma; wir wollen das wenigstens zu erhalten suchen, denn wenn Du Dich übermorgen nicht ganz wohl befinden solltest, würde ich in Verzweiflung sein."

„Fürchte Nichts," sagte sie lächelnd und ein wenig erröthend; „nun wir dem Ziele so nahe sind, soll es an mir nicht liegen, daß es wieder weiter hinausgerückt werden müßte. Aber

sieh doch meinen Bruder an; er macht mich heute wieder recht besorgt, denn nachdem er sich mit Mühe hat bereden lassen, uns zu begleiten, wodurch wir ihm Zerstreuung zu bereiten hofften, hat er die ganze Zeit über in seinen finsteren Grübeleien zugebracht."

Hermann wandte sich nach dem Anderen, der etwas zurückgeblieben war, um und redete ihn in ermunterndem Tone an:

„Nun, Hugo, was sagst Du zu Dem, was wir soeben gesehen haben? — Freilich, auf Dich wird es keinen besonderen Eindruck gemacht haben, nachdem Du Zeuge des glänzenden Siegeseinzuges in Berlin gewesen bist."

Der aus seinen Träumereien aufgeweckte junge Mann schlug langsam die großen blauen Augen, in denen statt des jugendlichen Feuers so viel melancholischer Ernst lag, auf und antwortete:

„Ich muß gestehen, daß die Liebe Deines Volkes zu seinem Könige einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht hat; man sah es diesen Tausenden an, daß sie nicht die Neugierde, ein ungewöhnliches Schauspiel zu genießen, hierhergeführt hatte, sondern das Bedürfniß des Herzens, dem Manne, den sie so lange schmerzlich vermißt, ihre treue Anhänglichkeit und Freude über die Wiedervereinigung von Vater und Kindern auszudrücken. Auch hat mir die würdige, ernste Haltung einer so großen und gemischten Menge gefallen."

Emma blickte, augenscheinlich erfreut durch die Lebhaftigkeit, mit der ihr Bruder sprach, auf diesen und sagte dann:

„Wie schade ist es, lieber Hugo, daß Dir Dein kurz zugemessener Urlaub nicht gestattet, längere Zeit bei uns in Dresden zu bleiben! Oder noch besser wäre es gewesen, wenn Dein Regiment zu den Besatzungstruppen der Stadt gehört hätte."

„Da würdest Du, liebe Schwester," entgegnete er mit mattem Lächeln, „doch in die Versuchung gekommen sein, mich so bald als möglich wieder fortzuwünschen, da Du ja schon in den

nächsten Tagen für Lebzeiten zu der sächsischen Fahne schwören wirst."

„O, Sachsen und Preußen sind jetzt engverbundene Brudervölker," sagte die junge Dame, nach einem leicht besorgten Seitenblick auf ihren Bräutigam sich bemühend, den Ton des Scherzes hervorzuheben; „ich danke Gott, daß Papa mich jetzt weder mehr eine Sächsin noch eine Preußin nennen kann, denn dafür habe ich schon die stolze Antwort in Bereitschaft: „Ich bin eine Norddeutsche!"

Sie sprach die letzten Worte mit einem so komischen Pathos, daß beide Männer lachen mußten.

„Ich sage dazu „Amen!" Möge es so bleiben!" meinte der preußische Offizier mit einer Miene, die doch einen gelinden Zweifel verrieth.

„Davon bin ich überzeugt, bester Schwager," warf der Sachse mit großem Ernste ein. „Die Heiligkeit des Wortes Königs Johann ist in Europa beinahe sprüchwörtlich geworden, und wenn sich die Verhältnisse erst wieder vollständig geklärt haben, werden Volk und Armee Sachsens nach den traurigen Erfahrungen, die sie im letzten Feldzuge gemacht haben, recht gern an Eurer Seite stehen."

„Was für unser Familienverhältniß allein schon ein großes Glück ist," setzte Hugo hinzu, indem er dem Freunde mit einem so offenen Blicke die Hand reichte, daß die kleine Wolke, welche seine vorherige Aeußerung heraufbeschworen hatte, schnell wieder von dessen Stirn verschwand und auch Emma's Gesicht wieder den Ausdruck ungetrübter Heiterkeit annahm.

„Wir Beide sind ja immer treue Brüder gewesen," sagte Hermann, herzlich die ihm gebotene Hand drückend, „wenn die Soldatenpflicht uns im Kriege auch einander gegenüber gestellt hatte."

„Da kommt das Dampfschiff!" unterbrach Emma die Unterhaltung, die vorher leicht eine peinliche hätte werden können, denn die noch fortdauernde Okkupation des Landes durch die

siegreichen preußischen Truppen konnte allerdings für keinen Sachsen und besonders dessen brave Soldaten etwas Angenehmes haben.

Eines der hübschen und geräumigen, weiß und grün angestrichenen Passagierdampfschiffe brauste, eine lange Rauchsäule hinter sich herziehend, von oberhalb des Flusses schnell heran, und in der wartenden Menge entstand eine lebhafte Bewegung, da Jeder darauf einen Platz zu erhalten wünschte.

Der Dampfer legte sich an die Landungsbrücke, und wie ein dunkler Strom ergossen sich die Passagiere auf sein Verdeck und in die unteren Räume. Hermann bemühte sich, seiner Braut einen Platz in der großen Kajüte oder dem Salon zu verschaffen, da er die empfindliche Abendkühle für sie fürchtete, und erst als dies gelungen war, bemerkten Beide, daß Hugo in dem Gedränge von ihnen abgekommen war, was indessen durchaus nicht Besorgniß verursachen konnte, da sie wußten, daß er die freie Luft auf dem Verdecke der Hitze und dem Gedränge im Salon vorziehe.

Die Beiden hatten auch so viel Vertrauliches, das für kein anderes Ohr bestimmt war, mit einander zu plaudern, daß sie Hugo's Abwesenheit bald vergessen hatten; er selbst würde ihnen dies gewiß verziehen haben, denn sie standen ja am Vorabende eines der wichtigsten Tage in ihrem Leben: am nächsten Sonntage — heute hatte man Freitag — sollte nämlich ihre Trauung stattfinden. Und mit welchen Prüfungen hatten sie das nun so nahe Glück nicht erkaufen müssen!

Hermann Günther, königlich sächsischer Oberlieutenant, hatte sich schon seit langen Jahren um die Liebe und Hand seiner Verwandten im weiteren Gliede beworben, der Tochter des pensionirten preußischen Obersten von Mohrfeldt, der, Wittwer und Vater der beiden einzigen Kinder, die man soeben beisammen gesehen, in Dresden seinen Aufenthalt genommen hatte; Emma's Liebe war leichter gewonnen als ihre Hand, denn, obgleich der Oberst einiges Vermögen besaß und Nichts gegen die Verbin-

dung der beiden jungen Leute einzuwenden fand, hatte er ihre Verheirathung doch verschoben, bis Hermann eine höhere und selbstständigere, die Hauptmannscharge, einnehmen würde. Wenn sie beiden Liebenden sich nun mit ihrem glücklichen Zusammensein als Verlobte begnügen mußten, so wurde auch dieses durch den Ausbruch des Krieges im Sommer des Jahres gestört, und Emma mußte in verzweiflungsvollem Schmerze ihren Geliebten die Heimath verlassen und den drohendsten Gefahren entgegenziehen sehen. Das junge Mädchen litt dadurch sehr und fast noch mehr durch den Unmuth des guten, aber leicht zu erhitzenden und aufbrausenden Vaters, der als enthusiasmirter Preuße gegen Sachsen sehr aufgebracht war, weil es in diesem Kriege zu Oesterreich stand, und sich mit dem Gedanken nicht versöhnen konnte, daß sein zukünftiger Schwiegersohn in den Reihen der Feinde seines Vaterlandes kämpfe. Nachdem sich der alte Herr nun aber durch die Bitten und Thränen seiner Tochter hatte beschwichtigen lassen, war diese durch den Schreck über eine falsche Zeitungsnachricht, welche den vermuthlichen Tod des Oberlieutenants in der Schlacht bei Königgrätz brachte, in eine schwere Krankheit, die eine Zeit lang für ihr Leben fürchten ließ, gestürzt worden; erst die Rückkehr Hermanns hatte ihr Leben und Gesundheit wiedergegeben, und, durch ihre Leiden gerührt, beschloß der Oberst, keine Bedingung mehr an ihre eheliche Verbindung zu knüpfen und die Hochzeit gleich nach dem Friedens-Abschlusse stattfinden zu lassen. Zu dieser Feier war auch Hugo, der als Lieutenant in einem ostpreußischen Infanterie-Regimente den Feldzug mitgemacht hatte, mit Urlaub aus seiner Garnison in Dresden eingetroffen.

Daß der Gemüthszustand des bis noch vor einiger Zeit überaus lebenslustigen und heiteren jungen Offiziers durch Erlebnisse während des Krieges, über die er Vater und Schwester gegenüber das Geheimniß bewahrte, erbittert worden war, wie man nach seinem Aussehen und ganzen Benehmen schließen konnte, machte natürlich einen peinlichen Eindruck auf die beiden

Verlobten, konnte aber doch nicht ihr Glück stören, zumal Hermann, der in das Geheimniß seines zukünftigen Schwagers eingeweiht war, sich seine Braut zu versichern bemühte, das Leiden desselben sei von einer Art, welche die Zeit lindere, und der frühere Lebensmuth werde sich durch die niederdrückenden Erinnerungen schon wieder Bahn brechen.

Unbekümmert um die sie umgebende Menge und das Stimmengewirr in dem überfüllten Salon, saßen die Verlobten dicht nebeneinander und unterhielten sich, flüsternd und lachend, auf so vertrauliche und zärtliche Weise, daß mancher Beobachter wohl ein Lächeln, jedenfalls aber auch einen kleinen Neid über das aus den Augen des Pärchens sprechende Glück nicht unterdrücken konnte.

Inzwischen hatte sich Hugo von Mohrfeldt, der absichtlich hinter seinen Begleitern zurück und auf dem Verdecke geblieben war, bis an das äußerste Ende des Schiffes zurückgezogen, wo der das Steuerruder handhabende Mann wenig Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten, da er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Winke des Kapitains und das Fahrwasser verwenden mußte. Auch auf dem Verdecke drängten sich die Menschen, entweder gruppenweise heiter plaudernd oder sich durch rasche Bewegungen zu erwärmen suchend; um den jungen Mann, der sich über das Geländer des Hackbords gelehnt hatte, bekümmerte sich Niemand.

Einen so reizenden Anblick die Elbufer mit ihren grünen Höhen, Wäldern, Wiesen und Weinbergen, den freundlichen Dörfern und schloßartigen Villen am Tage darbieten, so wenig entbehren sie der Romantik, wenn die Dunkelheit des Abends sich auf sie niedergesenkt hat, denn dann blitzen in langen Linien und bunt durcheinander Tausende von Lichtern vor dem Vorüberfahrenden und bezeichnen auf dem schwarzen Grunde, dessen Conturen sich immer noch gegen den wolkenbeschleierten oder mit Sternen besäeten Himmel abgrenzen, die terrassenförmige Lage der Wohngebäude. Eine solche abendliche Fahrt, zu der

das Rauschen der Schaufelräder durch das Wasser die Musik giebt, fordert recht zu schwärmerischen Träumereien auf, wenn man es nicht vorzieht, sich in die heitere Gesellschaft zu mischen.

Hugo schien aber weder von der letzteren Etwas zu vernehmen, noch Augen für den funkelnden Lichterkranz zu haben, denn, ohne sich zu rühren starrte er in das Wasser zu seinen Füßen, und wer sein Gesicht hätte erblicken können, würde über die finsteren Gedanken, welche dasselbe ausdrückte, erschrocken oder wenigstens betroffen gewesen sein.

Erinnern sich unsere Leser noch des Seufzers, der über die Lippen der unglücklichen Frau auf Schloß Glücksburg in dem fernen Mähren während ihres nächtlichen Wachens gegangen war: „Hugo?“ — Und auch der junge Offizier flüsterte jetzt, vielleicht wider Willen, in ganz ähnlichem Tone: „Therese!“

Dieser Name schien aber keine freudigen, lieben Erinnerungen in ihm zu erwecken; er hatte ihn kaum ausgesprochen oder vielmehr hingehaucht, als er zusammenfuhr, sich mit wildem Auge umblickte, als ob er fürchte, daß ihn Jemand gehört haben könne, und sich dann mit der Hand über die Stirn strich, wie man wohl thut, wenn man, aus dem Schlafe erwachend, die Erinnerung an ein böses Traumbild verjagen will.

„Soll mich denn immer und überall dieses Bild verfolgen, das ich hasse?“ murmelte er, ohne zu wissen, daß er die Lippen dabei öffnete. „Habe ich denn wirklich nicht die Kraft, eine Erinnerung, die ich verabscheue und die mich quält, aus meinem Herzen zu reißen? — Was will dieses Weib noch von mir? sind wir nicht für die Ewigkeit getrennt?“

Glücklicherweise hatte er so leise gesprochen, daß man die Worte auch in der nächsten Nähe nicht verstehen konnte, denn in demselben Augenblicke legte sich eine Hand sanft auf seine Schulter und Hermann's wohlbekannte Stimme redete ihn an:

„Da finde ich Dich also endlich, bester Schwager, nachdem ich Dich schon seit einer Viertelstunde überall auf dem Verdecke gesucht habe! Wer konnte Dich aber auch an diesem abgelegenen

Platze vermuthen? — Entschuldige übrigens, wenn ich Dich in Deinen Betrachtungen des wirklich interessanten Bildes, das wir da vor uns haben, störte; Emma wünschte durchaus, daß ich mich nach Dir umsehe und Dich veranlasse, uns in der Kajüte Gesellschaft zu leisten, denn sie will Nichts auf meine Versicherung geben, daß der Nachtwind über die böhmischen Bivouaks viel empfindlicher hinzog, als der über das Verdeck unseres Dampfschiffes; wenn Du sie beruhigen willst, mußt Du Dich entschließen, mich zu ihr zu begleiten."

„Wir werden bald in Dresden sein," erwiederte der Andere, ohne Lust zu bezeigen, seinen Platz zu verlassen, „und Du kannst meine Schwester versichern, daß ich mich hier ganz wohl befinde."

Der Oberlieutenant ließ sich durch diese kurze Abweisung nicht sogleich abschrecken.

„Lieber Hugo," entgegnete er, „ein Jeder nach seinem Geschmacke! Es liegt ein wenig düstere Poesie in Deiner einsamen Träumerei, und wenn Du mir erlauben wolltest, Dir hier noch ein paar Minuten Gesellschaft zu leisten, so gelingt es mir vielleicht, dieselben zu zerstreuen, denn ich wünschte aufrichtig, daß Du Deinem Vater und Emma mit etwas hellerer Miene gegenübertreten könntest, als ich sie augenblicklich bemerke."

„Es ist wahr," sagte der junge Offizier mit einem leichten Seufzer, „ich sollte mich bemühen, mehr Rücksicht auf meine Angehörigen zu nehmen, die sich meinetwegen besorgt fühlen. Aber ich bin nicht im Stande, anders zu scheinen, als ich bin, und ich hatte Euch ja auf Eure Einladung, hierher zu kommen, sofort geschrieben, daß ich wider Willen Euer frohes Fest stören würde."

„Deine Abwesenheit an einem solchen Tage würde wohl noch schlimmer gewirkt haben; meinst Du denn, daß wir Dich hätten vergessen können? In der Ferne sieht alles Trübe noch dunkler aus als in der Nähe."

„Aber Hugo," fuhr er nach einer Pause, in der Jener

Nichts erwiedert hatte, fort, „es möchte nun die höchste Zeit sein, daß Du die Erinnerung an eine Dir peinliche Vergangenheit mit männlicher Kraft zurückdrängst und wieder festen, zuversichtlichen Auges auf die Zukunft blickst. Bisher habe ich vermieden, diesen für Dich empfindlichen Punkt zu berühren; da ich mich aber von Stunde zu Stunde mehr überzeugen muß, daß Du Dich widerstandslos der innerlichen Verbitterung und dem müßigen Spiele mit finsteren Gedanken hingiebst, halte ich es für meine Pflicht, nicht länger zu schweigen; ich glaube, daß mir sowohl unsere Freundschaft und das verwandtschaftliche Verhältniß, das die nächsten Tage noch enger knüpfen werden, als das Vertrauen, das Du mir bereits in Deiner Herzensangelegenheit geschenkt hast, ein Recht dazu geben."

„Ich bin Dir dankbar für Deine gute Absicht," engegnete Hugo, die Hand des Freundes drückend, „und ich fühle selbst oft das Bedürfniß, mich zu einem treuen Freunde, auf dessen Mitgefühl und Verschwiegenheit ich rechnen kann, auszusprechen. Glaube mir nur, daß ich Alles, was in meinen Kräften steht, anwende, um zu vergessen, aber die schmerzliche Erfahrung, die ich gemacht, hat sich so tief in mein Herz eingegraben, daß ich fürchte, meinen Zweck und lebhaftesten Wunsch nie erreichen zu können."

„Verzeihe mir, das ist muthlos gesprochen und mir unbegreiflich, wenn ich es mit Dem vergleiche, was Du unmittelbar nach der Katastrophe, die Dich betroffen hatte, fühltest und gegen mich aussprachst. Wenn jene Frau, der Du Deine tiefste und heiligste Neigung geschenkt hattest, — und es läßt sich nicht leugnen, daß dies während einer kurzen Quartierbekanntschaft etwas unbedacht und voreilig geschehen war, obgleich ich anerkennen muß, daß die Gefühle bei einem Temperamente schneller aufwallen als bei dem anderen — durch die Beweise ihres Unwerthes in Deinen Augen so tief gesunken war, daß Du ihr trotz ihres verzweiflungsvollen Flehens um Verzeihung den Rücken wenden konntest und mußtest, was Du gewiß erst nach

reiflicher Ueberlegung gethan hast, so kann doch unmöglich ein Funke von Achtung und Liebe für sie wieder in Dir aufgetaucht sein."

„Nein, nein!" sagte Hugo heftig, „das würde mir schon mein Ehrgefühl verbieten."

„Lieber Freund, mit dem Gefühle der wirklichen oder eingebildeten Ehre ist es eine eigene Sache, die wir nicht näher erörtern wollen; übrigens wäre das auch nur ein Zwang für Dich, und Deine Ueberzeugung, daß Du sie nicht mehr lieben kannst und darfst, nachdem sie Dich so schmählich betrogen hat und nur zu ihren egoistischen Zwecken zu benutzen stets bedacht war, muß ohne Zwang aus dem vollen Herzen, mehr noch aus diesem als aus dem Verstande kommen.

„O, Dem ist auch so, aber das Herz begnügt sich nicht mit dem in ihm zurückgebliebenen leeren Platze! Der Haß füllt diesen jetzt aus und will seine Befriedigung; darin liegt die Unruhe, die mich fortwährend verzehrt."

„Wie Du Dich verändert hast, Hugo! Das Rachegefühl ist kein ritterliches, am wenigsten einer Frau gegenüber. Wie wolltest Du übrigens wohl die Strafe übernehmen und durchführen, die sie vielleicht jetzt schon erleidet?"

„An der Seite eines Anderen?" fuhr der junge Mann mit funkelnden Augen auf, „desselben Mannes, um dessentwillen sie mich betrogen hat?"

„Und der sie, so weit wir die Verhältnisse kennen gelernt haben," setzte Hermann hinzu, „nur aus schnöden, eigennützigen Rücksichten geheirathet hat. Man wäre übrigens versucht, aus Deiner Heftigkeit bei der Erinnerung an ihn auf eine Art von Eifersucht zu schließen."

„Höchstens in so weit," entgegnete Hugo mit verbissenem Ingrimme, „als ich ihn darum beneide, daß er mein Rächer an ihr werden könnte."

„Schon wieder der Gedanke an Rache?" meinte der Oberlieutenant kopfschüttelnd. „Die Verachtung erzeugt nicht Haß,

sondern Gleichgültigkeit, und so schildertest Du mir auch damals, als die Trennung unwiderruflich erfolgt war, Deine Empfindungen; Du bist ihnen nicht treu geblieben, lieber Freund."

„Weil — weil —," stotterte Hugo, „weil ich mir damals einbildete, das Vergessen sei leichter."

„Eine wichtige Begebenheit in unserem Leben, besonders ein solche, die tief in unser Herz eingegriffen hat, vermögen wir allerdings nie zu vergessen, so lange noch ein Tropfen Blut durch unser Gehirn strömt; es kommt nur darauf an, die Leidenschaft dieser Erinnerung zu mäßigen und abzustumpfen. Viele empfehlen dafür das Haschen nach äußerlichen Zerstreuungen, aber ein radikaleres Heilmittel scheint mir zu sein, daß man seine Gedanken auf ein bestimmtes, edles Ziel lenkt — und das lag damals in Deiner Absicht. Du hattest Dir gelobt, Dich mit verdoppeltem Eifer Deinem Berufe zu weihen und mit einem Ehrgeize vorwärts zu streben, der Dir unter solchen Umständen gewiß sehr heilsam gewesen wäre."

„Was ist der Soldat im Frieden? Welche Laufbahn eröffnet sich ihm da?" unterbrach Hugo die vorwurfsvollen Worte seines Freundes. „Ja, ich hatte mich einen Augenblick lang in die Täuschung gewiegt, daß ich im Dienste bei'm Regiment, im Umgange mit meinen Kameraden Zerstreuung und Ruhe wiederfinden würde, aber wenige Tage haben hingereicht, mich vom Gegentheil zu überzeugen; die immer gleichmäßige, durch die Gewohnheit fast zur gedankenlosen gewordene Beschäftigung in der Garnison giebt mir nur zu viel Zeit und Gelegenheit, an die Vergangenheit zu denken, bei den lebenslustigen, heiteren Kameraden kann ich keine tiefe Theilnahme beanspruchen und finden, und andere Gesellschaft, in der ich die Larve des Frohsinns tragen müßte, um nicht verspottet zu werden, mag ich jetzt weniger als jemals aufsuchen. Ja, ich liebe meinen Stand noch, aber nur wenn er in seiner vollen Bedeutung, im Kriege ist, und dazu ist ja jetzt, vielleicht für lange Jahre, gar keine Aussicht vorhanden. Mir ist wahrhaftig nicht zu helfen, lieber

Hermann, wenn ich nicht bald in ein Leben voll Sturm und Geräusch versetzt werde, und ich habe selbst schon den Plan in mir beregt, meinen Abschied zu nehmen und in fremde Kriegsdienste, die mir bieten, was ich suche, zu treten, aber ich weiß, daß mein Vater es entschieden mißbilligen würde, wenn ich meine, obschon zur Zeit entbehrlichen Dienste dem Vaterlande entziehen wollte."

„Darin theile ich vollkommen seine Ansicht und möchte noch hinzufügen, daß Du Deinen Entschluß bald bitter bereuen könntest, sei es nun, daß Deine hochfliegenden Erwartungen in der Fremde nicht erfüllt würden oder daß die Verhältnisse in der Heimath sich wieder ändern."

„Siehst Du, so schwanke ich in meiner Unzufriedenheit und qualvollen Unruhe hin und her und bin manchmal des Lebens herzlich satt."

„Es ist ein Glück, Hugo," sagte Hermann lächelnd, „daß diese Uebersättigung in der Jugend nicht lange zu dauern pflegt. Die Zeit wird auch Dir Trost und Hülfe bringen, davon bin ich überzeugt; aber Du könntest Dir manche trübe, schmerzliche Stunde ersparen, wenn Du selbst recht fest daran glauben wolltest."

Hugo schüttelte zweifelnd den Kopf, bevor er aber noch eine Antwort geben konnte, wurde die Unterhaltung dadurch gestört, daß Emma, die so lange vergeblich auf die Rückkehr ihres Bräutigams und Bruders im Salon gewartet hatte und endlich ungeduldig geworden war, jetzt zu ihnen trat und mit scherzhaftem Vorwurfe fragte, ob man sie denn ganz vergessen habe.

Das Dampfschiff war bereits der Landungsbrücke in Neustadt-Dresden nahe gekommen, die Glocke ertönte als Signal für die Passagiere, die hier aussteigen wollten, und da die Drei auch zu denselben gehörten, verließen sie den Platz, den sie innehatten, und gleich darauf das Schiff.

Ihr Weg führte sie durch die noch belebten und erleuchteten Straßen der Königsbrücker zu, die mit ihrer schönen Allee, den Gärten und villenartig gebauten Häusern den Charakter einer vorstädtischen trägt; in derselben lag das Haus, das Oberst von Mohrfeldt, seitdem er nach Dresden übergesiedelt war, als sein Eigenthum bewohnte.

Eine weitere ernste Unterhaltung wurde unterwegs von allen Dreien vermieden.

IV.

Die Erbschaft.

Oberst von Mohrfeldt erwartete die Rückkehr seiner Kinder in dem Balkonzimmer der Bel-Etage, das am Tage gewöhnlich als Versammlungsort der Familie diente. Es war recht praktisch und geschmackvoll, aber ohne allen überflüssigen Luxus eingerichtet.

Der Oberst saß auf dem Sopha hinter dem großen runden Tische, auf dem eine helle Lampe brannte und der heute mit einer Anzahl beschriebener Papiere bedeckt war. Wiewohl der alte, jetzt siebzigjährige Herr noch recht lebhaften Geistes und Temperamentes war, liebte er in seinem Hause doch die Bequemlichkeit, und es konnte daher auffallen, daß, obgleich er am Nachmittage nicht ausgegangen war, er nicht seinen Schlafrock angelegt hatte, sondern sich in dem Civilanzuge befand, den er gewöhnlich auf der Straße trug; ganz seiner sonstigen Gewohnheit widersprach es auch, daß er sich sehr eifrig mit den vor ihm liegenden Papieren beschäftigte, so eifrig, daß er darüber sogar seine Pfeife, die ausgebrannt an einer Ecke des Sopha's lehnte, vergessen zu haben schien.

Der Oberst war ein großer, starkgebauter, immer noch schöner und rüstiger Mann von ächt militairischem Aussehen, das der starke graue Schnurrbart besonders unterstützte; die

kraftvollen Züge seines gebräunten und gerunzelten Gesichts, die hohe Stirn und die hellen, aber auch scharfen Augen drückten Verstand und Energie aus, hatten aber nichts Unfreundliches, Abstoßendes; man konnte daraus schließen, daß der alte Herr fest und streng, jedenfalls aber auch gutmüthig und gerecht sei.

Da er nur an den politischen Ereignissen, die sein Vaterland Preußen und dessen Herrscherhaus betrafen, theilzunehmen und sich für sie zu begeistern vermochte, hatte er auch der Rückkehr des Königs Johann nicht genug Interesse geschenkt, um sich bereden zu lassen, seine Kinder an diesem Tage nach Pillnitz zu begleiten, ja, er grollte sogar innerlich, weil er Hermann Günther nicht offenbar verletzen wollte, ein wenig darüber, daß Sachsen, wie er sagte, bei dem Friedensschlusse so gut fortgekommen sei, und würde lieber die definitive Beschlagnahme des Landes durch die preußische Regierung als die Wiederherstellung der alten gesehen haben, obgleich er den König persönlich hochachtete.

Die Einsamkeit in seinem Hause hatte übrigens eine ziemlich mürrische Laune in ihm erweckt, und bald nach dem Mittagessen war er gerade im Begriff, einen weiten Spaziergang zu machen, als der Briefträger ein an ihn adressirtes Packetchen gebracht hatte, das, nach den vielen Aufschriften und Poststempeln zu schließen, eine weite Reise gemacht haben mußte; obenein war es rekommandirt und der Inhalt als „Urkunden" bezeichnet.

Der Oberst drehte das Päckchen eine Weile in der Hand umher, wobei er eine Miene machte, die gleichzeitig Neugierde und Verdrießlichkeit ausdrückte, — letztere darüber, daß seinem Spaziergange ein Hinderniß in den Weg kam — aber das erstere Gefühl blieb doch Sieger, und er legte Hut und Stock wieder bei Seite. Dann machte er sich daran, das Packet zu öffnen, und setzte sich zu diesem Behufe auf das Sopha, was darauf deutete, daß er die Angelegenheit bald erledigt zu haben hoffe, da er sich sonst wohl in sein Arbeitszimmer begeben haben würde.

Seitdem waren aber schon sechs bis sieben Stunden vergangen, und der Oberst saß noch immer vor dem runden Tische, auf dem er eine ganze Menge in dem Packete befindlich gewesener Papiere, die theilweise untersiegelt waren, nachdem er sie durchlesen, ausgebreitet hatte; er nahm sie immer wieder zur Hand und schien dieser Lektüre gar nicht müde werden zu können, vergaß er darüber doch sogar die Pfeife und ließ den Kaffee, den ihm das Dienstmädchen gebracht, unberührt stehn; nur, als es zu dunkeln begann und die Zeit sich näherte, zu der er die Rückkehr der Abwesenden wohl erwarten konnte, erhob er sich mehrere Male und ging auf den Balkon hinaus, von wo er, trotz der Kälte und Finsterniß, mit deutlichen Anzeichen der Ungeduld nach ihnen ausspähte.

Wer den alten Herrn während dieser ganzen Zeit beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß sich zuerst die höchste, fast ungläubige Ueberraschung auf seinem Gesichte malte, doch schien dieselbe gerade nicht eine unangenehme zu sein; als er nachher die Schriften näher geprüft hatte, lächelte er wiederholentlich, wiegte den Kopf hin und her, versank auf Minuten in tiefe Gedanken und unterbrach dieselben dann wieder durch einige halblaute Worte, wie:

„Alle Wetter! Wer hätte sich das träumen lassen?" — „Was die Kinder dazu sagen werden?" — „Nun, das wird eine Ueberraschung geben!" — „Ein recht hübsches Hochzeitsgeschenk!" u. s. w.

Seine Ungeduld nahm zu, je später es wurde, und immer häufiger machte er den Weg nach dem Balkon.

Endlich ließen sich die Stimmen der Erwarteten vernehmen; diese öffneten das Gartenthor und kamen auf das Haus zu. Sie waren nicht wenig verwundert, als sie den Oberst auf dem Balkon erblickten und er ihnen einen fröhlichen „Guten Abend, Kinder!" zurief. Das verrieth eine vorzügliche Laune seinerseits.

In ihrer Neugierde eilend, stiegen die Drei die Treppe

hinauf, und ihre Blicke begegneten sich und denen des alten Herrn fragend, als sie bei'm Eintritte in das Balkonzimmer auf den mit Papieren bedeckten Tisch fielen.

„Was bedeutet das?" rief zuerst lebhaft Emma, nachdem sie den Vater mit einem herzlichen Kusse umarmt hatte, und wollte auf den Tisch zueilen.

„Halt! Zurück da!" rief der Oberst mit seiner barschen Kommandostimme, der man doch den Scherz und eine besondere Aufregung anhörte, und stellte sich abwehrend vor den Tisch. „Legt zuerst Eure Sachen ab und kehrt dann sogleich zu mir zurück; ich will zunächst einen kleinen Appell abhalten, zum Abendessen habt Ihr nachher immer noch Zeit genug, wenn Euch über die große Neuigkeit da" — er deutete dabei auf die Papiere — „der Appetit nicht ebenso vergangen sein wird wie mir."

Obgleich die letzte Aeußerung, welche durch den Anblick des noch unberührten Kaffeegeschirres unterstützt wurde, etwas beunruhigend erscheinen konnte, gab der Ton des Obersten doch nicht zu Besorgnissen Anlaß, und Alle beeilten sich, seinem Gebote nachzukommen. Selbst Hugo bezeigte mehr Interesse an der bevorstehenden Eröffnung, als man sonst in letzter Zeit an ihm bemerkt hatte.

Mit einer gewissen Feierlichkeit rückte der Oberst selbst drei Stühle um den Tisch und lud seine Kinder, als sie zurückgekehrt waren, ein, darauf Platz zu nehmen, während er selbst sich auf das Sopha setzte.

„Ich habe mir mein Leben lang nicht viel aus Geld und Gut gemacht," begann er dann, während ihn Jene mit gespannter Aufmerksamkeit betrachteten, — „denn in meiner Jugend genügte mir mein Degen, nachher mein Gehalt, und seitdem ich mich zur Ruhe gesetzt, habe ich von der erdienten und durch Seine Majestät den König allergnädigst bestätigten Pension und dem bischen von meiner seligen Adelheid Ererbten gerade genug gehabt, um sorgenfrei leben und Euch, mein Sohn und meine Tochter, eine standesgemäße Erziehung geben lassen zu können;

Gott sei Dank, kann ich Euch auch so viel hinterlassen, daß Ihr bei vernünftiger Sparsamkeit nicht Noth zu leiden braucht, wäret Ihr auch nicht schon in anderer Weise versorgt."

Der Oberst liebte sonst durchaus nicht die langen Einleitungen, deshalb verfehlten diese nicht den wahrscheinlichen Zweck, die Neugierde seiner Zuhörer noch höher zu spannen; indessen wagte ihn Niemand zu unterbrechen.

„Der Reichthum," fuhr er fort, „ist aber, wenn er richtig angewandt wird, ein ganz hübsches Ding und — aber zum Teufel!" brach er, laut auflachend, kurz ab, „ich schwatze da wie ein altes Weib oder ein Pfaffe von der Kanzel zu Euch, und Ihr seid doch weder Kinder, noch in der Kirche; ein großer Redner habe ich auch nie werden können und will deshalb nur gerade mit der Thür in's Haus fallen, ohne Furcht, daß Eure Nerven zu schwach wären, die Ueberraschung zu ertragen: Wir sind auf einmal reiche Leute geworden, haben eine Erbschaft gemacht, aus der ich selbst anfänglich nicht klug werden konnte, denn ich hatte nie darauf gerechnet."

„Aber," meinte er, verwundert die unveränderten Gesichter vor sich musternd, „Ihr scheint diese Botschaft ja sehr gleichgültig aufzunehmen. Freilich, Ihr wollt erst wissen, ob es sich des Jubels verlohnt. Nun, im Monde liegt unser neues Rittergut nicht, aber freilich weit genug von hier: in Kurland."

„Ein Rittergut? In Kurland?" fragten die Drei gleichzeitig.

„So steht's hier, amtlich bescheinigt durch Unterschrift und Siegel. Da habt Ihr, Emma und Hermann, eine hübsche Hochzeitsgabe, und wir, lieber Hugo, wollen nachher noch ein ernstes Wort sprechen."

Die Erklärung des alten Herrn erweckte nicht gerade einen lauten Jubel, aber doch recht befriedigte Mienen; Emma und Hermann sahen sich an, als ob sie sagen wollten: „Das ist eine hübsche Ueberraschung, aber sie kann unser Glück nicht größer machen" — und Hugo lächelte ein wenig, jedenfalls nur, weil

er die Freudigkeit des Vaters nicht durch ein trübes Gesicht stören wollte.

„Das Gut heißt Langenau und ist mit dem todten und lebenden Inventar auf hundertundzwanzigtausend Thaler gerichtlich abgeschätzt worden," setzte der Oberst hinzu, „so daß ein hübsches Sümmchen auf Jeden von Euch kommen wird. Nun sollt Ihr aber eine vollständige Erklärung haben, damit Ihr begreift, daß Alles auf ganz natürliche Weise zugegangen ist."

Die Mittheilungen, die er nun mit Benutzung der vor ihm ausgebreiteten Schriftstücke machte, waren in Kürze folgende:

Die Familie von Mohrfeldt war ursprünglich eine deutsche, ein Zweig derselben hatte sich aber, wie dem Obersten und seinen Kindern schon längst bekannt gewesen, dadurch nach Rußland verpflanzt, daß vor langen Zeiten ein Abenteuer suchendes Mitglied in den deutschen Ritterorden getreten und, als dessen Hochmeister Gotthard Kettler als weltlicher Herzog im Jahre 1561 Kurland von Polen als Lehen angenommen, mit diesem dahin gegangen war und sich verheirathet hatte. Dieser Zweig der Familie war indessen nie recht belaubt geworden, obgleich ihn übrigens das Glück begünstigte, und stand auch nicht mehr in Verbindung mit den in Deutschland zurückgebliebenen Verwandten, deren nächster der Oberst war. Dieser, zufrieden mit dem ihm zugefallenen Loose, hatte sich um die reichen Verwandten ebenso wenig bekümmert wie dieselben um ihn und wußte nichts Näheres über ihre Verhältnisse; es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß er oder seine Kinder von dorther jemals eine Erbschaft zu erwarten haben würden.

Nun war aber, wie die heute eingetroffenen Papiere ergaben, an jenem abgezweigten Aste nur ein Sprößling übriggeblieben, der als alter Hagestolz auf dem Gute Langenau in der Nähe von Mitau lebte und sich sehr wenig um die Menschen, aber desto mehr um die Jagd in seinen Wäldern bekümmerte; erst als er alt genug geworden war, um sich auf den Tod vorbereiten zu müssen, hatte er daran gedacht, was dann

aus seiner Hinterlassenschaft werden solle, und, da er dieselbe dem Staate nicht zufallen lassen mochte, sich unter der Hand nach seinen in Deutschland lebenden Verwandten erkundigt. Keineswegs aus persönlichem Interesse für dieselben, sondern nur, um Langenau und sein Vermögen im Besitze der Familie zu erhalten, machte er in aller Stille sein Testament zu Gunsten des Obersten von Mohrfeldt und dessen Kindern und deponirte es gerichtlich. Diese Vorsicht war nicht überflüssig, denn bald darauf — im Herbste 1866 — stürzte er bei einer Hetze vom Pferde und brach den Hals.

Das Testament war nun zur Zeit eröffnet worden, und es fand sich, daß der Verstorbene seinen nächsten Nachbar, mit dem er übrigens nur flüchtig bekannt gewesen war, einen Grafen Heinrich von Herrendorf, zum Vollstrecker desselben eingesetzt hatte; andere Freunde hatte er überhaupt nicht gehabt. Dieser hatte, als Ehrenmann das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigend, nun auch, obgleich er vor ganz Kurzem erst von einer längeren Reise in das Ausland zurückgekehrt war, sogleich die Oberaufsicht über Langenau angetreten, die gerichtlichen Papiere besorgt und dem Obersten mit einem sehr artigen Schreiben übersandt, in dem er dringend bat, so schnell als möglich selbst oder durch einen Bevollmächtigten das Gut in Besitz zu nehmen, da er mit eigenen Geschäften überhäuft sei.

„Nun, was sagt Ihr dazu?" fragte der Oberst, mit freudestrahlendem Blicke, als er geendet hatte, sein Auditorium ansehend.

„Das Beste an dieser unvermutheten Erbschaft ist," erwiederte Emma, indem sie sich erhob, zu ihrem Vater trat und den Arm um seinen Nacken schlang, „daß sie weder Dich noch uns eine Schmerzensthräne kostet, da wir den verstorbenen Onkel oder Vetter gar nicht gekannt, kaum eine Ahnung von seiner Existenz gehabt haben. Was ist aber nun Dein Entschluß, theuerster Vater? Du willst doch nicht selbst eine so weite Reise

machen, die gerade in dieser Jahreszeit mit mancherlei Anstrengungen verknüpft sein würde?"

„Alle Wetter, Mädchen! Hältst Du mich denn schon für einen Ganz-Invaliden, dessen morsche Knochen das Rütteln auf der Eisenbahn nicht mehr vertragen würden? — Aber ich will Dir nicht unnöthige Angst machen. Die Furcht vor Anstrengungen hält mich zwar keineswegs von der Reise ab, aber mit den Gerichten habe ich nie gern Etwas zu thun gehabt, und am wenigsten sehne ich mich, nach Dem, was ich von ihnen gehört habe, die russischen kennen zu lernen. Mir würde der Graf von Herrendorf nur Alles in Pausch und Bogen übergeben können, und obgleich ich nicht daran zweifle, daß er ein Ehrenmann ist, wäre das doch nicht in der Ordnung. Nein, ich bin heute schon der vielen Schreibereien da herzlich müde geworden; solche Geschäfte mag ein Jüngerer und Geduldigerer übernehmen."

„Und wem gedenkst Du dieses Vertrauen zu schenken, lieber Vater?" fragte Hugo.

„Nun wem anders als Dir?" meinte der alte Herr. „Ich habe mir die Sache schon hin und her überlegt; Du mußt nach Kurland, Hugo."

„Ich?" fragte der Lieutenant, wie es schien, keineswegs angenehm betroffen. „Aber die Regulirung dieser Erbschaft und die Uebernahme des Gutes erfordern landwirthschaftliche und Geschäftskenntnisse —"

„Bist Du nicht Adjutant, so eine Art von Federfuchser? — Nun, sei nur nicht ärgerlich über diesen Ausdruck — ich weiß ja, daß Du den Säbel ebenso gut oder noch besser als die Feder zu führen verstehst. Was die Landwirthschaft betrifft, so wirst Du dort wohl einen Verwalter finden und der Graf Dir mit seinem Rathe zur Hand gehen; übrigens hast Du ja einen offenen Kopf und wirst Dich schon zurechtfinden."

„Aber ich werde viel Zeit dazu gebrauchen, und da ich soeben erst Urlaub genommen habe —"

„Larifari! Wenn ein Lieutenant sechszigtausend Thaler geerbt hat, bekommt er im Frieden, wenn er will, ein ganzes Jahr Urlaub; das kenne ich. Nein, Du mußt unbedingt, sobald wir Emma's Hochzeit hinter uns haben, nach Kurland reisen. Einem fremden Menschen kann ich doch nicht ein so wichtiges Interesse unserer Aller anvertrauen."

Wenn der Oberst Etwas mit Bestimmtheit sagte, so konnte ihn der leiseste Widerspruch leicht erzürnen; sein Sohn schwieg daher, zumal er ihm die Freude an diesem Abende nicht verderben wollte, schüttelte aber doch heimlich den Kopf.

„Die Reise wird Dir auch sehr wohlthun," setzte der alte Herr mit besonderer Betonung hinzu. „Nun aber, Kinder, wollen wir gemeinsam zum Abendbrod gehen und alle weitere Rücksprache bis auf morgen verschieben."

So geschah es, und wenn die Gläser auch zur Feier der unvermutheten Erbschaft an einander klangen, so wurde Hugo's Reise und überhaupt aller geschäftlichen Angelegenheiten nicht mehr erwähnt.

Erst als Hugo und Hermann in dem für Ersteren eingerichteten Schlafzimmer allein waren, denn er hatte den Freund gebeten, ihm daselbst noch Gesellschaft zu leisten, bevor dieser sich nach seiner eigenen Wohnung begebe, besprachen sie den Plan des Vaters noch einmal, und der Oberlieutenant redete seinem zukünftigen Schwager dringend zu, darauf einzugehen, sowohl weil an Ort und Stelle die wichtigsten Familieninteressen wahrzunehmen sein, als die Reise und Geschäfte heilsame Zerstreuung herbeiführen würden. Hugo blieb indessen der Ausführung dieses Auftrages abgeneigt, jedenfalls eine Folge der Theilnahmlosigkeit, in die ihn seine düsteren Träumereien versetzt hatten, obgleich er, im Widerspruche zu seinem Geständnisse auf dem Dampfschiffe, daß ihn der Garnisonsdienst so wenig befriedige, jetzt behauptete, er trenne sich auf längere Zeit ungern von seinem Regimente; aus seinen Aeußerungen war aber doch schon

zu erkennen, daß er nicht beabsichtige, sich, wenn der Oberst bei seinem Willen beharrte, demselben ernstlich zu widersetzen.

„Wenn ich Emma's und Deine Verhältnisse nicht in Erwägung zöge," sagte er, „möchte ich wünschen, daß uns das Glück mit dieser Ueberraschung verschont hätte. Mich kann das Vermögen, wäre es auch noch zehnmal so groß, nicht für einen Augenblick glücklich machen, und ich sehe für mich nur Verdrießlichkeiten und die Pein, dort mit fremden Menschen in Berührung treten zu müssen, voraus."

Als die Freunde sich trennten, war Hermann wirklich etwas unzufrieden mit dem Starrsinne seines zukünftigen Schwagers.

Während am anderen Tage das Brautpaar noch genug mit seinen Vorbereitungen zu thun hatte, beschied der Oberst den Sohn in sein Arbeitskabinet und ging hier mit ihm gemeinschaftlich die erhaltenen Papiere genau durch; zur Erhebung der Erbschaft fehlte Nichts mehr als der Bevollmächtigte und dessen Legitimation, die sich leicht beschaffen ließ.

„Nun, wann wirst Du abreisen können, Hugo?" fragte der alte Herr, als das Geschäft erledigt war, kurz und ernst.

„Wenn Du wirklich verlangst, daß ich reisen soll, mein Vater," meinte der Lieutenant zögernd, „so wird doch noch einige Zeit vergehen, ehe ich meinen Urlaub erhalten kann; Du weißt, daß derselbe ein königlicher sein muß, da es sich um eine Reise in das Ausland handelt."

„Das Alles habe ich schon bedacht und finde dabei keine Schwierigkeiten. Ich selbst werde noch heute an Se. Majestät ein unterthänigstes Immediatgesuch deshalb richten und zweifle nicht, daß bei der Dringlichkeit der Sache die Genehmigung desselben schon in wenigen Tagen eintreffen wird. Auf dem Wege nach Mitau mußt Du dann Deine Garnison passiren und kannst Dich dort persönlich abmelden."

Hugo machte noch einige Einwendungen, aber sein Vater runzelte schon die Stirn und schnitt jede weitere Erwiederung mit den ernsten Worten ab:

„Du hast eine Pflicht gegen Deine Familie durch diese Reise zu erfüllen, mein Sohn, und ich wünsche, daß Du sie antrittst."

„Ich werde Dir gehorchen, bester Vater," erwiederte Hugo, sich auf die Lippen beißend.

„Die Sache ist also abgemacht, und wir haben nur noch die nöthigen Papiere zu besorgen. Nun bleibt uns aber noch ein anderer Punkt zu besprechen, nämlich der, was aus dem Gute werden soll, wenn es in unseren Besitz übergegangen ist. Was mich betrifft, so habe ich durchaus nicht Lust, mich auf meine alten Tage noch in russischen oder kurländischen Boden verpflanzen zu lassen, und verstehe übrigens auch nicht das Mindeste von einer landwirthschaftlichen Verwaltung, zum Lernen ist mein grauer Kopf aber schon zu hart geworden. Vielleicht thäte man am besten, das Gut zu verkaufen, aber das will wohl überlegt sein und es handelt sich darum, ob dies in jener Gegend ohne großen Nachtheil für uns geschehen kann. Was meinst Du dazu? Du hast ja eine Stimme über Dein zukünftiges Erbtheil."

„Mein lieber Vater, ich mag es als ein solches noch nicht betrachten, denn hoffentlich wird der Himmel Dir noch ein langes Leben schenken."

„Hm, gleichviel! Früher oder später wirst Du Dich doch mit Deiner Schwester und ihrem Manne in Langenau theilen. Wie denkst Du also darüber?"

„Jedenfalls wird es, bevor wir einen Entschluß fassen, nothwendig sein, sich genau über die dortigen Verhältnisse zu unterrichten."

„Gut; wenn sich die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Verkaufe schnell bieten sollte, so bevollmächtige ich Dich dazu; Du wirst ja das Interesse Deiner Schwester nicht aus dem Auge lassen. Wenn Dem nun aber nicht so ist, was dann?"

„Dann muß ich Graf Herrendorf bitten, mir einen zuverlässigen Verwalter zu rekommandiren."

„Es ist eine üble Sache mit einem Verwalter, wenn die Herrschaft so weit entfernt ist; der ehrlichste Mann kann in Versuchung kommen, wo es an jeder Kontrole fehlt. Ich hatte eigentlich einen ganz anderen Gedanken."

„Nun?" fragte der Lieutenant überrascht. „Sollte etwa Hermann —"

„Nein, ich mag mich nicht so weit von Emma trennen, auch zweifle ich, daß sie und er auf einen solchen Vorschlag gern eingehen würden. Das Natürlichste und Zunächstliegende ist wohl, daß Du die Sache in die Hand nimmst, da Du, wenn Du Dich nach meinem Tode mit Deiner Schwester abgefunden hast, dort doch einmal Herr sein würdest."

„Ich?" rief der junge Mann überrascht. „Aber wie ist das bei meinen militairischen Verhältnissen nur möglich?"

In den Mienen des Obersten verrieth sich eine kleine Verlegenheit; starre Charaktere gehen schwer von den einmal gefaßten Ansichten und Ideen ab, und wenn dies die Nothwendigkeit gebietet und sie dieselbe auch erkannt haben, so sprechen sie dies doch nur ungern aus.

So erging es jetzt auch dem Obersten; er hatte gewünscht, daß Hugo Soldat werde und bleibe, allerdings in der Voraussetzung, daß sein Sohn nie ein großes Vermögen besitzen werde. Nun ihm dasselbe aber über Nacht zugefallen war, hatte sich die Lage doch sehr geändert. Der alte Herr war erfreuter und stolzer auf den neuen Besitz, als er gestehen wollte, nicht etwa um seiner selbst willen, sondern im Interesse seiner Kinder und weil der Familienname dadurch einen höheren Glanz erhielt; deshalb war es ihm auch gar nicht rechter Ernst mit der Absicht, das Gut zu verkaufen, oder wenigstens würde er dann ein anderes in Deutschland erworben haben. In beiden Fällen mußte Hugo der dereinstige Herr werden. So sehr er nun den Soldatenstand liebte und gewünscht hätte, daß sein Sohn sich in demselben auszeichne und eine hohe Stellung erreiche, so konnte diese ungewisse Aussicht doch nicht das Sichere aufwiegen; dazu

kam, daß er, der die mancherlei Beschwerlichkeiten des Soldatenlebens recht gut kannte, nicht mehr zweifelte, daß eine anständige Unabhängigkeit dem äußeren Glanze vorzuziehen sei. Wäre der Krieg noch nicht beendet gewesen oder hätte sich ein neuer für sein Vaterland Preußen erwarten lassen, dann würde er Hugo dem Dienste des letzteren unter keinen Umständen entzogen haben, aber im Frieden galt am Ende ein Lieutenant mehr oder weniger nicht viel. Hugo brauchte ja nicht sein Vaterland ganz aufzugeben; nach den militairischen Einrichtungen desselben blieb er, wenn er seinen Abschied nahm, Offizier der Landwehr, und als solcher konnte er, wenn es Noth that, immer wieder die Waffen ergreifen.

Der alte Herr wußte nun aber auch, daß die jungen Linien-Offiziere meistens eine Art von Abneigung gegen die Landwehr haben, und ferner, daß sein Sohn mit Leib und Seele Soldat sei. Aus der kühlen Weise, wie Hugo die ganze Erbschafts-Angelegenheit aufgenommen, aus dem Widerstreben, das er gezeigt hatte, die nothwendige Reise zu unternehmen, ließ sich schon zur Genüge schließen, daß er die Ansichten des Vaters nicht theile und daß diese bei ihm auf Widerstand stoßen würden. Deshalb befand sich der Oberst in Verlegenheit, diesen neuen Vorschlag auszusprechen.

Er hatte sich nicht geirrt; Hugo war auf das Aeußerste erstaunt über die Sinnesänderung des Vaters; dessen guten Gründen gegenüber konnte er sich aber doch nicht der Ueberzeugung verschließen, daß Jener Recht habe. Hätte er sich in einer ruhigeren Gemüthsstimmung befunden, so würde er wahrscheinlich alle sich ihm bietenden Vortheile klar durchschaut und sich leichter über seine angeborene und anerzogene Anhänglichkeit an den Beruf, dem er sich bisher gewidmet, hinweggesetzt haben. Aber, wie schon gesagt, der sonst so kräftige Geist des jungen Mannes war zur Zeit umdüstert und bis zu einer Art von Apathie abgespannt, und in dieser sah er sich Schwierigkeiten aufthürmen, die er nicht besiegen zu können meinte. Abgesehen davon, daß

er durchaus nicht Lust hatte, eine neue Lebensstellung zu ergreifen, was ihn doch immer einige Mühe kosten mußte, wenn er sie richtig ausfüllen sollte, wollte er sich auch nicht von seiner letzten, überspannten Hoffnung trennen, daß er in dem rauschenden Getümmel eines neuen Krieges allein Milderung seines Herzensleidens und schließlich den Tod finden könne; dies erschien ihm als das einzige würdige Ende eines verfehlten Lebens.

Der Oberst mußte wohl das ernstliche Widerstreben seines Sohnes, dessen Ausbruch nur die Achtung, die dieser ihm zutrug, zurückhielt, bemerken, und da er sich selbst nicht auf ganz sicherem Boden fühlte, lenkte er schnell ein, indem er freundlich sagte:

„In keinem Falle wollen wir uns übereilen, lieber Hugo; was ich Dir soeben mittheilte, war nur eine Idee von mir, deren Verwirklichung noch von manchen anderen Bedingungen abhängt, und die hauptsächlichste davon ist, ob wir Langenau behalten oder nicht. Du wirst mir möglichst bald nach Deiner Ankunft daselbst brieflich darüber berichten und bis dahin auch Zeit genug gehabt haben, Dir meinen Vorschlag zu überlegen; von Zwang dabei ist keine Rede, und ich bin überzeugt, daß Du die Wünsche Deines Vaters mit Deinen eigenen in Einklang zu bringen versuchen wirst. Damit wäre die Sache also erledigt, und Du wirst gut daran thun, bald Deine Reisevorbereitungen zu treffen. Ich werde Dich reichlich mit Geld und Wechseln, die Du in Mietau ziehen kannst, versehen, und es würde mir sehr lieb sein, wenn Du dort das Vergnügen mit Deinen Geschäften vereinigen könntest; mache Dir die Abwechselung von dem langweiligen Garnisonsleben so angenehm als möglich."

Der alte Herr erhob sich und schloß dadurch die Konferenz mit seinem Sohne.

An diesem und dem folgenden Tage ging es im Hause sehr lebhaft zu. Emma bekam man wenig zu sehen, da sie über und

über mit der Vollendung ihres Brautstaates beschäftigt war, wenn sie aber erschien, leuchteten ihre Augen so hell und freudig, daß sich ihre Zufriedenheit allen Uebrigen mittheilte, und selbst Hugo hätte es nicht über das Herz bringen können, eine trübe Miene, die sie besorgt machen mußte, zu zeigen.

Seinem Schwager Hermann theilte er noch Nichts von den auf ihn bezüglichen weitergehenden Plänen des Vaters mit, da auch dieser darüber schwieg, und Hermann war jetzt mit seiner Bereitwilligkeit zu der Reise ganz zufrieden.

Die Trauung sollte im Hause stattfinden, und es waren dazu nur die nächsten Freunde des Brautpaares und einige Bekannte des alten Herrn, der, ebenso wie Emma, großes Aufsehen nicht liebte, eingeladen worden.

Das wichtige kleine Familienfest verlief ohne jede Störung, und nach Beendigung der heiligen Ceremonie wurde der Abend in der gemüthlichsten Heiterkeit verlebt. Wie glücklich sich die Neuvermählten fühlten, braucht wohl nicht mehr erwähnt zu werden, da man ja weiß, daß diese Verbindung aus reiner Herzensneigung geschlossen worden war, und als die holdselige Braut mit Freudenthränen in den sanften blauen Augen am Arme des schönen, kräftigen Mannes, der sich immer der allgemeinen Achtung verdient gemacht hatte, die Gratulation der Gäste empfing, war wohl ein Jeder der Letzteren überzeugt, daß dem Paare die glücklichste Zukunft in der Ehe lache.

Der Oberst selbst konnte seiner Rührung nicht widerstehen, als er die Tochter an sein Herz drückte und Hermann die Hand schüttelte, denn das kurze, an denselben gerichtete Wort: „Halte sie gut" — wollte ihm kaum über die Lippen gehen. Das junge Ehepaar sollte zwar einstweilen noch in Dresden bleiben, woselbst der Oberlieutenant auf der Altstadt eine Wohnung gemiethet hatte, aber es blieb doch fraglich, ob er nicht bald eine andere Garnison erhalten werde, da bei der sofort in Angriff genommenen Umformung der sächsischen Armee nach preußischem

Muster viele Veränderungen bevorstanden. Der alte Herr sah also, selbst wenn seine Tochter in Dresden bleiben sollte, schon voraus, daß er sich in der großen Wohnung, nachdem auch Hugo abgereist wäre, recht vereinsamt fühlen würde, und wie zärtlich Emma auch versichern mochte, daß sie, ihrer kindlichen Pflichten eingedenk, auch in ihrem neuen Stande immer für seine Bequemlichkeit und alte Ordnung sorgen werde, bewölkte sich seine Stirn doch öfter inmitten der heiteren Gesellschaft.

Hugo seufzte innerlich, als er Schwester und Schwager beglückwünschte, aber es gelang ihm glücklich, seine Gedanken vor ihnen zu verbergen; an gleicher Stelle, wie sie heute, vor dem Altare, zu stehen, hatte er noch vor kurzer Zeit mit Sicherheit gehofft, und wenn er sie auch nicht um ihr Glück beneidete, so traten die schmerzlichen Gefühle in ihm doch wieder mit aller Stärke auf.

Als der Abend gekommen war, die Gäste sich entfernt und Emma von Vater und Bruder einen herzlichen Abschied genommen hatte, bei dem sie die Thränen nicht zurückhalten konnte, und als der Wagen mit den Neuvermählten nun davonrollte, da sahen sich Vater und Sohn trübe an; besonders der Gesichtsausdruck des Ersteren sprach so deutlich das Gefühl des Verlassenseins aus, daß Hugo, auf das Tiefste gerührt, dem Drange nicht widerstehen konnte, sich in die Arme des Vaters zu werfen.

Ihm war auf einmal, als ob die harte Rinde, die sich um sein Herz gelegt hatte, sich löse, und er fühlte, daß er dem alten Manne, der sein Vertrauen gewiß schmerzlich entbehrte und doch nie den Versuch gemacht hatte, es zu erzwingen, ein offenes Geständniß schuldig sei.

Vater und Sohn saßen bis gegen Morgen beisammen und erschlossen sich ohne Rückhalt ihre Herzen; das Band, mit dem sie die Natur vereinigte, knüpfte sich dadurch von Neuem wieder noch fester.

Diese Unterredung hatte zweifellos einen sehr wohlthuenden Einfluß auf Hugo geübt, denn am nächsten Tage trat er Schwester und Schwager viel fester und ruhiger gegenüber, was ihnen sogleich auffiel und ihre herzlichste Freude erregte.

Einige Tage später traf, wie der Oberst erwartet hatte, der dreimonatliche königliche Urlaub für seinen Sohn, der schon vollständig reisefertig war, ein, und Hugo säumte nun keine Stunde mehr, den weiten Weg anzutreten.

V.

In Kurland.

Auf dem halben Wege zwischen Mitau und Riga, an der Grenze zwischen Kurland und Lievland, ungefähr eine halbe Meile nordwärts der die beiden Städte verbindenden Chaussee erblickt man in einer fruchtbaren, wald- und seereichen Gegend ein hübschgebautes, herrschaftliches Schloß, das auf einer kleinen Bodenerhebung am Ende eines sich in zwei Häuserreihen längs der Landstraße hinziehenden nicht unbedeutenden Dorfes liegt.

Dieses Dorf, dessen Einwohner ein Gemisch von Letten, Polen und Deutschen sind, zeichnet sich vor anderen dortiger Gegend vortheilhaft aus durch seine hübsche, geordnete Anlage, die Bauart der kleinen Häuser mit ihren umzäunten Obst- und Gemüsegärten und die überall, selbst in dem Anzuge der Leute, herrschende Reinlichkeit; auch die Felder sind gut bestellt, und für den von Natur schlechten Weg ist wenigstens das Möglichste gethan worden, um ihn bequem fahrbar zu machen.

Vom Ausgange des Dorfes führt eine Pappelallee bergauf dem Schlosse zu, das, ein Gebäude neueren Styles, Hufeisenform und zwei Etagen mit großen, hellen Fenstern hat; darüber erhebt sich ein Dach von grauem Schiefer mit hohen Schornsteinen; der Raum vor der Front, den die drei Flügel einschließen, ist ein Rasenplatz, welchen vorn ein hoher hölzerner

Gitterzaun mit einem Thorwege begrenzt. Der eigentliche Hof liegt hinter dem Schlosse und wird durch mehrere gutgehaltene massive Wirthschaftsgebäude gebildet, um die her sich ein weiter, parkähnlicher Garten ausdehnt. Weiter hinaus erstrecken sich Getreidefelder, unterbrochen von Birkengehölzen, mit Ellern besetzten Bächen und einem ziemlich ausgedehnten See, dessen jenseitiges Ufer ein dichter Tannen- und Kiefernwald begrenzt.

Jetzt, zu Anfang des Novembers, ist das ganze Bild freilich etwas düster, denn der Seewind hat die Wolken heraufgetrieben und weht schon kalt über die dunkeln Tannen und die spärlich aufgekeimte Wintersaat; dennoch kann man sich eine Vorstellung davon machen, daß es in der wärmeren Jahreszeit nicht aller Heiterkeit und Annehmlichkeit entbehrt.

Es war gegen Abend, und mehrere erleuchtete Fenster des Herrenschlosses blickten stolz auf das Dorf nieder, in dem hier und da auch schon ein Lichtchen auftauchte, während das Leben auf der Straße allmälig erstarb; aus den hohen Schornsteinen des ersteren, wie aus den kleinen der Bauerhäuser kräuselte sich der Rauch, vermochte aber, von der schweren Luft gedrückt und von dem Winde getrieben, nicht, in graden Säulen aufzusteigen; hin und wieder fielen einige schwere Regentropfen. Kurz, es war ein unfreundlicher Herbstabend, an dem man sich nach dem warmen Ofen in der Stube sehnt.

In einem großen, bequem und vornehm möblirten Wohnzimmer des Schlosses finden wir die Familie des Besitzers der ansehnlichen Herrschaft, zu der außer diesem Dorfe noch zwei kleinere gehörten.

Der Hausherr, Graf Herrendorf, welchen Namen auch Dorf und Schloß führen, ist ein Mann in der Mitte der Fünfziger, von starkem Körperbau und fester, vornehmer Haltung; der große graue Schnurrbart giebt ihm ein militairisches Ansehen, und in der That war er auch früher, ehe er seine Güter übernahm, Soldat und dann Diplomat in russischen Diensten; die hohe Stirn und die klaren, scharfen Augen verkünden Geist

und festen Charakter, übrigens liegt in seinen Zügen aber auch ein unverkennbarer Ausdruck von Gutmüthigkeit und Wohlwollen. Die ganze imposante Erscheinung flößt Achtung und Ehrerbietung ein.

Seine bedeutend jüngere Gattin — sie mag ungefähr fünfundvierzig Jahre zählen — ist klein und zart, augenscheinlich schwächlich und körperlich leidend, aber die milden blauen Augen geben ihrem feinen Gesichte eine sanfte Verklärung, die viel Rührendes hat und sie immer noch schön erscheinen läßt. In einen Hausrock von dunkler Seide gekleidet und mit einem schwarzen Spitzenhäubchen auf dem blonden Haare, in das sich noch kein graues eingestohlen hatte, ruhte sie in einer Ecke des Sopha's, an dem das dritte Mitglied der kleinen Familie, die einzige Tochter, in einem Sessel Platz genommen hatte und mit zärtlicher Sorgfalt zuweilen der Mutter, der jede Bewegung schwer zu werden schien, die stützenden Kissen bequem zurechtrückte.

Das junge Mädchen, noch in den ersten Zwanzigern befindlich, war eine schlanke, an Größe die Mutter überragende Blondine mit blauen, seelenvollen Augen, in denen jenes schmachtende Feuer brannte, das zum Verräther des nicht mehr ganz kindlichen und freien Herzens wird; in diesen Augen lagen Stolz und Festigkeit, gemildert durch den Abglanz der weiblichen Sanftmuth, die sie wohl von ihrer Mutter ererbt hatte. Das etwas bleiche Antlitz, das aber keineswegs eine ungesunde Farbe hatte, zeigte die feinsten, regelmäßig schönen Züge und verdiente in Verbindung mit der herrlich geformten Figur dem Fräulein wohl den Namen einer vollendeten Schönheit. Auch sie war sehr einfach in dunkle Stoffe gekleidet, welche den weißen Teint des Gesichts und der zierlich geformten Hände noch mehr hervorhoben.

Feodora — so hieß die junge Comtesse — hatte eine leichte Handarbeit vor sich auf dem Tische liegen, beschäftigte sich aber weniger damit als mit ihrer Mutter, die sich heute unwohler

fühlen mochte als sonst — wie sie behauptete, eine Folge des eingetretenen winterlichen Wetters, die nur vorübergend sei — und mochte die Tochter sich nun darüber beunruhigt fühlen oder andere sorgenvolle Gedanken haben, es trat zuweilen ein schmerzlich wehmüthiger Ausdruck auf ihr Antlitz, den sie aber mit aller Kraft zu beherrschen und zu verbergen bemüht war.

Die beiden Frauen unterhielten sich nur leise mit einander, als ob sie den Grafen, der im Zimmer auf und nieder ging und zuweilen am Fenster stehen blieb, um sinnend in die tiefgraue Dämmerung hinauszublicken, in seinen Gedanken nicht stören wollten.

„Man sollte glauben, daß Du mit Ungeduld Jemanden erwartetest, lieber Heinrich," sagte die Gräfin endlich mit ziemlich matter Stimme, „und doch können wir bei diesem unangenehmen Wetter heute schwerlich noch auf Besuch rechnen."

„Nun, unmöglich wäre es gerade nicht, daß der Major sich zu Pferde gesetzt hätte, um einen Abstecher hierher zu machen," entgegnete der Graf, der wieder am Fenster stand, ohne sich umzublicken, „denn seine Einfälle kommen so schnell wie der Blitz, und weder Orkan noch Wolkenbruch würden ihn von ihrer Ausführung abhalten."

Bei der Erwähnung des Majors erröthete die Comtesse ein wenig und schob, wie zufällig, den die Lampenglocke bedeckenden Schirm von künstlichen Papierblumen so herum, daß ein tieferer Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Für diesen Fall," sagte die Gräfin, „würdest Du mir gewiß gestatten, mich auf mein Zimmer zurückzuziehen, denn ich wäre heute wirklich nicht im Stande, eine freundliche Wirthin zu machen."

„Gewiß, liebe Hedwig, würde ich, da Du Dich nicht wohl fühlst, Nichts dagegen haben, und ich müßte sogar dazu rathen, obgleich ich, wie Du weißt, Deine Gesellschaft nicht gern entbehre."

„Und ich dürfte dann wohl der Mutter Gesellschaft leisten,

um ihr die Langeweile zu vertreiben und für ihre Bedürfnisse zu sorgen?" fragte Feodora.

„Hm, das geht nicht, mein Kind," erwiederte der Graf, sich lebhaft umdrehend. „Was sollte ich denn allein mit dem Major anfangen? Ihr wißt ja, daß er kein Freund vom Spiele ist, und seine Abenteuer vom Krimkriege und dem Kaukasus mag ich mir nicht noch einmal erzählen lassen."

„Aber wir können die Mama in ihrem Zustande doch unmöglich allein lassen," meinte Feodora, der sehr viel daran gelegen zu sein schien, dem erwähnten Besuche zu entgehen.

„O, beunruhige Dich meinetwegen durchaus nicht, mein Kind," entgegnete die Gräfin, sich zu einem schwachen Lächeln zwingend; „ich werde mich, wenn ich nicht schlafen kann, mit einem Buche unterhalten, und wenn ich irgend eine Handreichung gebrauchen sollte, so ist ja die Kammerfrau in der Nähe."

„Aber ich habe nicht einmal Toilette gemacht," wandte das junge Mädchen weiter ein.

„Das kann der Major, wenn er uns mit einem so späten Besuche überraschen sollte, auch nicht erwarten," erwiederte der Graf, indem er näher an den Tisch trat und den Blick prüfend über seine Tochter streifen ließ, wobei ein zufriedenes Lächeln auf sein Gesicht trat. „Uebrigens kleidet Dich dieser Anzug ganz gut."

„Es ist ein einfaches Hauskleid, lieber Vater —"

„Nun, wolltest Du denn für den Major Ballstaat anlegen?" fragte der Vater scherzend. „Ich bin überzeugt, daß Du ihm in jedem Kleide gefällst."

Feodora erröthete jetzt noch tiefer als vorher und griff in ihrer Verlegenheit nach der Stickerei, die eben nicht sehr zu eilen schien, da sie so lange unberührt gelegen hatte.

„Der Major ist aber noch nicht da," fuhr der Graf, der die Befangenheit seiner Tochter entweder nicht bemerkt hatte oder nicht bemerken wollte, fort, „und an ihn dachte ich soeben auch gar nicht. Mir geht es schon lange im Kopfe herum, daß

ich von dem alten preußischen Obersten von Mohrfeldt noch keine Antwort erhalten habe, und ich wünsche sehnlichst, daß er oder sein Bevollmächtigter hier erst eintreffe, um mir die Last der Verwaltung von Langenau abzunehmen, zu der ich so plötzlich ohne alle Vorbereitung gekommen bin. Es ist doch wahrlich keine Kleinigkeit, zumal, wenn das Wetter jetzt böse wird, alle zwei oder drei Tage wenigstens nach Langenau hinüberzureiten, um dort die Ordnung zu kontroliren, und dabei habe ich auf meinen eigenen Gütern genug zu thun."

„Aber Du bist auch gar zu gewissenhaft, lieber Heinrich," unterbrach die Gräfin den unmuthvollen Redefluß ihres Gemahls; „es kann gerechterweise doch wohl Niemand verlangen, daß Du für Dir ganz fremde Leute, die Dir dafür vielleicht nicht einmal Dank wissen werden, Deine Zeit und Gesundheit opferst."

„Liebes Kind," erwiederte der Graf, sanft zurechtweisend, „es ist immer mein Grundsatz gewesen, den jeder ehrliche Mann haben muß, eine einmal übernommene Pflicht mit strenger Gewissenhaftigkeit zu erfüllen."

„Das ist gewiß sehr richtig, aber Du hast diese Pflicht nicht freiwillig übernommen, sondern man hat sie Dir aufgedrängt; es war wohl eine bloße Laune von dem seligen Herrn von Mohrfeldt, Dich zu seinem Testamentsvollstrecker zu ernennen, da er Dich im Leben kaum gekannt hat."

„Gleichviel! er hat mir dadurch ein Vertrauen erwiesen, das ich um keinen Preis täuschen möchte. Es liegt für mich ein Stolz darin und ist eine Ehrenpflicht, seinem Nachfolger Alles so zu übergeben, daß er ganz zufrieden sein kann. Ich wollte nur, daß ich die Sache endlich einmal los wäre!"

„Ob wir in dem neuen Besitzer von Langenau wohl einen guten Nachbar bekommen werden?" fragte Feodora, die einige Zeit gebraucht hatte, um sich von ihrer vorherigen Befangenheit zu erholen.

Der Graf zuckte die Achseln.

„Ich weiß von seinen Verhältnissen weiter gar Nichts," antwortete er, „als daß er schon ein alter Mann ist und als pensionirter preußischer Oberst in Dresden lebt; sollte er unverheirathet und ein solch' sonderbarer Kauz wie sein verstorbener Herr Vetter sein, so haben wir allerdings keine angenehme Bekanntschaft zu erwarten. Die Frage ist übrigens noch, ob er das Gut behalten wird, wenn ihm Major Andronikoff vortheilhafte Anerbietungen macht."

„Ist es dem Major denn wirklich Ernst damit, Langenau zu kaufen?" fragte Feodora etwas kleinlaut.

„Nun, er spricht wenigstens viel davon, und einen schlechten Kauf, wenn der verlangte Preis nicht übertrieben hoch wäre, würde er dabei gewiß nicht machen; Langenau ist eine herrliche Besitzung, die ich wohl mit Herrendorf vereinigt sehen möchte; aber dazu ist bei dem hohen Werthe, den es hat und der die gerichtliche Abschätzung weit übersteigt, keine Aussicht vorhanden."

Er brach mit einem kleinen Seufzer ab und trat wieder an das Fenster. Gleich darauf rief er mit Lebhaftigkeit, in der sich aber gerade nicht freudige Ueberraschung ausdrückte:

„Habe ich es nicht gesagt? Da ist der Major wirklich! Sieh doch nur, Feodora, welch' stattliche Figur er trotz des abscheulichen Wetters, das einen zweimeiligen Ritt schon verleiden könnte, macht!"

Der Regen hatte sich mittlerweile verstärkt, wurde vom Winde gegen die Fensterscheiben gepeitscht und trug so sehr zu der Dunkelheit des Abends bei, daß man das nahe Dorf kaum noch zu unterscheiden vermochte. Der Major, von dem der Graf sprach, war deshalb auch erst zu erblicken gewesen, als er sich in der Pappel-Allee schon in großer Nähe des Hofthores befand. Das letztere stand geöffnet, und er sprengte auf seinem von Regen und Schweiß ganz durchnäßten Pferde im langen Galopp durch dasselbe herein, machte einen Bogen um den Rasenplatz und parirte vor der Hausthür kurz auf der Hinter-

hand mit großer Geschicklichkeit. Ueberhaupt erkannte man sofort den geübten Reiter, und der Graf hatte nicht zu viel gesagt, wenn er dessen Gestalt eine stattliche nannte.

Der Major, dessen Gesicht sich vom Fenster herab nicht mehr deutlich unterscheiden ließ, trug eine schwarze Pelzmütze von eigenthümlicher Form, wie man sie bei den Tschetschenzen im Kaukasus findet, und hatte um die Schultern ein mächtiges Wolfsfell geschlagen, dessen mit gläsernen Augen versehenes Kopfstück und Tatzen ihm auf den Rücken niederfielen; dieses seltsame Kostüm gab dem wilden Reiter des schwarzen Pferdes ein ungemein kühnes Ansehen.

Mit Behendigkeit schwang er sich aus dem Sattel, und als ein Diener, der den Hufschlag vernommen hatte, herbeieilte, wechselte er mit diesem einige Worte — jedenfalls eine Erkundigung, ob die gräfliche Familie zu Hause sei — warf ihm dann die Zügel zu und stieg die Vortreppe hinan.

Feodora war, dem Rufe ihres Vaters folgend, wirklich an dessen Seite getreten, aber ihre Mienen drückten eher alles Andere als Freude über die Ankunft des Reiters und dessen Bewunderung aus. Sie hielt sich auch nicht lange am Fenster auf, sondern eilte zu ihrer Mutter zurück, der sie behülflich war, sich vom Sopha zu erheben, um den schon vorher verabredeten Rückzug anzutreten.

„Nun, Feodora," sagte der Graf mit Bestimmtheit, während er seiner Gemahlin zum Abschiede die Hand drückte und sie auf die Stirn küßte, „ich erwarte, daß Du bald zurückkehren wirst, wenn Du Deine Mutter in ihr Schlafzimmer gebracht hast, um unsere Wirthin zu machen."

In dem Tone dieser Worte lag Etwas, das keinen Widerspruch duldete, und die Comtesse senkte, ohne ein Wort zu entgegnen, das Haupt, als wolle sie ein Zeichen des Gehorsams geben oder verbergen, was man auf ihrem Gesichte leicht lesen konnte, daß ihr der erhaltene Befehl sehr unangenehm sei.

Beide Frauen verließen das Zimmer, und Graf Herrendorf

hatte gerade nur Zeit gehabt, den Sammetschlafrock, den er bisher getragen, mit einem Oberrocke zu vertauschen, als bereits ein Diener eintrat und den Besuch des Majors Andronikoff meldete.

Der Letztere war seit der Rückkehr der gräflichen Familie von ihrer Sommerreise in Deutschland kein seltener Gast auf dem Schlosse; schon vorher hatte er ihre Bekanntschaft in den Gesellschaften der benachbarten Gutsbesitzer und der adligen Ressource zu Mietau gemacht und offenbar zu Denen gehört, welche der Schönheit Feodora's in großer Menge huldigten, ohne sich ihrerseits einer besonderen Aufmunterung zu erfreuen. Vor einem Jahre erst hatte er den aktiven Dienst, der ihn weit im Czaarenreiche und über dessen Grenzen hinaus geführt, verlassen, nachdem er im Kaukasus bei den Kämpfen gegen die Tschetschenzen leicht verwundet worden war, und sich auf einem kleinen ererbten Gute ganz in der Nähe der kurländischen Hauptstadt niedergelassen. Er galt für einen sehr vermögenden Mann und hatte auch wiederholentlich die Absicht ausgesprochen, sich in der Gegend ein größeres Besitzthum zu kaufen; besonders wandte er nach dem Tode des alten Mohrfeldt sein Augenmerk auf das schöne Langenau, was ihm Gelegenheit gab, noch häufiger als bisher mit dem Grafen zusammenzukommen; vielleicht war es aber hauptsächlich Feodora, die ihn anzog.

Der Major war ein noch junger Mann, höchstens fünfunddreißig Jahre alt, und konnte mit seinem gefälligen Aeußern, dem adligen Namen, der hohen militairischen Charge und seinem Vermögen wohl Ansprüche auf eine in jeder Beziehung glänzende Partie machen; in seinem Benehmen war er ein gewandter, liebenswürdiger und nicht geistloser Kavalier, und die soldatische Geradheit und Offenheit, die oft etwas Derbes und Kühnes hatte, stand ihm gar nicht schlecht; kurz, er war ein Mann, auf den viele heirathsfähige junge Damen der Umgegend und deren Mütter nicht ohne das wärmste Interesse blickten. Aber allen diesen Versuchungen gegenüber zeigte er eine felsen-

feste Standhaftigkeit und schien nur für die schöne Comtesse Feodora Blicke zu haben.

Aus Feodora's Benehmen wird man schon geschlossen haben, daß sie Gründe hatte, den Major nicht zu bevorzugen, und mochten ihre Eltern dieselben nun kennen und achten oder der Bestimmung des Schicksals ganz ihren freien Lauf lassen wollen — niemals machten sie der Tochter gegenüber eine Andeutung auf die wahrscheinlichen Absichten des Majors und begünstigten dieselben weder, noch wirkten sie ihnen entgegen. Ihr immer gastfreies Haus stand ihm offen wie jedem Anderen, und diese Erlaubniß benutzte er häufig genug.

Als er jetzt eintrat, ging ihm der Graf entgegen und reichte ihm mit freundlicher Höflichkeit die Hand.

Major Andronikoff hatte das Wolfsfell und die Pelzmütze, die ihm einen so abenteuerlichen Anstrich gaben, natürlich abgelegt und zeigte sich nun in einem beschnürten, nach polnischer Sitte geschnittenem Rocke, der, eng anschließend, seine vorzüglich schönen und kräftigen Körperformen im besten Lichte erscheinen ließ. Er war weit über Mittelgröße und trug sich mit angenehm in die Augen fallender Distinktion; der Edelmann und Soldat war keinen Augenblick zu verkennen. Der Kopf entsprach ganz dieser prächtigen Figur. Gewöhnlich hatte er ihn in den Nacken zurückgeworfen, und unter der hohen, gewölbten Stirn, die ebenso wie die frischen Wangen von Wetter und Wind in dem mehrjährigen Kriegerleben gebräunt worden war, blitzten die kohlschwarzen Augen so kühn und herausfordernd in die Welt hinaus, daß es schwer wurde, ihren Blick zu ertragen. Der schwarze Bart über den schwellenden rothen Lippen, die beim Sprechen oder Lachen blendende Zähne erblicken ließen, war stets auf das Sorgsamste gepflegt und mit den Spitzen aufgedreht, und überhaupt bemerkte man bald an der ganzen Erscheinung, daß der Major der Eitelkeit sehr zugeneigt sei. Das dunkle Haar, das er als Soldat vorschriftsmäßig kurzgeschnitten

hatte tragen müssen, lockte sich jetzt schon ein wenig und hob die schönen, aber scharfen Gesichtszüge noch mehr hervor.

Als Veranlassung seines diesmaligen unerwarteten Besuches gab er, sobald er von der Einladung des Grafen, Platz zu nehmen, Gebrauch gemacht hatte, an, daß er sich sowohl nach dem Befinden der Damen als danach, ob der Oberst von Mohrfeldt schon Etwas von sich hören gelassen, habe erkundigen wollen, und mit großer Theilnahme schien er die Mittheilung von dem Unwohlsein der Gräfin aufzunehmen. Seine Miene hatte sich dabei wirklich etwas verdüstert, wurde aber schnell wieder hell, als der Graf auf seine Aeußerung, daß er unter solchen Umständen wohl störe und lieber sogleich den Rückweg antreten wolle, das Gegentheil versicherte und hinzusetzte, Feodora werde sogleich erscheinen, um ihre Wirthin zu machen.

Die beiden Herren unterhielten sich eine Weile über die Vorzüge und den Werth Langenau's, wobei der Major wieder große Lust zu dem Ankaufe bezeigte, bis nach Verlauf einer halben Stunde ungefähr Feodora eintrat. Sogleich sprang der Gast auf und eilte ihr entgegen, um mit strahlenden Blicken ihr zum Gruße die Hand zu küssen.

Die Comtesse hatte an ihrer früheren Toilette nur wenig verändert, aber — der Graf hatte mit seinem Scherze Recht gehabt — sie schien dem Major dennoch zu gefallen, und daß er dies sehr deutlich an den Tag legte, versetzte sie offenbar in keine geringe Verlegenheit. Indessen hatte sie sich von derselben schnell erholt und sprach nun, nachdem sie sich zu dem Sopha hatte führen lassen, während sie den von einem Diener herbeigebrachten Theetisch servirte, von den gleichgültigsten Dingen mit einer Ruhe und Kälte, die einen schwärmerischen Liebhaber in Verzweiflung zu setzen ganz geeignet waren.

Der Major ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung und guten Laune bringen; er war in seiner Unterhaltung sehr lebhaft, brachte zuweilen einen Scherz an, über den man wider Willen lachen mußte, und da er vor den Augen des Vaters in

seinen Aufmerksamkeiten für das junge Mädchen sich durchaus nicht genirte, gewannen dieselben einen so harmlosen Anstrich, daß es unmöglich wurde, sich ihnen zu entziehen.

Feodora, die zurückhaltend und ernst blieb, ohne unhöflich zu erscheinen, hatte den Herren schon die zweite Tasse Thee eingeschenkt, als sich draußen vor dem Schlosse das Rollen und Halten eines Fuhrwerks vernehmen ließ. Das war um diese Stunde und bei dem schlechten Wetter immer ein ungewöhnliches Vorkommniß, und die kleine Gesellschaft horchte hoch auf. Der Graf, der wieder an das Fenster gegangen war, vermochte bei der jetzt herrschenden tiefen Finsterniß nicht das Mindeste von dem, was an der Hausthür vorging, zu erkennen. Gleich darauf trat aber der Diener wieder ein, meldete, daß ein Herr mit Extrapost angekommen sei, und überreichte in dessen Auftrage dem Grafen eine Visitenkarte.

„Hugo von Mohrfeldt, königlich preußischer Sekondelieutenant!" rief der Graf überrascht aus. „O das ist ohne Zweifel ein Verwandter des Obersten und sein Bevollmächtigter! Wo ist der Herr?"

„Er erwartet den Herrn Grafen im kleinen Vorzimmer unten, denn er wollte, da er ganz durchnäßt ist, nicht nähertreten."

„Sie entschuldigen mich, lieber Herr Major!" sagte der alte Herr flüchtig und eilte hinaus.

Bei dem Major schien es dieser Entschuldigung gar nicht zu bedürfen, sondern es ihm recht lieb zu sein, daß er mit Feodora allein bleiben konnte.

Inzwischen begab sich der Graf in das sogenannte kleine Vorzimmer, eine Art Entrée, das in der unteren Etage gleich neben der Hausflur lag und nur sehr einfach meublirt war. Hier fand er seinen Gast, der den vom Regen ganz durchnäßten Mantel abgelegt hatte und einen recht kleidsamen bürgerlichen Reiseanzug trug.

Die beiden Herren begrüßten sich höflich, und Hugo stellte sich als den Sohn des Obersten vor mit dem Hinzufügen, daß,

da er Herrendorf auf dem Wege nach Langenau passiren gemußt, er nicht habe verfehlen wollen, den Grafen von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen; er bitte um Bestimmung der Zeit, wann er seine förmliche Aufwartung machen dürfe, weil er sogleich weiterzufahren gedenke.

Dem widersetzte sich aber der Graf ebenso entschieden als in herzlicher Weise.

„Sie würden auf Langenau Nichts für Ihre Bequemlichkeit finden," sagte er, „denn Ihr verstorbener Verwandter war ein eigenthümlicher alter Herr, der sich für seine Person auf die nothwendigsten Bedürfnisse beschränkte. Uebrigens kann ich nicht zugeben, daß Sie bei diesem schlechten Wetter, das Ihnen, wie ich sehe, übel mitgespielt hat, in der Nacht noch ein oder zwei Stunden weiterfahren. Wir sind stets auf die Aufnahme von Gästen vorbereitet, und eine Weigerung meiner Einladung, vorläufig mit einem bescheidenen Zimmer bei uns vorlieb zu nehmen, würde mich um so mehr verletzen, als ich in Ihnen heute schon einen guten Nachbarn begrüße."

Hugo machte nicht lange Einwendungen, und der Graf befahl, seine Sachen aus dem Wagen in eines der Fremdenzimmer, das in der That schon für den Obersten von Mohrfeldt oder dessen Vertreter eingerichtet worden war, zu bringen und den Postillon zu verabschieden. Dann lud er seinen Gast ein, ihn in das Theezimmer zu begleiten, wo er nur seine Tochter und einen guten Bekannten des Hauses finden werde, und wies die Hindeutung auf die etwas derangirte Toilette des Reisenden lächelnd zurück. Hugo folgte ihm.

Der Major hatte nicht lange Zeit gehabt, seine Liebenswürdigkeit für Feodora unter vier Augen zu entfalten, auch lag in ihrem Wesen eine Würde und Bestimmtheit, die jede übergroße Vertraulichkeit fernzuhalten wußten. Dennoch athmete sie ordentlich leichter auf, als ihr Vater mit dem Fremden zurückkehrte.

Die wechselnden Eindrücke der Reise waren an Hugo von

Mohrfeldt nicht spurlos vorüber gegangen und hatten seinen Tiefsinn einigermaßen zerstreut, auch war er, je näher er dem Ziele gekommen, immer neugieriger und gespannter auf Langenau und die Bekanntschaften, die er in dieser Gegend machen werde, geworden, lag doch die Möglichkeit nahe, daß hier ein ganz neues Leben für ihn beginnen solle. Er erschien daher noch immer als ein ernster junger Mann, ein tiefes Gemüthsleiden aber sah man ihm so leicht nicht mehr an, und er hütete sich auch wohl, dasselbe vor den Augen Fremder zur Schau zu tragen.

Nach den üblichen Vorstellungen und Begrüßungen nahm Hugo an dem Theetische Platz und hatte nun Zeit, die kleine Gesellschaft, in die er so plötzlich versetzt worden war, näher zu mustern. Der alte Herr machte einen ganz befriedigenden und Vertrauen erweckenden Eindruck auf ihn, und er begriff schnell, daß er es mit einem Ehrenmanne zu thun habe, auf den er sich bei der Uebernahme des Gutes vollständig verlassen könne. Feodora's Schönheit mußte ihm auffallen, und ihr natürliches und doch feines Benehmen berührte ihn angenehm; um ein lebhafteres Interesse an ihr zu nehmen, war aber die Bekanntschaft noch zu kurz und seine Gemüthsstimmung auch durchaus nicht geeignet.

Der russische Major endlich erregte keine so angenehme Empfindungen in ihm, obgleich er sich von seiner Abneigung noch keine Rechenschaft zu geben wußte; vielleicht entsprang diese auch daraus, daß er zu bemerken geglaubt hatte, Jener betrachte ihn, trotz aller Höflichkeit, die er an den Tag legte, nicht mit den freundlichsten Blicken. Dieselbe Bemerkung machten insgeheim auch der Graf und Feodora, wußten sie sich indessen leicht zu erklären; in dem Major, der so große Lust, Langenau zu erwerben, geäußert hatte, wovon er an diesem Abende natürlich noch kein Wort erwähnte, mochte sich eine Art von Neid gegen den Besitzer des schönen Gutes regen, und dazu kam vielleicht noch, daß er fürchtete, in dem preußischen Lieutenant, der

offenbar ein schöner Mann war, einen Nebenbuhler um die Gunst der Comtesse, deren er sich durchaus noch nicht schmeicheln durfte, zu finden. Was er nun aber auch empfinden mochte, so hinderte doch sowohl der gute Ton als seine Klugheit, es zu verrathen, und er zeigte sich in dem Benehmen gegen den Fremden äußerst zuvorkommend.

Es war wohl natürlich, daß man sich noch sehr für den deutschen Krieg im vergangenen Sommer interessirte und an Hugo, als Theilnehmer an demselben, viele Fragen stellte, und über seinen Erzählungen, die er ohne alle persönliche Anmaßung vortrug, verging der Abend. Obgleich der Major als Soldat an diesen Berichten den meisten Antheil hätte nehmen sollen, war er dabei doch unaufmerksam und unruhig, da er sich dadurch in seiner Unterhaltung mit Feodora gestört fand, und früher, als er sonst zu thun pflegte, erhob er sich, um Abschied zu nehmen, da er, wie er vorgab, den zweifellos ermüdeten Reisenden nicht länger der Ruhe berauben wolle.

Dieses Mal küßte er der Comtesse förmlicher als sonst die Hand, und als er Hugo die Hand reichte, sagte er mit scheinbar recht offenem und herzlichen Tone:

„Ich hoffe, daß wir bald recht gute Freunde sein werden, Herr von Mohrfeldt, worauf uns ja unser Stand und Alter hinweisen. Sobald Sie die dringendsten Geschäfte erledigt haben, besuchen Sie mich vielleicht auf meinem kleinen Gute, um an den Vergnügungen meines Junggesellenlebens theilzunehmen; ich würde mich aufrichtig freuen, wenn Sie mir dieses Versprechen geben wollten."

Hugo blieb nichts Anderes übrig, als zuzusagen, und der Major empfahl sich, lachend über die Besorgniß des Grafen wegen des schlechten Wetters und des weiten Rittes in der Finsterniß.

Graf Herrendorf schlug nun vor, falls sein Gast sich am anderen Tage von den Anstrengungen der Reise ganz erholt fühlen würde, gemeinschaftlich nach Langenau hinüberzufahren,

um das Gut in Augenschein zu nehmen, womit Hugo natürlich einverstanden war.

Zwei freundliche Zimmer waren ihm angewiesen worden, und als er sich ausgekleidet und niedergelegt hatte, überlegte er vor dem Einschlafen noch einmal die Eindrücke, die er an diesem Abende empfangen hatte.

Was den Major und den Grafen anbetraf, so blieb er ganz bei seiner ersten Meinung, in Feodora's Wesen war ihm aber noch Etwas aufgefallen, das er sich nicht erklären konnte. Mehrere Male hatte sie ihn mit mehr Interesse betrachtet, als sich nach einer so flüchtigen Bekanntschaft rechtfertigte, und es war ihm auch vorgekommen, als ob sie, — er hatte seinen Platz neben ihr gehabt — ein paar Mal, während der Graf und der Major ausschließlich sich miteinander unterhielten, in Versuchung gewesen wäre, eine Frage an ihn zu richten; sie hatte dies, leicht erröthend, aber immer wieder aufgegeben.

Hugo war indessen nicht eitel genug, dieses Interesse seiner Persönlichkeit zuzuschreiben, und schlief über solchen Gedanken bald ein. Am nächsten Tage hatte sich das Wetter gebessert, und dem Ausfluge der beiden Herren stand Nichts entgegen. Der Lieutenant hatte das Frühstück auf seinem Zimmer eingenommen und die Damen vom Hause noch nicht gesehen, als ein hübscher offener Jagdwagen vorfuhr und der Graf selbst kam, um ihn abzuholen.

Unterwegs erfuhr er beiläufig auch die Verhältnisse des Majors Andronikoff, übrigens war aber von Langenau die Rede, dessen Werth der alte Herr, ein erfahrener Landwirth, sehr hervorhob, und von dem Erblasser, dem alten Herrn von Mohrfeldt.

Langenau war beinahe eine deutsche Meile von Herrendorf entfernt, die Ländereien grenzten aber, wie schon gesagt, aneinander. Der Weg, der Vieles zu wünschen übrig ließ, besonders nach dem starken Regen, der in der Nacht gefallen war, führte um den früher erwähnten größeren See, anfänglich zwischen Feldern und Wiesen fort und vertiefte sich dann in den Nadel=

holzwald, der, wie der Graf berichtete, eine ansehnliche Längen- und Breitenausdehnung hatte und in dem sich ein hübscher Wildstand befand. Dieser Wald gehörte größtentheils zu Langenau, in ihm lag dessen vorzüglichster Werth, denn die Felder dahinter erstreckten sich nicht über einen weiten Raum und waren von dem früheren Besitzer auch etwas vernachlässigt worden, da derselbe nur für die Jagd lebte. Der Graf versicherte Hugo indessen, daß dieses Land sich noch sehr nutzbar machen lassen werde.

„Auch über das sogenannte Schloß werden Sie sich wundern," sagte er lächelnd, „denn Ihr Verwandter, der sich mit einigen Zimmern begnügte, hat es sehr in Verfall gerathen lassen, und es gleicht fast einer Ruine. An Romantik werden Sie dort keinen Mangel finden, aber viel Geld in Neubauten hineinstecken müssen, wenn Sie und Ihr Herr Vater einigermaßen die Bequemlichkeit und Eleganz lieben."

Hugo wunderte sich schon lange, daß man das Schloß nicht zu Gesichte bekomme, als dasselbe plötzlich ganz überraschend vor seinen Augen auftauchte, denn es lag mitten in dem dichten Walde, und kaum hatte man sich die Mühe gegeben, die kleine Lichtung, auf der es erbaut worden, um so viel zu erweitern, daß die Gebäude und ein Gemüsegarten Platz fanden. Das dazu gehörige Dorf oder Vorwerk sollte noch eine Strecke weiter am Rande der Waldung liegen, wo auch die Felder und Wiesen begannen.

Der Lieutenant war keineswegs angenehm überrascht von dem Anblicke, der sich ihm darbot, obgleich ein Schwärmer für wilde Natur denselben gewiß entzückend gefunden haben würde.

Die hohen und schlanken, bis in den Himmel hinaufwachsenden Tannen hatten um diese Jahreszeit eine tiefdunkle Färbung angenommen, und das niedrige Laubholz und Gestrüpp zwischen ihren Stämmen war jetzt dünn und häßlich braun; der Garten sah verwildert aus.

Das Schloß selbst erinnerte lebhaft an die Burgen der Feudalzeit; eine solche war es auch ehemals gewesen. Keiner seiner bisherigen Besitzer mußte Lust oder Geschmack genug besessen haben, um viel in neuerem Style daran zu bauen, denn was man davon erblickte, war nur planloses Stückwerk, wie es das augenblickliche Bedürfniß gerade erfordert hatte. Ein Theil der alten Burg stand noch mit einem kurzen und stumpfen Thurme; das alte dicke Mauerwerk war verfallen, die herabgestürzten Steinblöcke lagen bunt durch einander auf dem Boden, und zwischen ihnen wucherte eine Unzahl niedriger Pflanzen, während sich an den mit Moos bedeckten Wänden wilder Epheu in die Höhe rankte und hier und da ein verkrüppelter Strauch aus einer Mauerspalte traurig hervorblickte.

An diese Ruine, die jedenfalls mehr historischen als praktischen Werth hatte, waren nun verschiedene Gebäude angeklebt oder um sie her errichtet. Diese hatten gewöhnlich einen Unterbau von Feldsteinen oder Ziegeln, und die obere Etage war von Balkenwerk, mit Lehm ausgeschlagen, einige sogar nur mit Stroh gedeckt. Dies waren die in hohem Grade vernachlässigten Wirthschaftsgebäude, Scheunen und Ställe.

Das Wohnhaus selbst war ein viereckiger, schmuckloser Bau, massiv und nicht unpraktisch angelegt; es ließ sich daraus jedenfalls Etwas machen, wenn, wie der Graf gesagt hatte, viel Geld hineingesteckt würde.

Als Letzterer dem Lieutenant die unangenehme Ueberraschung ansah, lächelte er und sagte tröstend:

„Man sieht leicht, daß Sie kein Landwirth sind, Herr von Mohrfeldt, denn Sie haben mehr Augen für das Haus als für Feld und Wald. Beruhigen Sie sich nur; wenn wir nachher den Wald verlassen haben, werden Sie eine ganz hübsche Landschaft erblicken, die obenein vorzüglichen Boden hat, und da finden Sie auch ein Vorwerk, das ich wenigstens, wenn ich der Besitzer wäre, lieber bewohnen würde als dieses alte Eulennest. Aber das war so der Geschmack des Verstorbenen, und Ihr

Vater hat es ja nun in der Hand, Veränderungen zu treffen; die Kosten derselben werden sich in kurzer Zeit wieder herausgebracht haben, und Sie besitzen dann eines der schönsten Güter in der ganzen Umgegend."

„Aber," fuhr er fort, indem er dem Kutscher anzuhalten befahl und ausstieg, „lassen Sie uns zuerst die Gebäude in Augenschein nehmen, obgleich wir darin nicht viel Ergötzliches finden werden."

Bisher hatte sich noch kein Mensch erblicken lassen, alles Leben schien an diesem düsteren Orte mit dem zeitherigen Besitzer erstorben zu sein.

Jetzt öffnete sich eines der erblindeten Fenster im oberen Stockwerke des Herrenhauses, und der Kopf eines alten Mannes, mit einer unsauberen Mütze bedeckt, erschien an demselben. Der Greis hatte ein verwittertes, seltsam häßliches Gesicht und eine dampfende kurze Holzpfeife im Munde. Gleichzeitig schlug drinnen ein Hund an, und auf dieses Signal ertönte aus einem der Ställe das Gebell einer ganzen Meute.

Als der Alte den Grafen und dessen Begleiter erblickte, lüftete er zum Gruße ein wenig die Mütze und zog sich dann vom Fenster zurück.

„Das war das Faktotum des Verstorbenen," sagte der Graf, „und sein einziger Gesellschafter und Jagdgenosse, außer welchem nur noch ein paar Knechte im Schlosse gehalten wurden. Der Inspektor, der eigentlich die ganze Wirthschafts-Verwaltung in der Hand hatte, wohnt auf dem Vorwerke. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie in dem alten Peter einen schweigsamen, mürrischen Bären finden; er ist sehr ungehalten darüber, daß das Gut in andere Hände übergehen soll, und grämt sich, wie ich glaube, wirklich tief um seinen Herrn."

Sie standen vor der verschlossenen Hausthür, in der sich bald darauf der Schlüssel drehte und die auf den Angeln knarrend langsam aufging. Ein großer schwarzer Hund, ein schönes Thier von der Race der langhaarigen Windhunde, zeigte, als er

die Fremden erblickte, knurrend die langen und spitzen Elfenbeinzähne, aber der Alte wies ihn mit einem rauhen: „Kusch Dich, Mohr!“ zurück. Er selbst machte eine ziemlich sonderbare Figur. Von kleiner und gedrungener Gestalt, die sich im Rücken schon etwas gekrümmt hatte, mit kurzen Beinen, die in hohen, gethranten Stiefeln steckten, während ein kurzer, vielfach geflickter und abgetragener grüner Jagdrock den Oberkörper bekleidete, mit ungewöhnlich großem Kopfe, Händen und Füßen, würde man ihn dieser unregelmäßigen Proportionen wegen aus einiger Entfernung für einen Zwerg oder einen Verwachsenen gehalten haben, obgleich er wenigstens fünf Fuß maß und ganz gesunde Gliedmaßen, für sein Alter sogar noch eine bewunderungswürdige Rüstigkeit besaß. Von der Häßlichkeit seines Gesichtes ist schon gesprochen worden, und wenn Etwas dieselbe zu mildern vermochte, so war dies höchstens sein weißes, schon sehr spärliches Haar.

Der alte Peter hatte die Pfeife aus dem Munde genommen und lüftete zum Gruße für den Grafen ein wenig seine Mütze, ohne das grämliche Gesicht zu verziehen und ein Wort zu sagen, sein Blick musterte mißtrauisch den Fremden.

„Sie sehen hier Ihren neuen jungen Herrn, den Lieutenant von Mohrfeldt, Sohn des Herrn Obersten,“ sagte der Graf, auf Hugo deutend; „er ist gekommen, um im Namen seines Vaters von dem Gute und Schlosse Besitz zu nehmen, und wir ersuchen Sie, uns im Hause und den Nebengebäuden umherzuführen.“

Der Greis lüftete zum zweiten Male seine Mütze gegen Hugo, der ihm freundlich zunickte, aber statt eines begrüßenden Wortes hatte er nur einen leisen Seufzer, der wohl dem Andenken seines verstorbenen Herrn gelten mochte, und dann wandte er sich kurz um und öffnete eine nur eingeklinkte Thür, welche in das nächste Zimmer des Erdgeschosses führte.

Hierauf stieg er, um die Schlüssel zu den übrigen Räumen zu holen, wie er sagte, die Treppe wieder hinauf, und die bei-

den Herren blieben mit dem großen Hunde, der sie wie ein bestellter Wächter beobachtete, zurück.

Durch jene Thür waren sie in eine Art Saal getreten, der düster und verräuchert genug aussah; von einer wohnlichen Einrichtung desselben war außer einem großen steinernen Kamine und einigen defekten Strohmeubles eigentlich keine Rede, aber die grauen Wände waren in buntem Durcheinander mit alten, kaum noch kenntlichen Oelgemälden ohne Werth, Jagdstücke darstellend, Hirsch- und Elenngeweihen, Waffen und Jagdtaschen, Pulverhörnern u. s. w. fast bedeckt.

Da hier Nichts, was Hugo besonders interessirte, zu sehen war, wandte er sich zu dem schwarzen Hunde, der ihnen auf dem Fuße gefolgt war und mit seinen großen klugen Augen aufmerksam jede ihrer Bewegungen beobachtete, und wollte ihm den Kopf streicheln, aber das Thier wich zurück und zeigte wieder knurrend die Zähne.

„Es kommt mir hier wahrhaftig wie in einem behexten Hause vor!" rief der Lieutenant ärgerlich.

Der Graf lachte.

„Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben darf," sagte er, „und ich erwarte mit Bestimmtheit, daß Sie davon Gebrauch machen, so ist es der, mit unserem Hause auf Herrendorf noch einige Zeit vorlieb zu nehmen, bis Sie hier etwas mehr Wohnlichkeit hineingebracht haben."

So freundlich dieses Anerbieten auch war, glaubte Hugo es doch zurückweisen zu müssen, sowohl weil er die Gastfreundschaft des Grafen nicht zu mißbrauchen, als seine Urlaubszeit so nützlich als möglich im Interesse seines Vaters und des Gutes zu machen gedachte; auch fürchtete er in der gräflichen Familie genirt zu sein und sehnte sich mehr nach Einsamkeit als nach gesellschaftlicher Unterhaltung. Der Graf meinte, daß er sich die Sache noch überlegen möge, bis er das Gut vollständig kennen gelernt habe.

Inzwischen kehrte der alte Peter mit einem großen Bunde

verrosteter Schlüssel zurück; man konnte ihn wirklich für den vorhundertjährigen Kastellan einer alten Ritterburg halten.

Wir wollen nicht bis in die Einzelnheiten hinein beschreiben, was Hugo unter der Führung des Greises in dem Schlosse Weiteres sah; dies erbaute ihn ebenso wenig wie das Frühere und er konnte sich eines leichten heimlichen Schauders nicht bei dem Gedanken erwehren, wie traurig sein verstorbener Verwandter gelebt haben müsse, und daran schloß sich ein anderer, daß er selbst, wenn er in dem alten Eulenneste, wie es der Graf vorher nicht unrichtig genannt hatte, und in seiner Gemüthsstimmung bleibe, wahrscheinlich einem ähnlichen Schicksale entgegengehen werde. Zum ersten Male seit langer Zeit gestand er sich wieder, daß das Leben in der Welt und unter den Menschen doch schön sein könne, und eine leise Sehnsucht nach seinen früheren heiteren Anschauungen beschlich ihn.

Einmal, als er mit dem alten Peter etwas hinter dem Grafen zurückgeblieben war, richtete Ersterer das Wort an ihn, indem er mit gedämpfter Stimme und zu Boden gesenktem Blicke fragte:

„Wird das Schloß verkauft werden, junger Herr?"

„Das hängt von meinem Vater ab," erwiederte der Lieutenant, „aber ich glaube es kaum."

„Gott sei Dank, daß es bei den Mohrfeldts bleibt!" flüsterte der Alte und setzte dann hinzu: „Sind der Herr Oberst oder der Herr Lieutenant auch Jäger?"

Hugo verneinte die Frage in Bezug auf seinen Vater, der, wie er sagte, überhaupt nicht die Absicht habe, Langenau zu beziehen, doch werde er selbst wahrscheinlich hier bleiben und hoffe, der alte Peter werde ihn dann mit den besten Wildständen bekannt machen.

Der Alte schien sich darüber zu freuen und dem Lieutenant von da ab überhaupt gewogener zu sein.

„Ist das Ihr Hund?" fragte Hugo. „Ein schönes Thier!"

„Er gehört Ihnen oder Ihrem Herrn Vater!" erwiederte

der Alte, den gelockten Kopf Mohr's mit einer Art zärtlichen Stolzes streichelnd. „Es war das Lieblingsthier des alten seligen Herrn, der ihn Tag und Nacht um sich hatte."

„Nun, er wird es bei mir nicht schlechter haben als bisher," meinte Hugo, „wenn er sich nur erst an mich gewöhnt hat."

„O, Mohr ist klüger als mancher Mensch," sagte der Alte, und, sich zu dem Hunde wendend, fuhr er, auf Hugo deutend, fort: „Das ist jetzt Dein Herr, Mohr, und Du wirst ihm gehorchen."

Als ob das kluge Thier die Worte verstanden hätte, wandte es die Augen auf den Lieutenant und ließ es jetzt ruhig geschehen, daß dieser ihn schmeichelnd anfaßte.

Das Hausgeräth war nicht viel besser als das Schloß selbst, und das einzig Beachtenswerthe, was man hier fand, waren ein paar gute Pferde und eine Meute ausgezeichneter Jagdhunde.

Von da aus fuhren der Graf und Hugo weiter nach dem Vorwerke, das, außerhalb des Waldes, ungefähr eine Viertelmeile entfernt lag.

VI.

Der junge Herr.

Sobald man aus dem Walde kam, konnte man sich in eine ganz andere Welt versetzt glauben, und Hugo athmete ordentlich leicht wieder auf. Nicht der feuchte, dicke Nebel, der in dem Walde von dem regendurchweichten Boden aufstieg und von den Bäumen und Gebüschen festgehalten zu werden schien, noch der finstere Anblick dieses Nadelholzes selbst hatte ihn so schwer bedrückt, sondern die Unheimlichkeit des alten Schlosses. Jetzt breitete sich aber eine ganz hübsche Landschaft vor ihm aus, die dadurch noch an Freundlichkeit gewann, daß gerade die Sonne die Wolken durchbrach. In der Entfernung erblickte man mehrere Dörfer und Gehöfte, und, auf das zunächstliegende der letzteren zeigend, sagte der Graf:

„Das ist Ihr Vorwerk."

Dann bezeichnete er ihm ungefähr die Grenzen des Besitzthums und sprach viel über den Boden und dessen Kultur, wovon Hugo, trotz seiner Aufmerksamkeit, sehr wenig verstand. Endlich kam er auch auf den Inspektor, der bisher das Gut bewirthschaftete, und nachdem er wiederholt hatte, daß derselbe dabei ganz freie Hand gehabt habe, setzte er hinzu:

„Da ich erst seit Kurzem einen oberflächlichen Einblick in die Verhältnisse erhalten habe, bin ich nicht im Stande, ein

entscheidendes Urtheil über diesen Mann zu fällen, aber, meiner Ansicht nach, hat es ihm entweder an Befähigung oder gutem Willen gefehlt, sonst müßte sich Alles in einem anderen Zustande befinden; auf mein Vorhalten hat er mir freilich erwiedert, der Starrsinn des alten Herrn, keine Verbesserungen machen zu wollen, sei nicht zu brechen gewesen, aber Mancherlei würde sich dennoch haben thun lassen. Uebrigens gefällt mir die Persönlichkeit des Mannes gar nicht, und in der Umgegend steht er in dem Rufe, hartherzig und stolz zu sein; seine Ehrlichkeit ist indessen unangefochten geblieben. Ich theile Ihnen dies nur mit, damit Sie auf Ihrer Hut sind, denn anfänglich werden Sie sich doch in manchen Dingen auf ihn verlassen müssen, obgleich ich stets gern bereit sein werde, Sie mit Rath und That zu unterstützen, wenn Sie dies wünschen. Ich kann mich übrigens in dem Manne täuschen, und man muß um so vorsichtiger sein, ihm Unrecht zu thun, da er eine zahlreiche Familie besitzt, die es gewiß schwer beträfe, wenn er von seinem Posten entlassen würde. Er ist ein Lette und führt den Namen Kolinko; sein Aeußeres wird Sie nicht ansprechen, aber seine älteste Tochter wird weit und breit herum als das schönste Mädchen gerühmt."

Der Graf begleitete die letzten Worte mit einem Lächeln, aber Hugo schien sie kaum gehört zu haben und blieb ernst.

Die Gebäude des Vorwerks sahen ganz hübsch und sauber aus; es waren ihrer sehr viele, denn hier befanden sich die eigentlichen Ställe, Scheunen u. s. w., alle von Balkenwerk, mit rothen Ziegelsteinen ausgemauert. Das einstöckige Wohnhaus war massiv und mußte auch für eine zahlreiche Familie genügende Räumlichkeiten enthalten; es hatte einen reinlichen Abputz, war überhaupt gut im Stande gehalten und wurde von einem Garten umgeben, in dem noch die letzten Herbstblumen blühten.

Auf dem großen Hofe, an den dieses Haus mit seiner Hinterfront stieß, sah es ganz wirthschaftlich aus, und einige Knechte und Mägde waren daselbst mit ländlichen Arbeiten beschäftigt.

Als der Wagen des Grafen vorfuhr, ließen sich an mehreren Fenstern Kinderköpfe erblicken, deren große Augen neugierig durch die Scheiben lugten, und die Herren waren kaum ausgestiegen, als ein großer, sehr robust gebauter Mann, so gut und praktisch gekleidet, wie es die landwirthschaftliche Beschäftigung und das zweifelhafte Wetter verlangten, aus der Hausthür trat und mit schnellen Schritten auf sie zukam.

„Da ist schon der Inspektor," sagte der Graf leise zu Hugo.

Wirklich hatte dieser Mann ein recht abstoßendes Aeußere. Man konnte von ihm nicht geradezu, wie beim alten Peter, sagen, daß er häßlich sei, denn die Formen seines Gesichts waren weder grob noch unregelmäßig, aber das pechschwarze starre Haar, der fast übermäßige starke Bart von gleicher Farbe und Härte, vorstehende Backenknochen, eine breite, niedrige Stirn und besonders die von ungemein starken Brauen überwölbten tiefliegenden Augen, die einen finsteren und unstäten Blick hatten, gaben ihm etwas Wildes und Unheimliches; er schien nie lachen zu können, und selbst als er den Grafen und dessen Begleiter, in dem er vielleicht schon den neuen Herrn vermuthete, auf eine Weise, die zweifellos verbindlich sein sollte, grüßte, indem er seinen grauen Filzhut zog, veränderte sich seine Miene nicht, und Hugo fühlte ordentlich empfindlich die starr forschend auf ihn gerichteten dunklen Augen.

Der Graf stellte den Inspektor mit dessen Namen vor und theilte diesem mit, wer Hugo sei, worauf der Mann mit einer steifen Verbeugung einige Worte des Inhalts murmelte, daß er den Herrn willkommen heiße und hoffe, er werde mit der bisherigen Verwaltung, so weit dieselbe in seinen Händen gelegen habe, zufrieden sein. Wie Hugo später noch zu bemerken Gelegenheit hatte, fehlte es dem Inspektor nicht an aller Bildung und noch weniger an geistigem Verständniß, in dem sich zuweilen eine große Schärfe verrieth, obgleich er dieselbe gerade nicht herauskehren zu wollen schien; in seinen Bewegungen und Worten

zeigte sich manchmal aber auch eine Rohheit, die er sich wohl im Umgange mit dem Gesinde angewöhnt haben mochte.

Der ganze Vormittag verging über die Besichtigung der Felder, Wirthschaftsgebäude und des Inventariums, und es war wohl nichts Ungewöhnliches, daß der Inspektor, zumal auch das von ihm bewohnte Haus zum Schlusse besichtigt werden mußte, den Grafen und Hugo einlud, ein kleines Frühstück bei ihm einzunehmen. Die beiden Herren sagten ohne Umstände zu, und man begab sich wieder nach dem Wohnhause.

Das Innere desselben war recht freundlich, und die Einrichtung, größtentheils das Eigenthum des Inspektors, zeugte von dessen Wohlhabenheit, aber auch von gutem Geschmacke und besonders großer Sauberkeit, was einen höchst angenehmen Eindruck auf die Besucher machte.

Während man sich noch in der sogenannten Putzstube unterhielt, trat ein junges Mädchen ein, um den Frückstückstisch zu serviren. Der Graf stieß den Lieutenant heimlich an, und der Inspektor beeilte sich, seine älteste Tochter Flora vorzustellen, wobei er eine gewisse Gleichgültigkeit affektirte, die doch recht gut durchschimmern ließ, daß er stolz auf sein Kind sei.

Was die äußere Erscheinung Flora's anbetraf, so war dieser Stolz gewiß ein gerechtfertigter zu nennen. Das junge Mädchen hatte Nichts von dieser kräftigen, gewöhnlich etwas plumpen Konstitution, allerdings ein Zeichen kerniger Gesundheit, die man bei Mädchen und Frauen vom Lande meistens findet, sondern war in allen Formen des Körpers äußerst zart gebaut und hatte feine, regelmäßige Gesichtszüge; eine Aehnlichkeit mit dem Vater fand sich höchstens in dem rabenschwarzen Haar, doch war dieses in seiner reichen Fülle weich und glänzend. Auch die Farbe der dunklen Augen war dieselbe wie bei dem Inspektor, aber dennoch hätte darin Niemand eine Aehnlichkeit zu finden vermocht, denn Flora blickte in demselben Grade sanft und verschämt, wie Jener rauh und trotzig. Die Landluft und Sonnenstrahlen schienen ihre weiße Haut nicht berührt zu

haben, und dennoch verrieth die frische Färbung der Wangen Kraft und Gesundheit. Daß das junge Mädchen auch in ihren Bewegungen vollkommen Anstand und Gewandtheit zeigte, erklärte sich, wie Hugo später erfuhr, daraus, daß ihr Vater sie bis vor kurzer Zeit in einer Pensions-Anstalt in Riga hatte erziehen lassen, wo sie sich auch für ihren Stand ungewöhnliche Kenntnisse angeeignet hatte. Jetzt mochte sie höchstens achtzehn Jahre alt sein.

Ihr Anzug war ganz städtisch, aber einfach, geschmackvoll und ohne Koketterie.

Hugo war ganz überrascht von diesem Anblicke, und die Verbeugung, die er der Tochter seines Inspektors machte, war tief genug, um zu verrathen, wie angenehm der empfangene Eindruck sei. Der Inspektor, der ihn scharf beobachtete, schien zufrieden zu sein, und das junge Mädchen grüßte die beiden Herren auf anmuthvolle, etwas schüchterne, aber aller Ziererei ferne Weise.

Ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, fand sich für den Lieutenant jetzt keine Gelegenheit, denn der Vater hielt ihn mit einer langweiligen Abhandlung über irgend welchen Wirthschaftszweig fest und that, als ob seine Tochter gar nicht mehr in der Stube sei, und er vernahm nur mit halbem Ohr, wie sie bescheiden einige freundliche Fragen des Grafen nach ihrem und ihrer Geschwister Befinden beantwortete. Eine Mutter war nicht mehr im Hause, sondern schon vor einigen Jahren gestorben, und Flora versah nun die nicht unbedeutende Wirthschaft für den Vater und vier jüngere Geschwister, die noch dem Kindesalter angehörten.

Als sie den Tisch gedeckt und das Beste aufgetragen hatte, was sie zu bieten vermochte, verschwand sie wieder aus dem Zimmer, nicht ohne, bevor sie die Thür schloß, noch einen langen, prüfenden Blick auf den jungen Gutsherrn zu werfen.

Unwillkürlich milderte der Anblick des reizenden Kindes Hugo's Abneigung gegen den Inspektor, die er theils aus

den Vorbemerkungen des Grafen, theils aus dem Aeußern des Mannes geschöpft hatte; wenn Jener sich nicht grobe Pflichtverletzungen zu Schulden kommen ließ, so konnte man schon der Tochter wegen Rücksicht auf ihn nehmen. Einen tieferen Eindruck als das Wohlgefallen, das jedes ästhetische Auge und Gemüth an der reinen Schönheit findet, hatte Flora nicht auf ihn gemacht, und es kam ihm nicht in den Sinn, daß er sich jemals mehr für sie werde interessiren können, als für jedes andere Mädchen, das die Tochter seines Inspektors gewesen wäre.

Als das Frühstück beendet war, machte man die Runde durch das Haus, wobei sich überall dieselbe musterhafte Ordnung zeigte, die man in der Putzstube gefunden hatte; Hugo sah auch die übrigen Kinder und suchte durch einige freundliche Worte ihre Schüchternheit vor ihm zu überwinden, und da er genöthigt war, auch einige Worte zu Flora zu sprechen, die ja hier die Hausfrau vorstellte, lobte er die hübsche Anordnung und Sauberkeit der Zimmer und setzte hinzu, daß er gern bereit sein werde, ihren und ihres Vaters Wünschen nachzukommen, wenn sie solche in Betreff an der Wohnung vorzunehmender Veränderungen hätten.

Das junge Mädchen verneinte dies, leicht erröthend, und da sie keine Gelegenheit gab, das Gespräch fortzusetzen, empfahl sich ihr Hugo mit achtungsvollster Freundlichkeit.

Die beiden Herren brachen wieder auf, nachdem der Inspektor bestellt worden war, am folgenden Tage nach Schloß Herrendorf zu kommen, um ihnen daselbst seine Rechnungen vorzulegen.

Hugo hatte sich entschlossen und dies auch, mit herzlichem Danke für dessen Anerbieten, dem Grafen mitgetheilt, schon in den nächsten Tagen, sobald die nothwendigsten Vorbereitungen dazu getroffen sein würden, seine Wohnung auf dem alten Schlosse zu nehmen; als der Graf sah, daß es ihm damit Ernst sei, machte er auch keine Einwendungen mehr dagegen. Man kehrte deshalb noch einmal bei dem alten Peter ein, und der

Lieutenant bezeichnete diesem die Zimmer, die sofort für ihn in Stand gesetzt werden sollten.

Dem alten Manne war es schwer anzusehen, ob ihn der Entschluß seines Herrn erfreue oder nicht, denn, wie ein gutgeschulter Soldat zu den Befehlen seiner Vorgesetzten, sagte er zu Allem, „Ja" und versprach, in Zeit von achtundvierzig Stunden seine Vorbereitungen getroffen zu haben.

Es war schon bald Abend, als die beiden Herren wieder zu Hause anlangten; um diese Zeit wurde aber gewöhnlich erst auf dem Schlosse dinirt, wozu jetzt schon alle Vorbereitungen getroffen waren. Die Gräfin befand sich an diesem Tage wieder wohler und bereit, den Gast, von dem ihr Feodora schon Mancherlei erzählt hatte, sich vorstellen zu lassen. Dies geschah, nachdem Hugo schnell seine Toilette geordnet hatte und in dem Speisezimmer erschien.

Die würdige Dame, die sich ebenso herzlich wie ihr Gemahl zeigte, gefiel ihm sehr gut, und bald fühlte er sich ganz heimisch in dem kleinen Familienkreise, der durch gegenseitige Zuneigung so eng verbunden zu werden schien. Während des Essens wurde eine leichte und heitere Unterhaltung geführt, und Feodora erschien ihm heute viel unbefangener als am vergangenen Abende in Gesellschaft des Majors. Da er schon gestern zu bemerken geglaubt hatte, daß der Letztere der Comtesse den Hof mache, zweifelte er jetzt nicht mehr daran, daß diese seine Huldigungen sehr wenig begünstige, und obgleich er davon nicht den geringsten Nutzen für sich erwartete, war ihm dies bei seinem Vorurtheile gegen den Major doch eigentlich lieb.

Wieder fiel es ihm auf, daß Feodora, neben der er bei Tische saß, eine besondere Frage an ihn richten zu wollen schien oder wenigstens von einer Art Unruhe bewegt wurde, wenn sie ihn anblickte; da er indessen keine Ahnung von ihren Gedanken hatte, konnte er ihr nicht zu Hülfe kommen.

Als man sich von Tische erhoben hatte und der Kaffee von einem Diener umhergereicht worden war, fügte der Zufall, daß

Hugo ungestört mit der Comtesse sprechen konnte, denn diese war an ein Fenster getreten und der Graf unterhielt sich angelegentlich mit seiner Frau. Hugo benutzte dies, um sich Feodora zu nähern.

Schon bei Tische war der Reise der gräflichen Familie nach Kissingen im Sommer des Jahres erwähnt, darüber aber mit einer gewissen Befangenheit, die dem Lieutenant nicht entgehen konnte, schnell fortgegangen worden. Jetzt aber lenkte Feodora selbst das Gespräch auf ihren Aufenthalt in jenem Badeorte und erzählte, daß sie daselbst einige Wochen lang schwer erkrankt gewesen sei, wodurch sich die Rückreise verzögert habe.

„Hoffentlich sind Sie jetzt wieder vollständig hergestellt, gnädigste Comtesse?“ meinte Hugo.

„Ja, und ich verdanke dies der richtigen und sorgfältigen Behandlung eines Ihrer Militairärzte, dessen Bekanntschaft wir in dem nach dem Gefechte zum Lazarethe eingerichteten Kurhause gemacht hatten,“ erwiederte Feodora, leicht erröthend.

„Sie haben also auch unsere armen Verwundeten besucht, vielleicht gepflegt?“ fragte Hugo lebhaft. „Ich hörte, daß viele der dortigen Badegäste aus den höchsten Ständen, die nicht mehr Zeit gehabt hatten, vor dem Gefechte die Stadt zu verlassen, sich in der aufopferndsten Weise diesem milden Werke gewidmet haben.“

„Ich war einige Tage dort mit meiner Mutter,“ sagte Feodora, „aber der Ausbruch meiner Krankheit zwang mich, diese Besuche, die ich für eine heilige Pflicht hielt, einzustellen. Da man in der Eile keinen Civilarzt für mich finden konnte, bat meine geängstigte Mutter den in jenem Lazarethe fungirenden Oberarzt —“

„Aber Sie kennen vielleicht zufällig seinen Namen?“ unterbrach sie sich, während eine tiefe Röthe auf ihre Wangen trat und sie mit einem scheuen Seitenblick auf ihre Eltern die Stimme noch mehr dämpfte; „es war der Regimentsarzt Dr. Reichardt.“

Hugo fühlte sich in doppelter Weise betroffen, einmal durch die Erregung, die sich bei Feodora, während sie diese Frage an ihn richtete, äußerte, und daß es beinahe schien, als wolle sie daraus ein Geheimniß vor ihren Eltern machen, dann aber auch, weil er während seiner letzten Anwesenheit in Berlin bei Gelegenheit des Siegeseinzuges der Truppen eine alte Dame, Frau Reichardt, die Mutter des genannten Doktors, der ihm persönlich unbekannt war, kennen gelernt hatte. Als er Letzteres der Comtesse sagte, leuchteten ihre Augen so hell auf, daß er sich nicht mehr darüber in Zweifel fühlen konnte, sie interessire sich sehr lebhaft für den Doktor, und mit kaum zu mäßigender Ungeduld fragte sie:

„Was haben Sie von Dr. Reichardt gehört? Wo befindet er sich jetzt nach dem Friedensschlusse?"

„Wundern Sie sich nicht," setzte sie mit etwas erzwungenem Lächeln hinzu, „daß ich so dringend frage; ich betrachte den Doktor als meinen Lebensretter."

Hugo wußte nur, daß Jener nach dem Frieden mit seinem Regimente nach der alten Garnison in den Rheinprovinzen zurückgekehrt sei, und diese unvollkommene Nachricht schien die Comtesse nicht zu befriedigen, denn sie ließ nachdenklich das Haupt sinken. Nach einer kurzen Pause erhob sie dasselbe wieder und fuhr fort:

„Ich weiß, daß seine Mutter in Berlin lebt, — er erzählte es einmal zufällig. Wie sonderbar, daß Sie ihre Bekanntschaft machten!"

„Das geschah allerdings ganz zufällig. Eine mir genau bekannte junge Dame, Fräulein von Hofleben, hielt sich bei Frau Reichardt, deren Bekanntschaft sie durch die Empfehlung des Doktors gemacht hatte, damals zum Besuche auf."

„Auf Empfehlung des Doktors?" erwiederte Feodora fast tonlos.

„Ja; sie war während des Krieges freiwillig barmherzige Schwester und hatte ihn damals kennen gelernt."

Mit Verwunderung bemerkte Hugo, daß die Comtesse sehr blaß wurde; dies schien mehr als Zufall zu sein, aber er hatte nicht Gelegenheit, nähere Aufklärung darüber zu erhalten, denn der Graf näherte sich ihnen jetzt gerade und, sich schnell fassend, lenkte Feodora die Unterhaltung auf ganz andere Gegenstände.

Den ganzen Abend über erschien sie zerstreut und gedankenvoll. Man sprach über Dieses und Jenes, und wieder machte Hugo die Bemerkung, daß Jeder der Drei vermied, auf ihren Aufenthalt in Kissingen näher einzugehen, so daß er nicht daran zweifeln konnte, es müsse dahinter irgend ein Geheimniß stecken; die Comtesse und der Doktor waren dabei vielleicht hauptsächlich betheiligt, daß dieser ihr aber mehr als Arzt gewesen sein könne, war eine so vage und unglaubliche Vermuthung, daß der Lieutenant sie bald wieder von sich wies.

Was kümmerte dies ihm auch? — Seltsam, daß er doch immer wieder daran denken mußte! Es war ihm, als habe gerade dadurch, durch dieses Geheimnißvolle Feodora erst sein besonderes Interesse gewonnen.

An diesem Abende erschien, vielleicht zu allseitiger Befriedigung, Major Andronikoff nicht, auch wurde seiner nur flüchtig erwähnt. Der Graf schlug später eine Whistpartie vor, und obgleich Hugo dieses Spiel gerade nicht liebte, mußte er sich aus Höflichkeit doch dazu bequemen. Erst ziemlich spät ging man zur Ruhe.

Am folgenden Tage kam der Inspektor von Langenau herüber und brachte seine Rechnungen mit; der Graf unterstützte Hugo bei der Prüfung derselben, und Alles fand sich in bester Ordnung. Darüber verging der Tag wieder so ziemlich, und der Abend wurde wie gestern hingebracht. Feodora's Benehmen hatte durchaus nichts Auffälliges mehr, und Hugo glaubte sich immer mehr zu überzeugen, daß er Zufälligkeiten eine zu große Bedeutung beigelegt habe.

Am dritten Tage fuhr er mit dem Grafen nach Mitau, wo die Uebernahme von Langenau durch ihn im Namen seines

Vaters gerichtlich festgestellt wurde und der Graf Decharge von seiner Verwaltung erhielt. Hugo war jetzt der erklärte Herr des väterlichen Gutes.

Ehe er von der gräflichen Familie schied, mußte er derselben das Versprechen geben, sie häufig, besonders an den bevorstehenden langen Winterabenden, zu besuchen, und er that dies gar nicht ungern, denn er hatte sich in dem kleinen Kreise recht wohl gefühlt und ahnte, daß er in dem alten Eulenneste bald das Bedürfniß nach Zerstreuung fühlen werde. Die übrigen Gutsbesitzer der Umgegend kannte er noch nicht und gedachte auch nicht, sie so bald aufzusuchen, der Einladung des Majors zu folgen, drängte es ihn auch keineswegs, der Inspektor war natürlich kein gesellschaftlicher Umgang für ihn, auf Herrendorf durfte er sich aber einer allerseitigen freundlichen Aufnahme versichert halten, denn auch Feodora hatte auf die unbefangenste und herzlichste Weise ihre Bitten mit denen der Eltern vereinigt.

Der Lieutenant fuhr am nächsten Morgen im Wagen des Grafen nach seiner neuen Wohnung. Das Wetter war ziemlich schön und seine Stimmung, Dank der Thätigkeit, der er sich hatte unterziehen müssen, vielleicht auch der angenehmen Gesellschaft im gräflichen Hause, mit jedem Tage viel besser geworden; er hielt es jetzt schon nicht mehr für so ganz unmöglich, wie noch vor Kurzem, hier längere Zeit zuzubringen, aber darüber war er doch noch keineswegs mit sich einig, ob er seinen Abschied nehmen solle, wie es der Vater gewünscht hatte, und dieser Gedanke widerstrebte ihm noch immer.

Nachdem er eine tiefere Einsicht in die Verhältnisse bekommen hatte, schien es ihm keinenfalls gerathen, Langenau bald zu verkaufen, denn, so wie es da war, hatte es nur einen geringen Werth, den praktische Verbesserungen und mehrjährige Arbeit jedoch auf das Doppelte erhöhen konnten; in diesem Sinne gedachte er auch an seinen Vater zu berichten, an den er sofort schreiben wollte.

Selbst das alte Schloß kam ihm an diesem Tage nicht so finster und unheimlich vor wie neulich. Für den festlichen Empfang des neuen Herrn war allerdings nicht das Mindeste gethan worden, und die alte Unordnung im Aeußeren hatte sich auch nicht so schnell beseitigen lassen.

Unter der großen Eingangsthür, die heute geöffnet war, stand der alte Peter, der von der Stunde des Eintreffens seines neuen Gebieters benachrichtigt worden war. Er hatte sich dieses Mal etwas mehr herausgeputzt, d. h. einen etwas weniger geflickten Jagdrock und eine saubere Mütze angelegt; zu seinen Füßen lag Mohr und schlug wieder an, als er den Wagen heranfahren hörte. Die beiden Knechte und eine alte Magd, welche erst jetzt von dem Vorwerke hierher versetzt worden war, um die Küche für den jungen Herrn zu verwalten — bisher hatte nämlich der alte Peter diesen Wirthschaftszweig selbst besorgt — hielten sich, mit ihren besten Kleidern angethan, im Hintergrunde des Hausflurs.

Hugo sprang behende aus dem Wagen, grüßte die Leute, insbesondere den Alten, der seine feierliche Empfangsrede auf die wenigen, ziemlich unverständlich gebrummten Worte beschränkte: „Willkommen, junger Herr!" streichelte Mohr, der, ihn wiedererkennend, freundlich mit dem Schwanze wedelte, den Kopf und befahl dann den beiden Knechten, seine Koffer von dem Wagen abzupacken und in das Haus zu tragen; den Kutscher verabschiedete er mit einem guten Trinkgelde und der Bestellung seiner Empfehlungen an die gräfliche Familie.

„Zeigen Sie mir nun meine Zimmer, mein guter Peter," sagte er leutselig zu dem Greise.

Dieser schritt voran, und Mohr folgte.

Hugo hatte für die Einrichtung drei Stuben in der oberen Etage bezeichnet, die ihm noch am wohnlichsten aussahen: der Verstorbene hatte sie innegehabt. Tapeten gab es darin nicht, aber die Wände waren wenigstens von den Spinngeweben, die sie reichlich überzogen hatten, abgekehrt, einige Risse ver-

stopft und der Fußboden gescheuert worden. Unter den vielen alterthümlichen Meubles, die sich im Schlosse hier und da zerstreut fanden, hatte der alte Peter eine Auswahl getroffen und die besten hierher schaffen lassen, so daß die Zimmer einigermaßen wohnlich aussahen und genügende Bequemlichkeit darboten; einige alte Fenstervorhänge, Teppiche und Oelgemälde bildeten den ganzen Luxus.

Diese drei Zimmer lagen an dem einen Ende der Etage, und ihre Fenster befanden sich nicht in der eigentlichen Frontseite des Gebäudes, die sich dem von Herrendorf heranführenden Wege zukehrte, sondern öffneten sich an der entgegengesetzten auf ein Stück des ehemaligen Burggrabens, dessen Wände im Laufe von Jahrhunderten eingestürzt waren; Menschenhände hatten wohl auch Etwas dazu gethan, ihn auszufüllen, dies war aber nur so unvollständig geschehen, daß sich immer noch eine beträchtliche Vertiefung vorfand, die wegen ihrer Unregelmäßigkeit und der umherliegenden großen, mit schlüpfrigem Moose bedeckten Steine von dem alten Gemäuer beinahe nur mit Lebensgefahr zu passiren war.

Hugo's Zimmerfenster lagen mit ihren Brüstungen wohl gegen dreißig Fuß hoch über diesem Boden, und die Aussicht, die man von ihnen hatte, war höchst einförmig und besonders im Herbste und Winter trübe, denn man erblickte nur einige der halbverfallenen Wirthschaftsgebäude und den alten Thurm, denen die schwarzen Tannen und Fichten als Hintergrund dienten. Dies hatte indessen den Lieutenant nicht hindern können, hier seine Wohnung zu nehmen, denn die übrigen Räume des Schlosses bedurften einer gründlichen und mehr Zeit in Anspruch nehmenden Ausbesserung. Wenn er hier übrigens fleißig arbeiten wollte, brauchte er Störung nicht zu befürchten, denn das Zimmer des alten Peter lag, zwar in derselben Etage, am anderen äußersten Ende des Hauses, durch das ein schmaler Korridor führte, und die beiden Knechte wohnten und schliefen

in einem der Nebengebäude; die Magd endlich hatte ihre Kammer neben der Küche im Souterrain.

Nach seiner Ankunft machte sich Hugo verschiedene Beschäftigungen; nachdem er seine Sachen ausgepackt und mit Hülfe des einen Knechtes, den er zu einer Art Kammerdiener bestimmt, geordnet hatte — denn dem alten Peter war dieses Amt wohl nicht gut zuzumuthen, sondern er blieb in der Würde eines Kastellans und Försters — schrieb er ausführlich an seinen Vater, speiste ziemlich gut und durchstrich dann noch einmal die Räume und die nächste Umgebung des Schlosses.

Darüber war es Abend geworden, das Wetter hatte sich wieder verschlechtert, und es schien ihm nicht rathsam, noch einen Ausflug nach Herrendorf oder nach dem Vorwerke zu machen. Der alte Peter war mit dem Gewehre und einigen Hunden in den Wald gegangen; Hugo befand sich nun ganz allein, langweilte sich bald entsetzlich und wünschte sehnlichst, einen Menschen zu haben, mit dem er sich unterhalten könne, wozu sich indessen die alte Magd und die Knechte natürlich nicht eigneten; er bedauerte schon, nicht Mohr zu sich genommen zu haben, aber er hatte dem Greise die Gesellschaft dieses Thieres, an das derselbe gewöhnt war, nicht rauben wollen.

Dieses Alleinsein in den ihm noch fremden Räumen war ihm ordentlich unheimlich, und diese Empfindung steigerte sich, je finsterer es draußen wurde und je mehr das böse Wetter zunahm.

Man konnte das letztere schon einen kleinen Herbststurm nennen; der Wind heulte um das Haus, pfiff durch die Oeffnungen des alten Thurmes, rauschte durch die Bäume des Waldes und ließ die alten verrosteten Wetterfahnen abscheulich knarren; fast in allen Zimmern, die überhaupt heizbar waren, befanden sich Kamine, so auch in Hugo's Stuben, und in deren Essen schien sich der Sturm ordentlich verfangen zu haben. Dabei klatschten schwere Regentropfen gegen die Fensterscheiben, zuweilen prasselte auch ein Hagelschauer dagegen und knatterte

auf dem Dache — kurz, dieses natürliche Konzert der seltsamsten, dumpfen und schrillenden Töne wurde für die Dauer dem Ohre höchst unangenehm und empfindlich für die Nerven.

Die Fenster der Stube, in der sich Hugo befand, schlossen auch nicht fest genug, um keinen Luftzug durchzulassen, und obgleich im vorerwähnten Kamine ein großes Feuer von Holz und Torf brannte, wollte sich doch keine recht behagliche Wärme verbreiten, dagegen war es ein Uebelstand, daß der Sturm, zuweilen durch den Rauchfang niederschlagend, eine Wolke Qualmes in die Stube hineintrieb. Wenn man sich dazu das unfreundliche Aussehen der letzteren und das dürftige alterthümliche Meublement, Alles nur matt beleuchtet durch eine Oellampe von sehr unmoderner Konstruktion, denkt, so wird man es wohl erklärlich finden, daß Hugo recht tief verstimmt wurde und wieder über finsteren Gedanken zu brüten begann.

Er hatte den Tisch, auf dem jene Lampe stand, in die Nähe des Kamins gerückt, daneben einen großen ledergepolsterten Sessel und auf letzterem Platz genommen. Wer ihn so gesehen hätte, in seinem Hausanzuge, das Haupt in die eine Hand stützend, mit gefurchter Stirn und halbgeschlossenen, auf einen Fleck starrenden Augen, würde ihn schwerlich für einen jungen Offizier, dessen Thatkraft die ganze Welt offen stand, und den beneidenswerthen Besitzer eines bedeutenden Vermögens gehalten haben, sondern eher für einen kranken, lebensüberdrüssigen und kraftlosen Träumer.

So tief in seine Gedanken versunken, daß er wohl die Gegenwart und den Ort, wo er sich befand, ganz vergessen hatte, schrak er plötzlich zusammen, als ziemlich derb an die Außenthür des anstoßenden Zimmers, die sich auf den Corridor öffnete, geklopft wurde, und seine erste unwillkürliche Bewegung war ein Griff nach dem Revolver, den er bei seiner Einrichtung nebst anderen Waffen zufällig gerade da an der Wand aufgehängt hatte, wo er jetzt saß.

Diese Bewegung war aber eben nur eine mechanische, die

bei einem Soldaten, der erst vor Kurzem einen Krieg mitgemacht und sich dabei oft in gefährlichen Lagen befunden, nichts Wunderliches hatte; wieder zur vollen Besinnung kommend, zog er die Hand zurück, lächelte über sich selbst und rief, ohne seine Stellung zu verändern, mit kräftiger Stimme:

„Herein!"

Jene Thür wurde geöffnet, und schwere Tritte tappten durch das im Dunkel liegende Nebenzimmer, dessen Verbindungsthür offen stand.

Der Lieutenant deckte seine Hand wie einen Schirm über die Augen, vermochte den Ankömmling aber erst zu erkennen, als derselbe beinahe dicht vor ihm stand.

Es war der alte Peter.

Mit der Mütze in der Hand bot er einen Guten Abend und meldete in beinahe militairischer Weise, daß er soeben von seiner Jagdpartie zurückgekehrt sei und einiges kleines Wild, das er der Köchin für den herrschaftlichen Tisch abgeliefert, mitgebracht habe.

„Ich danke Ihnen, Peter," sagte der Lieutenant freundlich, „und bedauere, daß Sie von dem abscheulichen Wetter überrascht worden sind; Sie müssen ja bis auf die Haut durchnäßt sein."

Der Alte zuckte die Achseln und murmelte nur:

„Bin's gewöhnt, junger Herr."

„Sie sind aber nicht mehr jung, lieber Peter, und wenn Sie sich einmal eine ordentliche Erkältung holen, so kann das schlimme Folgen haben. Um meiner Küche willen wenigstens brauchen Sie bei solchem Sturm und Regen nicht in den Wald zu gehen; ich wünsche es nicht einmal, denn ich würde mir Vorwürfe machen, wenn Sie in Folge dessen erkrankten."

„Hm, Herr Lieutenant," erwiederte der Alte, „wenn man erst einen so weißen Kopf hat wie ich, läßt man schwer von seinen Gewohnheiten. Es thut auch gar nichts, wenn ich dem seligen alten Herrn bald nachgehe, denn mir will es doch hier

nicht mehr recht gefallen — und vielleicht braucht er mich da oben!"

Der Greis sagte dies so ernst und mit einem Ausdrucke von Gefühl, der ganz von seiner sonstigen Art abstach, daß sich Hugo dadurch bewegt fühlte. Schon als der Förster — so hörte sich Peter am liebsten nennen — eingetreten, war es ihm in den Sinn gekommen, denselben aufzufordern, daß er sich zu ihm setze und ihm für den Rest des Abends Gesellschaft leiste, aber, obgleich sonst dem Stolze gegen Tiefergestellte fern, hatte er doch noch gezögert, dies auszusprechen. Jetzt sagte er ohne weiteres Besinnen:

„Wenn Sie nichts Anderes vorhaben, Förster, so nehmen Sie einen Stuhl und leisten mir ein Stündchen Gesellschaft; ich kann Sie versichern, daß ich heute Abend schon furchtbare Langeweile ausgestanden habe."

Der Alte war einer solchen Aufforderung zweifellos schon von seinem früheren Herrn her gewöhnt, denn er machte nicht die geringsten verlegenen Umstände, sondern that, wie Hugo ihm geheißen, und setzte sich diesem gegenüber an den Tisch.

„Ich wollte Sie so wie so bitten," fuhr der Lieutenant fort, „mir gelegentlich von dem Leben meines verstorbenen Verwandten Etwas zu erzählen, und dazu haben wir ja heute eine prächtige Gelegenheit. Aber warten Sie, mit trockenen Lippen plaudert es sich schlecht."

Er erhob sich und nahm aus einem Schranke, den er sich zur Vorrathskammer für seine Junggesellenwirthschaft provisorisch eingerichtet hatte, eine Flasche Wein, zwei Gläser und ein Kistchen Cigarren, welche Gegenstände er auf den Tisch stellte, ohne daß die Mienen des alten Peter irgend eine Verwunderung darüber ausdrückten.

Mit großer Ruhe nahm dieser das Glas, das ihm Hugo vollgeschenkt hatte, erhob es ein wenig mit den Worten: „Ihr Wohl, junger Herr!" und leerte es dann auf einen Zug. Ebenso kaltblütig zündete er eine der ihm angebotenen Cigarren

an, und Herr und Diener saßen nun wie vertraute, gleichgestellte Bekannte bei einander.

Der Unterschied des Alters konnte wohl auch in des Lieutenants Augen den des Standes aufwiegen, und dann war er jetzt auch herzlich froh, einen vorher so schmerzlich entbehrten Gesellschafter gefunden zu haben.

Wir beabsichtigen nicht, die Erzählung des Alten zu wiederholen, denn sie behandelte nur eine sehr einfache Lebensgeschichte, und überdies trug er dieselbe in seiner Manier kurz und trocken vor; es schien auch, als ob er Manches mit Schweigen übergehe, vielleicht aus Pietät für seinen verstorbenen Herrn, vielleicht weil es nicht seine Art war, viel Worte zu machen und lange Geschichten zu erzählen. Wir wollen daher unseren Lesern nur in Kürze mittheilen, daß der frühere Besitzer des Schlosses und der Förster schon von ihrer Jugend an mit einander bekannt gewesen waren, denn der Vater des Letzteren gehörte zu den Leibeigenen der Mohrfeldt'schen Familie; als die Leibeigenschaft der kurländischen Bauern aber im Jahre 1818 durch Kaiser Alexander aufgehoben wurde, hing Peter schon viel zu treu und fest an seinem jungen Herrn, um denselben zu verlassen. Der Junker übernahm schon früh das Gut seines Vaters, der damals starb; Mutter und Geschwister hatte er auch nicht mehr. Er schien, der Schilderung des Greises nach zu schließen, der richtige Landjunker damaliger Zeit gewesen zu sein: rechtlich und im Grunde gutherzig, aufbrausend und roh in seinen Manieren, denn eine sorgfältige Erziehung hatte er nie genossen. Als er sechs- oder siebenundzwanzig Jahre alt geworden, hatte er Lust bekommen, sich zu verheirathen, und war zu diesem Behufe nach Petersburg gegangen, weil ihm kein Mädchen in seiner Umgebung hübsch und reich genug erschien und er in der großen Stadt diese beiden vortrefflichen Eigenschaften beisammen zu finden überzeugt war; Peter, damals sein Kammerdiener und Leibjäger, was er auch später blieb, hatte ihn begleitet. In Petersburg gerieth der junge Herr von Mohr-

feldt aber leider auf die falsche Fährte, — über diesen kitzlichen Punkt sprach sich der Alte nicht ganz offen aus und überließ es Hugo, die Hälfte zu errathen, was übrigens nicht so schwer war — er verliebte sich sterblich in eine Dame unter seinem Stande, wahrscheinlich vom Theater, und bei seiner geringen Welterfahrung wurde es dieser leicht, ihn auszuplündern und ihn dabei auf das Abscheulichste mit ihrer Gegenliebe zu betrügen. Endlich fand er einmal den wirklich Begünstigten bei ihr, und die Augen gingen ihm auf; es kam zum Duelle, und er hatte das Unglück, seinen Nebenbuhler zu erschießen. Nach einem ärgerlichen und kostspieligen Prozesse kam er mit einem Jahre Festungsarrest davon, den er in Kronstadt absaß, und als er von da zurückkehrte, war sein Gut über und über verschuldet und er hatte die Lust zum Heirathen vollständig verloren. Seitdem war er aber auch förmlich menschenscheu geworden und lebte sowohl deshalb, als um sich von den Schulden wieder zu befreien — was ihm auch vollkommen gelang — ganz einsam, sich nur in Peters Gesellschaft das Vergnügen der Jagd gönnend. Das Schlimmste indessen war, daß jenes unglückliche Duell die schwersten Selbstvorwürfe bei ihm hinterlassen hatte und daß er in Folge dessen bis zu seinem Lebensende an Anfällen von Gemüthskrankheit litt, in denen er sich für einen Mörder und Sünder erklärte, der selbst nach dem Tode keine Ruhe finden werde.

Der alte Peter hatte sich bei der Erzählung sehr erregt, besonders bei dem letzten Theile derselben, und als er schließlich noch berichtet hatte, wie sein Herr mit dem Pferde gestürzt und sterbend in das Schloß gebracht worden sei, setzte er mit ungewöhnlicher Heftigkeit hinzu, indem seine Augen sich mit unheimlicher Starrheit auf Hugo richteten und er auf den Sessel, welchen dieser einnahm, deutete:

„Ja, junger Herr, da in dem alten Stuhle saß er, wie Sie jetzt, zusammengesunken, todtenbleich, das Gesicht und den ganzen Körper von Blut überströmt — — O, ich sehe ihn noch

und schaudere! Seine Brust röchelte schwer. Ich glaubte nie mehr ein Wort von ihm hören zu sollen, und während ich ihn in meinen Armen stützte, hätte ich beinahe geweint wie ein altes Weib. Da öffnete er auf einmal die Augen wieder weit und gab mir einen Wink, als ob er mir noch Etwas zu sagen habe. Ich sagte den anderen Leuten, die zugegen waren, sie sollten hinausgehen —"

„Wer war denn noch da?" fragte Hugo, den ein kaltes Frösteln bei dem Aussehen und der lebendigen Schilderung des Greises überlief und der am liebsten sofort von dem Sterbesessel aufgestanden wäre, hätte er sich nicht einer solchen Schwäche geschämt.

„Der Inspektor, der zufällig auf dem Schlosse war, als wir ihn hereintrugen, und ein paar Knechte. Sie gehorchten mir auch bis auf den Inspektor, der sich nur bis an jenes Fenster zurückzog — wir Beide konnten uns nie recht leiden. Als ich nun mein Ohr zu dem Munde des alten Herrn hinabbeugte, sagte er mit ersterbender Stimme, vom Röcheln des Todes unterbrochen: „Peter, siehst Du ihn da stehen?" — Er zeigte auf die Wand da drüben. — „Wen denn, gnädiger Herr?" fragte ich. „O Gott!" rief er, „er winkt mir! Er ist es ja, den ich im Duell in Petersburg erschossen habe. Ach, Peter, nun muß ich sterben, und ich werde verdammt sein für alle Ewigkeit, ich werde selbst im Grabe nicht Ruhe haben und umherwandeln müssen als ein fluchbeladener Mörder!" — Ein Blutstrom stürzte aus seinem Munde und — es war Alles vorbei."

Der Alte wischte sich den Schweiß von der Stirn und athmete tief auf; dann leerte er das vor ihm stehende Weinglas auf einen Zug, erhob sich schnell und sagte:

„Aber es ist jetzt Zeit, daß ich mich niederlege, junger Herr; der Kopf wirrt mir, mag's vom Weine sein oder von der Erinnerung."

Auch Hugo schauderte unwillkürlich; mehr um seine Erregung zu verbergen, als aus einem besonderen Grunde fragte er:

„Hat der Inspektor die letzten Worte des Sterbenden vernommen?"

„Es ist möglich," antwortete der Greis, „aber ich glaube es nicht, denn er stand ja dort am Fenster, und nachher hat er nie ein Wort davon erwähnt."

Der alte Peter machte Hugo, der sich jetzt ebenfalls erhob, eine kurze Verbeugung, sagte: „Schön Dank!" und „Gute Nacht!" und ging davon.

Es war elf Uhr Nachts, und Hugo begann sich auszukleiden, um sich zu Bett zu legen.

VII.

Der Spuk.

Man braucht nicht abergläubisch zu sein, um zu Zeiten, wenn die Phantasie besonders aufgeregt ist, ein unbehagliches Gefühl, eine Unruhe zu empfinden, als ob etwas Außergewöhnliches bevorstehe, gewissermaßen schon in der Luft liege; daran ist wohl hauptsächlich das erregte Blut schuld, aber selbst bei dem Gebildetsten und Vorurtheilslosesten, der keine Gespensterfurcht kennt, gesellt sich dazu ein leiser Nachklang aus der Kinderzeit, eine schwache Erinnerung an die übernatürlichen Geschichten, die damals durch den Mund thöriger und geschwätziger Personen oder schlechte Bücher die unreife Einbildungskraft erhitzt und uns mehr oder minder furchtsamen Schauder eingeflößt haben. Jetzt, wenn man älter und verständiger geworden ist, lacht man am hellen Tage und inmitten heiterer Gesellschaft über diese damalige Empfindung, in einsamen nächtlichen Stunden zuckt man dazu die Achseln, aber ganz vergessen läßt sich jener Eindruck einmal nicht, und zuweilen ist er lebhafter als sonst, wenn die äußere Umgebung dazu Anregung giebt; dann hilft auch kein Sträuben dagegen, — man fürchtet sich gerade nicht, aber man fühlt sich unbehaglich.

So erging es in dieser Nacht auch Hugo; er, der so vielen Gefahren der Wirklichkeit noch vor Kurzem mit festem Auge

und Herzen entgegengeblickt hatte, war gewiß weit entfernt, sich vor eingebildeten zu fürchten, aber Das, was er soeben von dem alten Peter gehört, die Theilnahme für das Geschick seines unglücklichen Verwandten, der eine Jugendthorheit so schwer hatte büßen müssen, das Bewußtsein, sich an demselben Orte zu befinden, der Zeuge dieser jahrelangen Qualen und des traurigen Endes Jenes gewesen war, vereinigten sich, ihn recht tief zu verstimmen, und die sich immer noch steigernde Wuth des Sturmes draußen trug nicht wenig dazu bei.

Während er sich auskleidete, konnte er nicht unterlassen, den Blick immer wieder nach dem alten Lehnsessel zu wenden, auf dessen befleckten Polstern er das Blut seines Verwandten zu erkennen glaubte, und einzelne Töne des Windes klangen ihm wie die Sterbeseufzer des noch in seinen letzten Momenten von schrecklichen Erinnerungen Gepeinigten, auch summten ihm fortwährend dessen Worte in den Ohren: „Ach Peter, nun muß ich sterben, und ich werde verdammt sein für alle Ewigkeit, ich werde selbst im Grabe nicht Ruhe haben und umherwandeln müssen auf der Erde als ein fluchbeladener Mörder!"

Ließen sich da in dem Nebenzimmer oder draußen auf dem Corridor nicht Tritte vernehmen? Hugo nahm die Lampe in die Hand, ging dorthin und öffnete die Thür. Niemand war zu sehen, aber kaum hatte er sich davon überzeugt, so löschte der Luftzug, der durch den langen Gang strich, die Lampe aus.

„Thorheit!" sagte der Lieutenant zu sich selbst, indem er mit aller Kraft seine unangenehmen Empfindungen zu unterdrücken suchte, und dabei kehrte er in das Zimmer zurück und schloß die Thür hinter sich ab, woran er vorher gar nicht gedacht hatte.

Dann zündete er ein Licht an und begab sich in sein Schlafzimmer, das in der Ecke des Hauses lag.

Dieses Gemach war ziemlich groß und hoch, hatte aber ein ebenso unfreundliches Aussehen wie die übrigen. Das Hauptstück in ihm bildete das Bett, ein Meuble der alten Zeit, das, von ungeheurer Längen- und Breitendimension, fast den vierten

Theil des ganzen Raumes einnahm. Das Gestell war äußerst solide von Eichenholz gearbeitet, und auf vier starken Pfeilern an den Ecken ruhte ein sogenannter Himmel; mit der einen Seite stand es dicht an der Wand, von den drei andern fielen von jenem Himmel in schweren Falten Vorhänge von dunklem Wollenzeuge bis zum Fußboden nieder; die Betten selbst waren gut, und wenn man darin lag und den Vorhang zurückgeschlagen ließ, konnte man das ganze Zimmer, das in der gegenüberliegenden Wand zwei Fenster hatte, überblicken. Vor diesem Bette, zu dessen Kopfende, stand ein Tischchen, auf das Hugo Licht und Feuerzeug stellte, bevor er sich niederlegte.

Als dies geschehen war, löschte er sogleich das Licht aus, denn er wünschte bald einschlafen zu können, um die ihm lästigen Gedanken loszuwerden.

Dies war aber bei seiner eigenthümlichen Aufregung nicht so leicht. Zunächst mußte er sich noch einmal umblicken. Die Stube lag in vollständiger Finsterniß, und kaum ließ sich ein schwacher dämmernder Schimmer nach den Fenstern zu gewahren, da für dieselben in der Eile noch keine Vorhänge hatten beschafft werden können. Ein anderes Geräusch als das schon vorher geschilderte des Sturmes ließ sich nirgends vernehmen.

Der Lieutenant kehrte sich der Wand zu und schloß die Augen; dessenungeachtet glaubte er jetzt noch deutlicher als vorher den alten Lehnstuhl zu erblicken und auf demselben seinen verstorbenen Verwandten im Todeskampfe. Allerdings hatte er keine bestimmte Vorstellung davon, wie Letzterer im Leben ausgesehen habe, denn zu den Marotten des alten Herrn hatte es auch gehört, sich nie malen zu lassen, — für wen auch? — nach der Schilderung des alten Peter war er aber ein großer, magerer Mann gewesen, mit scharfen Zügen, unruhig hin und her schweifenden Augen, — eine Folge seines Gemüthsleidens — einem starken grauen Schnurr- und Backenbarte, von bleicher Gesichtsfarbe. Daraus machte sich Hugo's Phantasie ein Bild, das ihm jetzt mit dem schauerlichsten Ausdrucke vorschwebte.

Aergerlich über die Hartnäckigkeit dieser Vision warf er sich von einer Seite auf die andere; umsonst versuchte er, seinen Gedanken gewaltsam eine andere Richtung zu geben, indem er die Erinnerungen an das gräfliche Haus, an das väterliche in Dresden, endlich sogar absichtlich die ihm sonst so verhaßte an Therese zu Hülfe rief, aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos.

Endlich versank er doch in einen Zustand, der eigentlich nicht Schlaf genannt werden konnte, denn oft fuhr er zusammen und richtete sich im Bette auf, um sogleich wieder in die Kissen zurückzusinken. Dabei träumte er das wirrste Zeug von den böhmischen Schlachtfeldern und den Quartieren, in denen er während des Krieges gelegen hatte, dann wieder von dem alten Schlosse, in dem er sich jetzt befand; er sah Therese, ihren jetzigen Gatten, den Rittmeister, seine Verwandten und Freunde, Feodora und den russischen Major Andronikoff, den alten Peter und dazwischen immer wieder den alten Herrn von Mohrfeldt mit blutendem Haupte, der ihn feindlich verfolgte und dem er keinen Widerstand zu leisten wagte. Dazwischen entsann er sich wieder recht gut, wo er sich befinde und daß er nur träume, aber jetzt war es ihm ganz unmöglich, diesen drückenden Alp von sich abzustreifen.

Er befand sich in einem förmlichen Fieber; bald siedete das Blut in seinen Adern, bald schauderte er wieder vor Kälte zusammen; sein Gesicht war mit Schweiß bedeckt.

Wie lange dieser schwere Kampf dauerte, wußte er nachher nicht mehr; endlich kam er aber wieder zu voller Besinnung und richtete sich tief athmend auf; die gespenstischen Traumbilder waren jetzt geschwunden.

„Ich will mich zwingen, eine Weile wach zu bleiben," dachte er, „denn dieser Halbschlaf ist unerträglich. Was fehlt mir denn eigentlich? Ich bin ja doch kein Kind mehr, das sich vor Gespenstern fürchtet."

Er streckte die Hand nach dem Feuerzeuge aus, um Licht anzuzünden, aber eine Art Scham hielt ihn davon zurück; er

wollte auch ohne äußere Hülfsmittel, durch die feste Willenskraft die Aufregung seiner Phantasie besiegen.

Der Sturm draußen hatte ein wenig nachgelassen; die Wolken mußten sich wohl etwas mehr zertheilt haben, denn die Fensteröffnungen ließen sich jetzt deutlicher als vorher unterscheiden. Hugo's Auge suchte unwillkürlich diese schwache Dämmerung.

Plötzlich hörte er ein sonderbares Geräusch, das mit dem, welches Wind und Regen verursachten, nichts Aehnliches hatte. Es waren dies in den Pausen, welche die Windstöße machten, klagende und stöhnende Laute, wie sie nur eine menschliche Stimme hervorbringen zu können schien, aus welcher Richtung sie aber kamen, ließ sich schwer entscheiden.

Obgleich diese Töne höchst unangenehm an Hugo's Ohr klangen, war er doch zu frei von dem Glauben an Uebernatürliches, als daß er ihnen einen solchen Ursprung hätte zuschreiben sollen, und lauschte nur um so aufmerksamer, um zu ergründen, woher dieses sonderbare Geräusch kommen könne; bald war es ihm, als ertöne es in weiter Ferne, bald wieder, als ob es von einem Winkel oder dem Nebenzimmer ausgehe, als die Laute einer menschlichen Stimme ließ es sich aber immer deutlicher erkennen.

Plötzlich fiel dem Lieutenant ein, es könne irgend ein verirrter Wanderer in die Nähe des Schlosses gekommen sein und, vielleicht zu sehr ermüdet, um weitergehen zu können, oder beschädigt, Rufe der Klage und Bitte um Hülfe ausstoßen; wie leicht konnte nicht Jemand, der mit der Oertlichkeit nicht ganz vertraut war, zur Nachtzeit, besonders in einer solchen Nacht, in den alten Burggraben gestürzt sein? Aus dieser Gegend glaubte er auch das Gewimmer zu vernehmen.

Eben war er im Begriffe, aufzustehen, um zu versuchen, ob er durch das Fenster etwas Auffälliges wahrnehmen könne, als an dem letzteren ein seltsames Rauschen und Klappern ertönte und unmittelbar vor demselben ein dunkler Gegenstand auftauchte, der ungefähr die Figur eines Menschenkopfes hatte;

zwei große, feurig glühende Punkte an Stelle der Augen starrten durch das Fenster in das Zimmer hinein.

Daß Hugo im ersten Augenblicke lebhaft zusammenschrak, wird wohl ein Jeder begreiflich finden. Man erinnere sich, daß die Fenster der Etage dreißig Fuß hoch über dem Boden lagen, es mithin eine Unmöglichkeit war, daß ein Mensch hineinblicken konnte, er müßte denn auf einer hohen Leiter emporgestiegen sein, und das ließ sich doch in diesem Falle nicht vermuthen.

Anfänglich glaubte Hugo, er träume noch, aber bald hatte er sich vom Gegentheil überzeugt; so deutlich konnte doch auch die aufgeregteste Phantasie nicht täuschen, — die glühenden Augen waren in Wirklichkeit da und schwankten vor dem Fenster leicht hin und her; ein paar Sekunden später waren sie wieder verschwunden, aber das Stöhnen dauerte noch fort.

Hugo riß sich gewaltsam aus seiner Erstarrung, die ihn eine Weile unfähig gemacht hatte, ein Glied zu rühren und klar zu denken. „Man macht sich einen schändlichen Scherz mit mir!" sagte er zu sich, ohne sich die ihm aufdrängenden Fragen zu beachten: „Wer könnte das wohl thun, zu welchem Zwecke, und wie vermöchte er es auszuführen, besonders bei dem Sturmwetter?"

Hastig sprang er aus dem Bette und wollte in das Nebenzimmer eilen, um seinen Revolver zu holen, der geladen war, aber unwillkürlich mußte er daran denken, daß er dabei im Finstern den alten Lehnstuhl berühren könne, und dies hielt ihn ab, den ersten Vorsatz auszuführen, dagegen eilte er auf das verdächtige Fenster zu und öffnete es schnell mit Händen, die, aller Anstrengung ungeachtet, leicht zitterten. Schon im Zimmer war es für Jemanden, der soeben das warme Bett verließ, empfindlich kalt, denn das Feuer im Kamin der Nebenstube war schon längst ausgegangen, als der Fensterflügel sich aber geräuschvoll auf den Angeln gedreht hatte, blies der Sturm mit einer Gewalt und Eiseskälte herein, daß der Lieutenant beinahe den

Athem verlor und ein Stückchen zurückweichen mußte; das Fenster schlug klirrend wieder zu.

Dennoch wiederholte er den Versuch auf die Gefahr hin, sich, so leicht bekleidet wie er war, eine schwere Erkältung zuzuziehen, und beugte sich weit hinaus. Tiefe Finsterniß herrschte, und es war unmöglich, die Grabensohle und den gegenüberliegenden Rand zu unterscheiden; nur die Umrisse der Thurmruine zeichneten sich unbestimmt gegen den mit schweren Wolken bedeckten Nachthimmel ab. Der Wind heulte entsetzlich, aber jene Klagelaute waren verstummt oder wurden von ihm übertönt.

Hugo hatte sich schnell überzeugt, daß er auf diese Weise keine Entdeckung machen werde, und schloß das Fenster wieder. Schaudernd vor Frost und auch wohl unheimlichen Empfindungen kehrte er langsam zu seinem Bette zurück und konnte nun nicht mehr der Versuchung widerstehen, das Licht anzuzünden. Dann nahm er dasselbe in die Hand, ging in die andere Stube, holte seinen Revolver, den Anblick des Lehnstuhles möglichst vermeidend, und legte sich wieder nieder.

Jetzt blieb Alles still bis auf den Sturm, an dem Fenster war nichts Ungewöhnliches mehr zu erblicken, und nach längerem Lauschen und Nachdenken gelang es Hugo, sich einzureden, daß ihn seine eigenen Augen und Ohren getäuscht haben müßten, obgleich dies kaum weniger merkwürdig erschien als der Spuk. Jedenfalls hatte diese ganze Geschichte die Folge gehabt, ihn vollständig wach zu machen und allmälig die ruhigere Ueberlegung wieder herbeizuführen.

„Ich will der Sache morgen um jeden Preis auf den Grund kommen," sagte er; „der alte Peter — —"

„Nein, ich will kein Wort davon gegen ihn noch irgend einen anderen Menschen erwähnen, denn man würde mich für furchtsam halten und heimlich auslachen. Es kann gar nicht anders sein: mein Blut ist an diesen Visionen schuld, der Wein und die Erzählung des alten Mannes haben es ungewöhnlich

erregt; ich habe einen häßlichen, sehr lebhaften Traum gehabt. Meine Kameraden würden mich gut auslachen, wenn ich ihnen dieses Abenteuer später erzählen wollte, aber ich werde es wahrhaftig nicht vergessen."

Es dauerte noch lange, bis ihm der Schlaf wieder in die Augen kam, und er fand ihn erst, als die Morgendämmerung sich schon bemerklich machte und sich damit das ärgste Toben des Sturmes legte.

Hugo fühlte sich, als er zum zweiten Male nach keineswegs angenehmen, den früheren ähnlichen Träumen erwachte, ordentlich erschöpft und angegriffen; der Spuk in der Nacht fiel ihm sogleich ein, aber jetzt war er noch mehr geneigt als vorher, Alles seiner erhitzten Phantasie zuzuschreiben, ja, er war in Zweifel, ob er nicht wirklich blos geträumt habe. Als er aufgestanden war, trat er sogleich an das Fenster, öffnete es und blickte hinab; Alles, was er erblicken konnte, sah noch ebenso aus wie am Tage zuvor, nirgends fand sich etwas Ungewöhnliches, Verdächtiges.

Wäre er nicht überhaupt so verstimmt, zu trüben Gedanken geneigt gewesen, so würde er jetzt wahrscheinlich über seine Einbildungen gelacht haben, aber dazu fühlte er sich gar nicht aufgelegt, denn er war nahe daran zu glauben, die nächtliche Erscheinung sei ein natürlicher Vorbote einer ernsteren Gemüthskrankheit, zu der er sich schon seit längerer Zeit auf dem Wege befinde.

Als die Magd ihm das Frühstück brachte und bald darauf der alte Peter erschien, um sich nach seinen Befehlen zu erkundigen, zwang er sich mit Mühe, eine gleichgültige Miene zu machen. Einen Augenblick lang durchzuckte ihn der Verdacht, der Greis könne mit jener Erscheinung in Verbindung stehen und aus irgend einem ihm noch nicht klaren Grunde die schaurige Geschichte erzählt und ihn später zu schrecken gesucht haben, aber das Gesicht des Alten verrieth bei aller Häßlichkeit so viel Offenheit und Ehrlichkeit, daß er diesen Verdacht sogleich von sich

warf; er drängte sogar die ihm schon auf der Zunge schwebende Frage zurück, ob der Alte in der Nacht nichts Außergewöhnliches gehört und gesehen habe, was in jedem Falle auch sehr wenig glaublich war, da Jener ja seine Wohnung in dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses hatte.

Bei Tage sieht sich überhaupt Alles anders an, als in der Nacht, und Hugo hatte keinen Anstand genommen, sich wieder auf den alten Sessel zu setzen, obgleich er jetzt deutlich bemerkte, daß einzelne dunkle Flecke auf dem Leder desselben zweifellos von dem Blute des Verstorbenen herrührten. Sein Kopf wurde immer klarer, und um sich vollends zu zerstreuen, nahm er sich vor, ein Pferd satteln zu lassen und nach dem Vorwerke hinüberzureiten, um mit dem Inspektor über wirthschaftliche Angelegenheiten zu sprechen und sich den Arbeitsbetrieb anzusehen.

Diesen Vorsatz führte er auch aus, und das heller werdende Wetter begünstigte ihn dabei. Vorher ging er aber doch noch einmal allein um das Wohngebände, weil er die Grabensohle genau untersuchen wollte, ob sich dort vielleicht frische Fußtritte fänden und ob es überhaupt möglich sei, in der Nacht unter seine Fenster zu gelangen, ohne den Hals zu brechen.

Letzteres war aber im höchsten Grade zu bezweifeln, wie der Augenschein lehrte; allerdings konnte man an der jenseitigen Grabenwand hinabklettern, aber dies mußte selbst am Tage mit Gefahr verknüpft sein, besonders, wenn die Steine und das Moos so schlüpfrig waren wie bei diesem Wetter, und Hugo gab den Versuch bald auf, fand auch nirgends eine Spur, daß Jemand einen solchen vor ihm gemacht habe.

Nachdem er wieder zurückgekehrt war, bestieg er sein Pferd und ritt fort.

Langenau war kein eigentliches Dorf mit einer geschlossenen Häusermasse, sondern bestand, außer dem Vorwerke, aus einzelnen Gehöften, die sich in mehr oder weniger weiten Abständen über das ganze Gut vertheilten; obgleich der Boden fast überall recht gut war, vermißte man doch meistentheils den auf

Herrendorf so angenehm in die Augen fallenden Anstrich von Wohlhabenheit der Gutsinsassen, und die Vermuthung lag nahe, daß daran auf eine oder die andere Weise die Herrschaft schuld sei. Das war hier allerdings leicht erklärlich: der alte Herr hatte sich um seine Unterthanen nicht gekümmert; die Leute waren von vorn herein arm gewesen, er ließ sie nur die Lasten tragen, unterstützte sie aber nicht durch Vorschüsse, wie es der Graf bei seinen Gutsinsassen gethan hatte; der Inspektor hatte vielleicht nicht helfen wollen, dies auch wohl gar nicht gekonnt, weil er bei seinem Herrn auf Widerstand stieß. Das sollte nun anders werden, dachte Hugo, und um sich zunächst zu vergewissern, wo und wie tief die Wurzeln dieses Uebelstandes lägen, beschloß er, mit den Leuten selbst zu sprechen.

Die Feldarbeit war um diese Jahreszeit schon gethan; man beschäftigte sich meistentheils in und nahe bei den Häusern. Wo der neue Herr, dessen Ankunft die Leute bereits erfahren hatten, vorüberkam, machte er einen kurzen Halt und sprach freundlich mit ihnen über ihre Verhältnisse, wodurch er seine Vermuthungen bestätigt fand. Bald hatte er sich davon überzeugt, daß der Inspektor nicht beliebt sei, indessen ließ sich ihm daraus nicht geradezu ein Vorwurf machen, da er, wenn auch wohl zu streng, im Interesse seines Herrn gehandelt hatte; auch von dem alten Herrn wurde gerade nicht mit Liebe und Verehrung gesprochen, obgleich man in dieser Beziehung natürlich zurückhaltend war.

Besonders lange unterhielt sich Hugo mit einem alten Manne, der für seinen Stand recht vernünftig sprach, und dabei erwähnte er auch der Veränderungen, die er vorzunehmen gedenke. Der Alte, der durch sein leutseliges Wesen Vertrauen gefaßt hatte, erkundigte sich angelegentlich, ob auch das Schloß umgebaut werden solle.

„Gewiß,“ erwiederte Hugo, verwundert, welches Interesse die Leute daran nehmen könnten.

„Das ist gut,“ meinte der alte Bauer mit einem leichten

Seufzer, als der Lieutenant aber weiter fragte, was er damit meine, wollte er nicht recht mit der Sprache heraus.

„Nun," sagte er endlich auf dringendes Fragen, „auf dem alten Gemäuer ruht kein Segen mehr; es wäre besser, wenn es bis auf den Grund niedergerissen würde."

Das klang doch zu sonderbar, als daß sich Hugo dabei hätte beruhigen sollen, und allmälig brachte er von dem Greise heraus, die Leute trügen sich mit dem Gerüchte, daß es in dem Waldschlosse spuke; man habe zwar schon zu Lebzeiten des vorigen Herrn davon gesprochen, — bekanntlich verknüpfen ungebildete Leute leicht übernatürliche Vorstellungen mit solchen Resten des Alterthums, und die abgeschlossene Lebensweise des alten Herrn mochte dazu noch mehr Veranlassung gegeben haben — seitdem dieser aber eines so plötzlichen Todes gestorben sei, wage sich Niemand mehr zu später Stunde in die Nähe des Gebäudes, denn Einzelne, die zufällig dorthin gekommen, wollten ganz sonderbare Dinge bemerkt haben.

Hugo war äußerst betroffen über diese Mittheilung; gewiß würde er auf solche Reden gar Nichts gegeben haben, hätte er die vergangene Nacht nicht so unruhig zugebracht, jetzt schienen ihm dieselben aber doch des weiteren Nachforschens werth. Aber wie es mit solchen Gespenstergerüchten gewöhnlich geht, so war es auch hier der Fall; der alte Bauer konnte Niemand bezeichnen, der etwas Besonderes mit eigenen Augen gesehen hatte, auch nicht, welcher Art dieses Besondere gewesen sei — es war eben nur ein ganz unbestimmtes Gerücht, wie es, wahrscheinlich aus unbedeutender Veranlassung entsprungen, in das Geheimnißvolle gehüllt, von Mund zu Mund geht, vergrößert und phantastisch ausgeschmückt; das Vorhandensein eines solchen Gerüchtes überhaupt war aber schon verdächtig.

„Man glaubt doch nicht gar, daß der Geist des alten Herrn umgehe?" fragte Hugo, sich zum Lächeln zwingend. Der alte Bauer zuckte mit sehr ernstem Gesichte die Achseln.

Mehr war aber nicht von ihm zu erfahren, mochte er nun

wirklich Nichts wissen oder Anstand nehmen, es dem Lieutenant mitzutheilen.

Dieser ritt nachdenklich weiter; die Sache schien ihm immer sonderbarer. Wenn die Leute auch nicht die ganze Geschichte seines verstorbenen Verwandten kannten, denn der alte Peter hatte heilig versichert, dieselbe sei bis dahin sein und des alten Herren Geheimniß allein geblieben, so mußten sie darüber doch Vermuthungen haben, und woher waren diese gekommen? — Sollte der Inspektor doch die letzten Worte des Sterbenden gehört und weiterverbreitet haben? — Hugo wurde immer mißtrauischer gegen diesen Mann und beschloß, ein scharfes Augenmerk auf ihn zu richten.

Diese Gedanken traten allerdings wieder in den Hintergrund, als er bei dem Inspektorhause angelangt, vom Pferde gestiegen und eingetreten war und als die schöne Flora ihn mit der Mittheilung empfing, der Vater sei schon vor einigen Stunden in wirthschaftlichen Geschäften fortgeritten, sie erwarte ihn aber in jedem Augenblicke zurück.

So war denn das junge Mädchen genöthigt, dem Lieutenant Gesellschaft zu leisten, und in dem achtungsvollen Gespräche, das er mit ihr führte, überzeugte er sich von der über ihren Stand hinausgehenden Bildung und einer ganz natürlichen bescheidenen Liebenswürdigkeit.

Eine Viertelstunde später kam der Inspektor wirklich, und bei seinem Anblicke erwachte das alte Mißtrauen wieder in Hugo, obgleich der Mann ganz ebenso aussah, wie er ihn bisher gefunden hatte, und auch nicht die mindeste Befangenheit oder Verwunderung darüber zeigte, daß der junge Herr ihn aufgesucht habe. Wenn Hugo Etwas auffallen konnte, so war es höchstens, daß Kolinko bei'm Eintreten einen scharf prüfenden Blick auf ihn und seine Tochter geworfen hatte, als ob er sich überzeugen wolle, im welchem Verhältnisse sie schon zu einander ständen, und daß er, Hugo, diese Bemerkung nicht allein gemacht habe,

bewies das leichte Erröthen des Mädchens, ehe dasselbe das Zimmer verließ.

Dieses Mal nahm Hugo die Einladung seines Inspektors zum Frühstücke nicht an, sondern brach bald in dessen Begleitung auf, um verschiedene Dinge in Augenschein zu nehmen, sich Bericht darüber erstatten zu lassen und seine Befehle zu ertheilen. Er sprach weitläufig darüber, welche Erleichterungen er den Leuten, die Frohndienste für die Herrschaft zu leisten hatten, wolle zu theil werden lassen, wie er überhaupt ihre Lage zu verbessern wünsche, und wenn der Inspektor auch eine grämliche Miene dazu machte und hin und wieder Einwendungen versuchte, so mußte er sich doch bald überzeugen, daß der junge Herr ein klares Auge und einen festen Willen besitze. Uebrigens fand Letzterer wieder keinen Grund, mit ihm unzufrieden zu sein.

Als die Geschäfte beendet und Hugo im Begriffe war, zurückzukehren, richtete er plötzlich die Frage an den Inspektor, wobei er denselben scharf in das Auge faßte, ob er schon Etwas von dem unter den gewöhnlichen Leuten kursirenden Gerüchte, daß es im Schlosse spuke, vernommen habe. Jener lächelte mit der größten Ruhe und erwiederte, er wisse das wohl, aber zweifellos hätten die abergläubischen Leute schon vor fünfzig und mehr Jahren dasselbe gesprochen, und selbst wenn das Schloß von Grund auf neu gebaut und der alte Thurm verschwunden sein würde, suchten die Leute gewiß nach anderen Anhaltpunkten, um durch solche thörichten Redereien ihren Hang an das Uebernatürliche zu befriedigen; die Aufklärung, setzte er hinzu, sei noch weit zurück in der Gegend und es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man sich darum bei dem Bauernvolke bemühen wolle.

„Sie waren ja wohl bei dem Todeskampfe meines Verwandten zugegen?“ fragte Hugo in einem Tone, als ob er auf eine ganz andere Sache einginge.

Der Inspektor bejahte seine Frage und erzählte dasselbe, was Hugo von dem alten Peter gehört hatte; die letzten Worte

des Sterbenden wollte er aber nicht verstanden haben. Er zeigte bei dem Allen eine so vollkommene Ruhe und Sicherheit, daß Hugo seinen Verdacht aufgeben mußte, Jener stehe in irgend einer Beziehung zu der Verbreitung der Spukgeschichte. Natürlich hütete er sich, nur ahnen zu lassen, daß er auch in der Nacht seltsame Dinge erlebt zu haben glaube.

Am Nachmittage fuhr er nach Herrendorf hinüber, theils weil er der gräflichen Familie seinen Besuch schuldete, theils um sich zu zerstreuen und mit dem Grafen über mancherlei Wirthschaftliches Rücksprache zu nehmen. Wieder wurde er mit der größten Herzlichkeit empfangen, und seine Erinnerungen an die Nacht verloren sich fast gänzlich bei der angenehmen Unterhaltung.

Es war ihm sehr lieb, zu hören, daß Major Andronikoff schon Tages zuvor seinen Besuch gemacht habe, wobei derselbe gebeten hatte, man möge doch Herrn von Mohrfeldt an sein Versprechen, ihn zu besuchen, erinnern, sonst werde er, mit Uebergehung aller konventionellen Form, die Visite zuerst machen. Feodora sprach gar nicht von dem Major, und es war ihr leicht anzumerken, daß sie auch nicht gern von ihm sprechen hörte. Gegen Hugo benahm sie sich sehr freundlich und fragte ihn auch, wie er die erste Nacht in seiner neuen Wohnung zugebracht habe, worauf er, seine Verlegenheit glücklich unterdrückend, erwiederte, daß er gut geschlafen und angenehm geträumt habe.

Auf Herrendorf wußte man jedenfalls Nichts von solchen Gerüchten, wie sie unter den gewöhnlichen Leuten umhergingen, und würde ohne Zweifel darüber gelacht haben.

Hugo brach erst spät auf, und als er zu Hause anlangte, fühlte er sich so ermüdet, daß er überzeugt war, er werde die Nacht im ruhigsten Schlafe zubringen; dennoch versäumte er nicht, wieder die Thür des Wohnzimmers, die auf den Corridor führte, zu verriegeln und die Pistole auf das Tischchen vor seinem Bette zu legen, nachdem er sorgfältig die Ladung untersucht hatte. Den Sessel konnte er heute ohne jede Aufregung betrachten,

sein Puls schlug ganz ruhig und langsam, und wirklich schlief er bald ein, nachdem er sich niedergelegt hatte.

Ungefähr eine Stunde mochte Hugo den sanftesten Schlaf genossen haben, als er durch ein dumpfes Rollen, wie von entferntem Donner, erweckt wurde. Die Betäubung des Schlafes lag noch so drückend auf ihm, daß er nicht deutlich zu unterscheiden vermochte, woher jenes Geräusch kam und wodurch es wohl veranlaßt werden konnte; er befand sich wieder in einem Zustande, der dem in der vergangenen Nacht ganz ähnlich war, und dabei drängte sich ihm doch der Gedanke an die Erscheinungen in der letzteren wieder lebhaft auf; auch das Stöhnen und Aechzen ließ sich wieder vernehmen, und zwar dieses Mal noch lauter und deutlicher.

Hastig richtete er sich auf, obgleich ihn dies Mühe kostete, denn er empfand eine ungewöhnliche Schwere im Kopfe und allen Gliedern; ehe er aber noch einen weiteren Entschluß fassen konnte, fesselte ihn wirklich der Schreck, denn er erblickte einen matten Lichtglanz in dem ihm gegenüberliegenden Theile des Zimmers, der beinahe kreisförmig begrenzt erschien und langsam von den Fenstern aus längs der Wand fortschwebte, in demselben aber eine menschliche Figur, undeutlich und schattenhaft. Die Umrisse dieser Gestalt zerflossen fast in der dämmernden Umgebung, aber doch ließ sich erkennen, daß sie ein langes weißes Gewand trug, das, wie der Kopf, mit Blut befleckt war, und den einen Arm, wie drohend, erhoben hielt.

Wer auch noch so frei von Gespensterfurcht war, würde unter solchen Umständen, besonders soeben aus dem Schlafe erweckt und noch mit demselben kämpfend, gewiß tödtlich erschrocken, diesem Schrecke vielleicht gar unterlegen sein, wenn er nicht äußerst starke Nerven besaß. Hugo's Nerven waren aber stark und besonders in letzter Zeit durch den Anblick vieler entsetzlicher Kriegsscenen gestählt worden, auch seine Geistesgegenwart hatte in den letzteren manche Probe bestehen müssen; mit einer gewaltigen Anstrengung raffte er alle seine geistigen

und körperlichen Kräfte zusammen, ergriff blitzschnell den Revolver, den er bequem erreichen konnte, schlug ihn auf die Erscheinung an und feuerte ab.

Der Schuß erschütterte dröhnend das Zimmer und das ganze Haus: das Gespenst war verschwunden, und auch die kläglichen Töne hatten aufgehört.

Hugo legte den Revolver schnell vor sich auf das Bett hin und zündete ein Schwefelholz an; in dem mit Pulverdampf gefüllten Zimmer leuchtete die kleine Flamme nur matt, und erst als das Licht brannte, ließ sich das ganze Gemach überblicken.

Dieses Mal hatte er nicht geträumt, das war gewiß! Heftig erregt stand er auf und leuchtete überall umher, aber nirgends ließ sich Etwas erblicken, das zu einer natürlichen Erklärung der Erscheinung hätte führen können; die Kugel steckte noch in dem Kalkabputze der Wand.

Der Knall des Schusses hatte natürlich die übrigen im Hause Schlafenden erwecken müssen; Hugo hörte den Hund anschlagen, der die Nacht in der Stube des alten Peter zubrachte, und er war jetzt eigentlich unzufrieden mit sich selbst, daß er diesen Lärm verursacht hatte, und ungewiß, womit er denselben erklären solle. Er sagte sich, daß es klüger gewesen wäre, mit ruhiger Fassung die Erscheinung zu erforschen, aber wer hätte wohl in einem solchen Falle seine Fassung behaupten können?

Es dauerte auch gar nicht lange, bis der alte Peter an die Thür klopfte, und als Hugo öffnete, sah er den Greis, der sich nicht einmal zum vollständigen Ankleiden Zeit gelassen hatte, mit bestürzter Miene vor sich stehen und weiter zurück an der Treppe die beiden Knechte, die ebenfalls herbeigeeilt waren.

„Es ist Nichts,“ sagte der Lieutenant laut, sich bemühend, seinem Gesichte und der Stimme den ruhigsten Ausdruck zu geben, „ein bloßer Zufall. Legt Euch nur wieder nieder, Leute!“

Nur dem alten Peter winkte er, näherzutreten.

„Es thut mir leid, daß Sie, Peter, und die anderen Leute im Hause durch den Schuß gestört worden sind," sagte er dann. „Ich hatte einen bösen Traum und griff in demselben nach der Waffe, die ich immer neben mein Bette niederzulegen pflege, es ist das so eine militairische Angewohnheit. Glücklicherweise hat die Kugel keinen anderen Schaden angerichtet, als die Wand getroffen. Aber Sie sind ja ganz blaß und zittern ordentlich, Peter; einen alten Jäger wie Sie kann doch ein Schuß nicht aus der Fassung bringen."

„Nein, nein," erwiederte der Greis, während er sich mit verstörten, scheuen Blicken umsah, „ich habe schon manchen Schuß knallen hören; das ist es nicht. Aber, junger Herr, es ist nicht zum ersten Male, daß sich dies um die Mitternachtsstunde hier zugetragen hat."

„Was denn?" fragte Hugo betroffen.

„Nun, lassen Sie es nur gut sein bis morgen," meinte der Alte, sich mit der umgekehrten Hand einige Schweißtropfen von der Stirne trocknend, „ich erzähle es Ihnen dann; die Nacht taugt nicht für solche Geschichten. Jetzt wird Nichts mehr vorfallen, wenn Sie es aber wünschen, will ich bei Ihnen bleiben."

Hugo blickte den Alten verwundert an und fühlte große Lust, ihn auf der Stelle weiter zu befragen, nach dem Anerbieten des Greises konnte derselbe ihm dies aber so auslegen, als ob er aus Furcht seine Gesellschaft wünsche; deshalb wiederholte er lächelnd:

„Bei mir bleiben und wachen? Wozu? Mein Traum ist vorüber, und ich hoffe nun ganz gut zu schlafen."

„Ja, ja, Herr!" sagte der Greis nur und schickte sich zum Gehen an.

„Vergessen Sie aber Ihre Geschichte nicht," setzte Hugo im Tone des Scherzes hinzu.

Der alte Peter verließ kopfschüttelnd das Zimmer.

Nach seiner Entfernung begann Hugo noch einmal die Untersuchung aller drei Stuben, jedoch ohne Erfolg; auch er schüttelte den Kopf und machte eine sehr ernste Miene, als er sich wieder niederlegte; das Schlafen war ihm einstweilen noch unmöglich, deshalb nahm er ein Buch in die Hand und versuchte alle seine Gedanken auf Das, was er las, zu lenken, aber sie schweiften weit davon ab.

VIII.

Der Mordversuch.

Als die Freifrau Therese von Tannenburg, nachdem sie ihren Mann in dem Walde bei der Villa erblickt und ihren Weg nach letzterer fortgesetzt hatte, daselbst anlangte, war jeder noch mögliche Zweifel, daß der Rittmeister dort gewesen, sogar vom Pferde gestiegen sei, gehoben, denn sie hatte ohne Mühe die Hufspuren bis an die Thür des Gartenzaunes verfolgen können, und an dieser Stelle waren sie so zahlreich, hin und zurück längs der Hecke laufend, daß man sich für überzeugt halten mußte, der Reiter sei ziemlich lange in dem Hause gewesen, während ein Anderer, wahrscheinlich der Gärtner, sein Pferd auf und nieder geführt habe.

Therese ließ sich indessen durch diese Entdeckung, die ziemlich deutlich auf die eheliche Untreue ihres Mannes hinzuweisen schien, durchaus nicht aus der Fassung bringen, sondern verstand ihre Gesichtszüge so vollständig zu beherrschen, daß ein Jeder nur glauben konnte, sie befinde sich in ganz heiterer, ruhiger Stimmung.

Dieses Mal öffnete sie die nur eingeklinkte Pforte selbst, ging auf das Haus zu und betrat die Veranda. Durch die geöffnete Glasthür derselben erblickte sie die junge Wittwe, die nachläßig in einem Lehnstuhle ruhte, das Haupt gedankenvoll

in die Hand stützend, wobei ihre dunklen Augen einen so finsteren Ausdruck angenommen hatten, daß ihr hübsches Gesicht fast entstellt erschien. Daß sie sich noch in der Morgentoilette befand, in der sie doch unzweifelhaft den Besuch des Rittmeisters empfangen hatte, bestätigte vollkommen den Verdacht, welchen Therese sogleich gefaßt hatte, als sie ihrem Manne, aus der Richtung der Villa kommend, begegnete.

Die Freifrau stutzte indessen nicht und hing nicht weiteren Vermuthungen und Beobachtungen nach, sondern betrat das Gartenzimmer mit der freundlichen Frage:

„Ich störe doch nicht, meine Freundin, wenn ich mein Ihnen neulich gegebenes Versprechen erfülle?"

Ninon schreckte auf, als sie sich so angeredet hörte, und auf ihrem Gesichte malte sich sehr deutlich ängstliche Betroffenheit, sobald sie die unerwartete Besucherin erblickte. Dieser Ausdruck verschwand aber sehr schnell wieder und machte der freudigsten Ueberraschung Platz, während sie aufsprang, Theresen entgegeneilte und, ihr beide Hände bietend, rief:

„Ach, wie schön, daß Sie mich nicht vergessen haben! Ich befand mich gerade in einer so trüben Stimmung, da sich mir Gedanken an meine Vergangenheit und Zukunft in der Einsamkeit aufgedrängt hatten, und Sie kommen nun wie ein Engel vom Himmel, der mir wieder Friede und Freude bringt!"

Therese erwiederte diese scheinbar so herzliche Begrüßung in gleicher Weise, legte auf die an sie gerichtete Bitte Hut und Shawl ab und ließ sich zu einem kleinen Ecksopha führen, zwischen dessen beiden Sitzen ein Marmortischchen stand.

Wenn die Französin im ersten Augenblicke vielleicht gefürchtet haben mochte, daß Therese ihrem Manne im Walde begegnet sei, so gab sie diesen Gedanken schnell wieder auf, als sie Jene so vollständig unbefangen fand, und überdies sagte sie sich auch, der Rittmeister würde in einem solchen Falle doch gewiß nicht geduldet haben, daß seine Frau diesen ihr streng botenen Weg fortsetze; vielleicht hatte Therese einen Neb

eingeschlagen, vielleicht auch der Reiter. Indessen war es immer möglich, daß Erstere den Hufschlag des Pferdes aus der Entfernung gehört haben könne, und deshalb bemerkte Ninon, nachdem beide Frauen eine Weile die gewöhnlichen Erkundigungen nach dem beiderseitigen Befinden gewechselt hatten, aus Vorsicht, sie habe zwar vorher von ihrer Einsamkeit gesprochen, doch dies sich nur auf die letzte Viertelstunde vor dem Eintreffen der Freifrau bezogen, denn vorher sei ihr der Besuch ihres schon früher erwähnten Schwagers, der von Olmütz zu Pferde herübergekommen, zu theil geworden.

„Da wäre ich dem Herrn zweifellos begegnet," sagte Therese sehr ruhig, „wenn ich nicht einen kleinen Abstecher von dem gewöhnlichen Wege gemacht hätte, um die wilderen Partien des Waldes, an denen ich besonders Gefallen finde, aufzusuchen; übrigens glaubte ich wirklich einmal in der Entfernung ein Pferd galoppiren zu hören."

Das war also der Schwager der verwittweten Oberlieutenant Braun gewesen! — Therese begann immer klarer zu sehen. Sie konnte jetzt leicht annehmen, daß ein solcher Schwager gar nicht existire, vielleicht und sogar wahrscheinlich auch nie ein Bruder desselben und Gatte der jungen Frau existirt habe. Es handelte sich nur noch darum, wie alt die Bekanntschaft des Rittmeisters mit der letzteren sei; — sollte sie bei ihrer neulichen Anwesenheit in dieser Villa das Kind ihres treulosen Gatten auf den Armen gehalten und geliebkost haben?

Man glaube nicht, daß sie dieser Gedanke mit Schmerz erfüllte, denn wieviel sie von dem Herzen des Rittmeisters besaß und je besessen hatte, war ihr jetzt sehr gleichgültig, aber er empörte ihren Stolz. Zwar zweifelte sie schon längst nicht mehr, daß Jener nur aus Spekulation auf ihr Vermögen nach ihrer Hand gestrebt habe, jetzt aber glaubte sie dafür noch einen neuen schlagenden Beweis gefunden zu haben; und wie lächerlich mochte sie nun vor dieser Frau oder diesem Mädchen dastehen, das ihr

nicht allein das Herz ihres Gatten, sondern auch ihr Vermögen stahl! — Es gehörte wirklich große Selbstbeherrschung dazu, diese Empfindungen nicht zu verrathen und an Stelle des Zornes und der Verachtung Höflichkeit und Freundschaft zu zeigen.

Bisher hatte sie den Rittmeister treiben lassen, was er wollte, weil sie sich zu schwach zum Widerstande fühlte; jetzt auf einmal empfand sie aber wieder die alte Energie ihres Charakters, da es sich darum handelte, ihre Ehre zu vertheidigen, und sie war entschlossen, sich an ihrem Manne und dessen Geliebten zu rächen; dazu bedurfte es aber Beweise, die sie mit Sicherheit vorlegen konnte, und Ueberlegung, wie sich die Strafe für Beide, die sie so abscheulich betrogen, recht empfindlich machen lasse.

Mit einer Ueberwindung, die sie ungemeine Anstrengung kostete, ihr aber vortrefflich gelang, erkundigte sie sich nach dem Befinden des kleinen Charles und bat, das reizende Kind sehen zu dürfen. Ninon fand diesen Wunsch auch ganz natürlich und frohlockte heimlich darüber; für sie war es ein köstlicher Spaß, und noch mehr als das: eine Befriedigung ihres Hasses gegen die Nebenbuhlerin, diese ihr Kind liebkosen zu sehen. Sie zögerte deshalb nicht, den kleinen Charles zu holen, und Therese nahm diesen wieder in die Arme und küßte ihn mit einer Herzlichkeit, die Ninon jeden Verdacht — wenn sie überhaupt noch einen solchen gehabt hätte — daß die rechtmäßige Gattin des Rittmeisters ihr ehebrecherisches Verhältniß zu demselben entdeckt habe, nehmen mußte.

Die alte Barbara war gerade anderweitig beschäftigt, und Ninon, der es daran lag, die liebenswürdige Wirthin zu machen, beurlaubte sich für einige Minuten bei der vermeintlichen Freundin, um für diese und sich den Kaffee zu bereiten. Die Freifrau blieb mit dem Kinde allein.

Die Französin befand sich wieder in der besten Laune; dem intriganten Mädchen machte es große Freude, sowohl über Therese als den Rittmeister einen Triumph feiern zu können, hatte

derselbe doch in für sie verletzender Weise den Umgang zwischen Ersterer und ihr verboten. Daß Therese ihm diesen Besuch nicht verrathen werde, wußte sie, und sie selbst gedachte dies jetzt auch noch nicht zu thun; erst später wollte sie bei geeigneter Gelegenheit ihren Geliebten mit der Eröffnung necken, daß sie doch gewußt habe, sich seiner Gattin gleichzustellen. Während sie so dachte, bereitete sie den Kaffee. Nach einer kleinen Weile kam ihr aber doch die Versuchung, zu belauschen, wie sich Therese mit dem Kinde unterhalte; eine Befürchtung hatte sie dabei nicht, sie wollte sich nur ergötzen.

Leise schlich sie in das Zimmer, welches an den Gartensalon stieß, und blickte durch das Schlüsselloch.

Die Freifrau saß noch an derselben Stelle und hielt das Kind auf den Armen, aber sie hatte es nicht an die Brust gedrückt und liebkoste es, wie vorher, sondern hielt es mit beiden Händen erhoben, so weit als möglich von sich gestreckt, und betrachtete es mit so finsteren, feindseligen Blicken, daß der arme Kleine, instinktmäßig fühlend, er befinde sich in der Gewalt einer Feindin, ein jämmerliches Gesicht machte und im Begriffe schien, in Schreien und Thränen auszubrechen.

Ninon hatte auf einmal verstanden, daß sie selbst dieses Mal die Betrogene sei, und ihr erstes Gefühl war ein tiefer Schreck. Warum sollte Therese das Kind hassen — ihr Gesichtsausdruck sagte dies ja jetzt, wo sie sich unbeobachtet glaubte, deutlich genug — wenn sie nicht Alles, was sie zu verletzen und zu erbittern so sehr geeignet war, durchschaut hatte? — Die Französin bemerkte noch mehr: die Belauschte war nicht so sanft, wie sie sich geben wollte, nicht so kraftlos gebrochen, wie sie der Rittmeister dargestellt hatte, sondern in ihren Augen glimmte ein Feuer, das verrieth, sie werde mit aller Energie ihre Rache zu nehmen suchen.

„Ich bin verloren!" dachte Ninon, „denn wenn Karl sich auch durch ihre Vorstellungen nicht bewegen lassen wird, mich zu verstoßen, so hat sie doch die Meinung der ganzen Welt, an

der ihm ja so viel liegt, für sich und wird ihn durch ihre Drohungen dazu zwingen."

Sie stand eine Weile unentschlossen still und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen, der sich ihr schnell aufgedrängt hatte. Ihre Augen funkelten, die Wangen waren bleich geworden, und die Lippen hatten sich fest auf einander gepreßt. Aus diesen Zeichen einer tiefen Erregung hätte man leicht schließen können, wie groß ihre Besorgnisse waren; aber die sich unwillkürlich ballenden kleinen Fäuste verriethen auch, daß sie, von Haß erfüllt, bereits auf ein Mittel sinne oder dasselbe schon gefunden habe, die ihr drohende Gefahr unschädlich zu machen.

In Ninon's ganzem Charakter lag es übrigens nicht, lange zu überlegen; sie war ein Kind des Augenblicks. Das Blut flammte in ihrem Antlitze wieder auf, sie warf noch einen Blick durch das Schlüsselloch und eilte dann flüchtigen Fußes aus dem Zimmer und die zu der oberen Etage führende Treppe hinauf.

Wir sagten schon, daß hier ihr Schlafzimmer lag, und in demselben fand sie jetzt Frau Barbara, die darin aufräumte. Bei dem hastigen Eintritte ihrer Herrin wandte diese sich um und wurde augenscheinlich über das verstörte, drohende Aussehen Ninon's bestürzt.

„Was ist Ihnen denn, Mademoiselle?" fragte sie in besorgtem Tone.

„Nichts, Nichts!" erwiederte die Französin heftig. „Gehe da hinein, Barbara, Du brauchst Nichts zu sehen!"

Sie deutete dabei auf die Thür der anstoßenden Kammer, welche die Wärterin mit dem Kinde bewohnte.

Frau Barbara gehorchte kopfschüttelnd und leise brummend, denn sie wußte recht gut, daß ihre junge Gebieterin nicht zweimal zu befehlen pflegte, ohne in den heftigsten Zorn zu gerathen.

Ninon öffnete, sobald sie sich allein sah, den verschlossenen Schubkasten ihres sehr zierlich gearbeiteten Toilettentisches und

kramte darin mit fliegenden Händen umher, bis sie ein ledernes Etui fand, aus dem sie ein kleines Fläschchen nahm.

„Das ist für alle Fälle gut," flüsterte sie mit boshaftem Lächeln, „und mein Arzt in Paris, dem ich es mit schwerem Gelde bezahlen mußte, hat mich versichert, daß es schnell und und unfehlbar wirke. Mag daraus werden, was da will, ich kann nicht anders! — ich bin es Charles schuldig, meinem lieben Kleinen —"

Sie brach ab, denn die Aufregung erstickte sie fast, schloß den Toilettenkasten wieder und nahm das Fläschchen mit sich in die Küche, wo der schon zubereitete Kaffee stand. Nun füllte sie zwei Tassen, stellte die Kanne wieder bei Seite, löste den sorgfältig befestigten Stöpsel von dem Fläschchen und goß einige Tropfen des ziemlich farblosen flüssigen Inhalts in die eine der Tassen, nicht ohne daß ihre Hand dabei ein paar Mal gezuckt hätte.

Das Fläschchen schloß sie wieder und steckte es in die Tasche ihres Kleides; dann lehnte sie sich, erschöpft, tiefathmend und die Augen schließend, an den Tisch, und ihre ganze Gestalt zitterte heftig.

„Ein Mord?" sagte sie leise vor sich hin, wie in jener Nacht, nachdem Therese von Tannenburg sie zum ersten Male besucht hatte. „Was würde mein Schicksal sein, wenn er entdeckt würde?"

„Aber," fuhr sie nach einer Pause, sich wieder aufrichtend, fort, „außer Barbara wird ja Niemand wissen, daß sie hier gewesen ist; Karl ist in Olmütz — ihm wird sie es nicht mehr verrathen können."

Und sie nahm das kleine Präsentirbrett mit den beiden Tassen und trug es — jetzt ohne zu zittern — nach dem Garten-Salon.

Als sie denselben betrat, fand sie Therese mit dem Knaben ebenso wieder, wie sie dieselben verlassen hatte, nur zeigte das

Kind noch immer Unruhe und schien sich von der alten Barbara, die auf Ninon's Ruf herbeikam, gern wieder forttragen zu lassen.

Kein Mensch hätte diesen beiden Frauen, die sich mit der größten Höflichkeit und Freundschaft äußerlich entgegenkamen, ansehen können, welche Empfindungen glühenden Hasses sie bewegten; würde aber Jemand die Französin recht aufmerksam beobachtet haben, so wäre es ihm doch wohl nicht entgangen, daß sie anders als vorher aussah. Dies bemerkte auch Therese und fragte scheinbar theilnehmend, ob sie sich etwa unwohl fühle, was sie indessen lächelnd verneinte.

Sie hatten eine Weile wieder ganz unbefangen geplaudert, als die Freifrau auf die Einladung ihrer Wirthin die für sie bestimmte Tasse ergriff. Abermals zuckte Ninon leise zusammen und hob unwillkürlich die Hand, als ob sie Jene verhindern wolle, diese Tasse an die Lippen zu führen, aber sie hielt wieder inne, bevor noch Theresens Aufmerksamkeit erregt worden. Jetzt war es ja auch zu spät, das begonnene teuflische Werk wieder zurückzuführen; welchen Grund hätte Ninon angeben sollen, den von ihr selbst zubereiteten Kaffee für ungenießbar zu erklären? — Aber sie war in diesem Augenblicke bleich wie eine Todte.

Der Arzt oder vielmehr Quacksalber in Paris, von dem sie das Gift heimlich erworben, hatte ihr gesagt, daß es dafür kein Gegenmittel gebe. Diese gefährliche Flüssigkeit, die Privatpersonen im Verkaufe gar nicht zugänglich war, sollte, in ganz kleinen Dosen und reichlich mit Wasser vermischt, eigentlich als Schönheitsmittel dienen, und zu diesem Zwecke hatte Ninon es auch erworben, indessen davon noch nie Gebrauch gemacht, weil sie dies bisher für überflüssig gehalten; erst in der Nacht, als ihr der versuchende Gedanke gekommen war, ihre Zukunft könne nur durch den Tod Frau von Tannenburgs sichergestellt werden, hatte sie sich des stets wohlverwahrt und geheim gehaltenen Fläschchens wieder erinnert, und diese Erinnerung war ihr zum Unglücke von Neuem gekommen, als ihre vorherigen Beobachtungen sie in fast verzweifelnde Unruhe versetzten.

Therese, die nicht im Entferntesten ahnte, in welcher Gefahr sie schwebe, war also gerade im Begriffe, den tödtlichen Trank zu schlürfen, als sie plötzlich, lebhaft erschreckend, die Tasse wieder niedersetzte und ausrief:

„Ah, Johann!“

Im ersten Augenblicke war die Giftmischerin ganz erstarrt, denn sie glaubte, der Worte nicht achtend, nichts Anderes, als daß ihr Opfer auf ihr unerklärliche Weise, vielleicht durch den Geruchssinn, die Entdeckung der Vergiftung gemacht habe; als sie aber den Blicken Theresens die ihrigen folgen ließ, bemerkte sie auf den Treppenstufen der Veranda draußen einen Livreebedienten, der, mit dem Hute in der Hand, den Versuch machte, in das Zimmer, dessen Thür geöffnet stand, forschend zu blicken.

Daß Therese bei dem Anblicke ihres Bedienten, dessen man sich wohl noch aus der Portierstube im Schlosse Glücksburg her erinnern wird, erschrak, war sehr natürlich, denn sie hatte diesen Menschen bei ihrer Spazierfahrt nicht mitgenommen und konnte sich nicht erklären, wie er hierher komme und was er wolle; die Vermuthung lag nahe, daß ihr Gatte, der vielleicht nicht nach Olmütz geritten sei, ihn abgeschickt habe, um sie zu suchen.

Sich schnell von dem Sopha erhebend, sagte sie zu Ninon:

„Entschuldigen Sie mich, meine Liebe — es ist da einer meiner Diener, der mich zu suchen scheint; ich fürchte, daß zu Hause etwas Besonderes vorgefallen ist.“

Damit ging sie auf die Veranda hinaus, und als Johann sie erblickte, machte er eine sehr freudige Miene.

„Nun, was giebt's?“ fragte die Freifrau mit etwas unsicherer Stimme. „Wie kommst Du hierher, Johann?“

„Ich suchte Euer Gnaden, um Ihnen zu melden, daß Besuch auf dem Schlosse eingetroffen ist.“

„Ist der Herr vielleicht zurückgekehrt und hat Bekannte mit sich gebracht?“

„Nein, gnädige Frau, die Frau Oberstin von Tannenburg und Fräulein Nichte sind angelangt, und da sie noch heute Abend

wieder nach dem Bergschlosse zurückkehren wollen, hielt ich es für Pflicht und dachte, es würde Eurer Gnaden angenehm sein, daß ich Ihnen Nachricht brächte."

Theresens Antlitz hatte sich wieder mehr aufgeklärt, sobald sie vernahm, daß es sich nicht um ihren Gemahl handle, aber unangenehm war es ihr doch, daß Johann sie an diesem Orte gefunden habe, und sie konnte sich der Frage nicht enthalten, wie dies möglich gewesen sei.

„Ich hatte den Wagen Eurer Gnaden in dieser Richtung abfahren sehen," berichtete der Diener unbefangen, „und nach dem Eintreffen der Frau Oberstin nahm ich mir ein Pferd aus dem Stalle und folgte auf gut Glück; ich fand auch den Wagen auf der Landstraße, und der Kutscher sagte mir, daß die gnädige Frau im Walde promenirten; so ritt ich weiter und kam an diese Villa, und da weit und breit umher kein anderes Gebäude zu sehen ist, stieg ich an der Gartenthür ab, um mich bei den Bewohnern zu erkundigen, ob sie vielleicht in der Nähe eine promenirende Dame bemerkt hätten."

Johann sagte die Wahrheit, nur ließ er wohlweislich aus, daß er, der es stets liebte, so genau als möglich über das Thun und Treiben seiner Herrschaft unterrichtet zu sein, schon neulich dem Kutscher entlockt habe, wohin die Freifrau gefahren, daß sie im Walde ausgestiegen und den Wagen ziemlich lange auf sich habe warten lassen. Das war ihm geheimnißvoll vorgekommen, er wußte, daß am jenseitigen Waldrande nur eine kleine Villa liege, und hatte sich vorgenommen, sobald sich eine Gelegenheit dazu biete, zu erforschen, ob seine Herrin dieselbe besuche und was sie dort mache. Die Ankunft der Damen vom Bergschlosse gab ihm diese ersehnte Gelegenheit, und so zeigte er sich sehr diensteifrig, ohne einen Auftrag dazu erhalten zu haben.

„Es ist gut," sagte Therese, die Johann für einen treuen und zuverlässigen Menschen hielt, da er während längerer Dienstzeit schon manche Beweise des Wohlwollens von ihr erhalten

hatte; „warte draußen auf mich, ich werde sogleich nach dem Wagen zurückkehren."

Inzwischen war Ninon auf dem Sopha sitzen geblieben und strengte sich vergeblich an, ein Wort der Unterhaltung zwischen Herrin und Diener zu erlauschen, denn es kam ihr vor, als müsse jetzt Alles mit dem von ihr beabsichtigten Verbrechen in Verbindung stehen. War es nun eine Folge dieser Furcht oder wirklicher Reue, sie benutzte nach kurzem Zögern die Zeit, in der sie allein und unbeobachtet war, um ihre eigene Tasse mit der Theresens zu vertauschen,; der Muth, das Verbrechen nach dieser Störung, die wie eine Fügung des Himmels erscheinen mußte, noch auszuführen, war von ihr gewichen.

Damit kehrte auch ihre äußere Ruhe wieder mehr zurück, und als Therese darauf zu ihr trat, konnte sie nichts Auffälliges bemerken.

„Leider, meine Freundin," sagte die Freifrau mit liebenswürdigem Lächeln, „muß ich meinen heutigen Besuch sehr schnell abbrechen, denn ich erhalte soeben die Nachricht, daß Verwandte meines Gemahls, die Oberstin von Tannenburg und deren Nichte, die einige Stunden von hier entfernt wohnen, zum Besuche auf Schloß Glücksburg eingetroffen sind, und da werden Sie begreifen, daß ich sogleich aufbrechen muß, so gern ich noch ein Weilchen vertraulich mit Ihnen geplaudert hätte."

Dagegen konnte Ninon allerdings keine Einwendungen machen und nur ihr lebhaftes Bedauern ausdrücken. Ohne sich niederzusetzen, leerte Therese ihre Tasse, nahm dann Hut und Shawl und verabschiedete sich sehr freundschaftlich mit dem Versprechen, bald wiederzukehren.

Als Ninon wieder allein war und Zeit zur Ueberlegung gefunden hatte, wußte sie selbst nicht, ob sie sich freuen oder beklagen solle, daß ihr Anschlag nicht geglückt sei; die Furcht, daß ihr von Theresens Seite Gefahr drohe, hatte sie noch keineswegs verlassen, aber sie war doch nicht mehr so groß wie im ersten Augenblicke, und die Französin malte sich nun erst die

ganze mögliche Tragweite der beabsichtigten That aus, wobei sie wieder leise schauderte; andererseits mußte sie sich aber auch mit Besorgniß fragen, ob wohl jemals eine so günstige Gelegenheit, sich dieser gehaßten Frau zu entledigen, wiederkehren werde.

„Jedenfalls," sagte sie mit düsterem Blicke zu sich, als sie den vergifteten Kaffee fortgoß, „will ich dieses Fläschchen sorgsam aufbewahren, denn vielleicht werde ich noch einmal davon Gebrauch machen müssen." —

Frau von Tannenburg kehrte schnellen Schrittes durch den Wald zurück, Johann folgte dicht hinter ihr, sein Pferd am Zügel führend.

Wie gesagt, sie hielt diesen Menschen für zuverlässig und hatte vorher schon daran gedacht, durch ihn Erkundigungen über Ninon's Vergangenheit einziehen zu lassen; dies war aber jetzt unmöglich geworden, denn es wäre doch gar zu auffällig gewesen, sich selbst in solcher Weise bloßzustellen, nachdem der Diener sie in diesem Hause angetroffen hatte; in dieser Beziehung mußte sie also einen anderen Entschluß fassen. Es lag ihr aber auch viel daran, daß ihr Mann vorläufig nicht erfahre, daß sie die Villa wieder besucht habe, und Johann mußte deshalb zum Schweigen verpflichtet werden; sie meinte dabei nicht sehr vorsichtig zu Werke gehen zu müssen, da sie den Diener nicht zum ersten Male in ihr Vertrauen zog.

„Johann," redete sie ihn an, nachdem sie ihm einen Wink gegeben hatte, an ihre Seite zu kommen, „ich habe Grund, zu wünschen, daß Niemand erfahre, Du habest mich in der Villa gefunden."

„Wie Euer Gnaden befehlen," erwiederte der geschmeidige Diener.

„Man darf auch nicht erfahren, daß ich überhaupt in dieser Gegend gewesen bin," fuhr die Dame fort, indem sie ein Goldstück in Johanns Hand steckte; „lasse gelegentlich dem Kutscher eine Flasche Wein einschenken und sorge auf geschickte Weise dafür, daß auch er nicht darüber spreche."

„Es soll geschehen, gnädige Frau.“

„Aber Niemand, wer Dich danach auch fragen möge, darf es erfahren,“ wiederholte Therese mit scharfer Betonung; „verstehst Du? Niemand!“

„Ich verstehe vollkommen, und wenn der Herr Rittmeister selbst —“

„Schon gut!“ meinte die Freifrau, leicht erröthend, „ich verlasse mich ganz auf Deine Verschwiegenheit.“

Und Johann erhielt abermals zwei Goldstücke, was dem schlauen Bedienten bezeichnete, daß er mit den letzten Worten den Nagel auf den Kopf getroffen habe, und was er auch vollständig begriff.

„Euer Gnaden haben keinen treueren und verschwiegeneren Diener, entgegnete er geheimnißvoll.

Eine weitere Aufklärung des vermuthlichen Geheimnisses erhielt er aber nicht, wie er gehofft hatte.

Der Kutscher war mit dem Wagen zur Stelle; Therese stieg ein und war bald wieder in ihrem Schlosse.

Die verwittwete Oberstin von Tannenburg, eine ehrwürdige alte Dame und Tante des Rittmeisters, bewohnte das sogenannte Bergschloß bei dem Dorfe Tyschnowitz mit ihrer Nichte Selma, die sie nach dem Verluste ihres Mannes und ihrer Söhne, welche in dem italienischen und im letzten Kriege als Offiziere gefallen waren, zu sich genommen hatte, denn auch das junge Mädchen, das übrigens ein hübsches eigenes Vermögen besaß, war Waise.

Welche Beziehungen zwischen den drei Damen vor der Verheirathung Theresens stattgefunden hatten, ist den Lesern unseres Romanes „Unter Preußens Fahnen“ genau bekannt und wird sich auch noch weiterhin ergeben; es sei hier nur erwähnt, daß sie im Ganzen freundschaftliche gewesen waren, aber nach der Hochzeit etwas erkaltet zu sein schienen, denn die junge Frau hielt sich in ihrer niedergedrückten Stimmung von jedem Umgange fern und die Damen vom Bergschlosse konnten ihr als ihre nächsten Verwandten dies wohl übeldeuten; auch hatten

Letztere kein besonderes Vertrauen zu dem Rittmeister, über dessen leichtfertige Lebensweise sie wohl Mancherlei gehört haben mochten.

Nun hieß es aber in der ganzen Gegend, die junge Frau von Tannenburg sei doch wohl recht bedenklich krank, da sie, gegen ihre frühere Gewohnheit, so vollständig zurückgezogen lebe, und die beiden anderen Damen hielten es deshalb für Pflicht, schon der Leute wegen, wieder einmal einen Besuch auf Schloß Glücksburg abzustatten. Als sie bei ihrer Ankunft erfuhren, der Rittmeister sei in Olmütz und werde an diesem Tage gar nicht mehr zurückerwartet, seine Gemahlin aber habe eine Spazierfahrt gemacht, von der sie wohl bald heimkehren werde, entschlossen sie sich, Letztere zu erwarten.

Therese fand ihre Gäste in dem Besuchszimmer, wo sie es sich schon bequem gemacht hatten. Obgleich man sich von beiden Seiten Mühe gab, das Wiedersehen als ein recht freudiges und herzliches erscheinen zu lassen, verleugnete sich dabei doch nicht ein gewisser Zwang. Das Alter der Oberstin schrieb schon Gemessenheit vor, und übrigens glaubte auch sie gerade fühlen lassen zu müssen, daß sie mehr Rücksichten beanspruche und erwartet habe, als ihr die Freifrau seit deren Hochzeit bewiesen; Therese von Tannenburg wollte sich nicht geradezu zu Entschuldigungen herablassen, da sie dieselben genügend in ihrem eigenen Unglücke fand, das freilich den Anderen nicht in seinem ganzen Umfange bekannt war, und Selma, die bei Weitem jüngste der drei Frauen, konnte nicht recht gut einen anderen Ton angeben, ohne anmaßend zu erscheinen.

Das junge Mädchen, eine zartgebaute Blondine mit feinem, blassem Antlitze, aus dem bezaubernde Sanftmuth sprach, mußte wohl einen Kummer auf dem Herzen tragen, denn man sah nur selten ein Lächeln auf ihren ganz dazu geschaffenen Lippen schweben, und in den schönen Augen lag eine träumerische Sehnsucht, der sie sich manchmal widerstandslos hinzugeben schien; ihre Gedanken mußten dann weit abschweifen, denn redete man sie

in solchen Augenblicken an, so schrak sie lebhaft zusammen und das Blut schoß dann schnell unter der feinen Haut ihres Gesichtes in die Höhe, als ob sie auf verbotenen Wegen ertappt worden sei und darüber Scham fühle.

Obgleich die Freifrau um mehrere Jahre älter war, hätte man zwischen diesen beiden schönen, durch die Blutsverwandtschaft noch näher mit einander verknüpften weiblichen Wesen das Bestehen einer innigen Freundschaft vermuthen sollen, indessen konnte man sich bald überzeugen, daß eine solche wohl nicht vorhanden sei, Selma dagegen ihre Verwandte mit einer Art Scheu — wir wollen bei ihrem arglosen, unschuldigen Gemüthe nicht das Wort „Mißtrauen" gebrauchen — zu betrachten scheine.

Die ersten Worte, die man wechselte, galten natürlich dem gegenseitigen Befinden, und daraus ergab sich leicht, obgleich eine Jede es mehr oder weniger zu verbergen suchte, daß keine der drei Damen sich ganz zufrieden fühle; am wenigsten verheimlichte dies Therese, und daß sie die Wahrheit sprach, erkannte man leicht aus den bleichen, eingefallenen Wangen der noch vor Kurzem so blühenden Frau. Diese Bemerkung mußten jedenfalls auch die Oberstin und Selma machen und den Grund dafür vermuthen, denn ihre Erkundigungen nach dem Rittmeister waren nur kalt und kurz.

Man sprach über Vielerlei, aber zu einem offenen Vertrauen kam es dabei im Laufe des ganzen Abends von keiner Seite; der ganze Besuch erwies sich als eine bloße Förmlichkeit, und obgleich Therese nicht verfehlte, als die Damen vom Bergschlosse sich zum Aufbruche vorbereiteten, auf die inzwischen eingebrochene Dunkelheit aufmerksam zu machen und ihren Verwandten ein Nachtquartier auf dem Schlosse anzubieten, schlugen diese doch die Einladung aus und verabschiedeten sich, wobei die Oberstin mehr etwas spitzig als liebevoll bemerkte, daß sie nun bestimmt den Gegenbesuch der Freifrau erwarte.

Als die Damen vom Bergschlosse wieder abgefahren waren,

athmete Therese leichter auf, denn während der ganzen Zeit des Besuches schon hatte sie große Mühe gehabt, die innere Unruhe zu verbergen, die sie zu treiben schien, einen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Nun begab sie sich schnell nach den für ihren besonderen Gebrauch vorbehaltenen Zimmern und ließ sich von Lina auskleiden.

„Du kannst schlafen gehen," sagte sie dann, „vergiß aber nicht, Johann zu sagen, daß er sich morgen früh bereit halte, für mich einen Botenritt zu thun, und wecke mich spätestens um sechs Uhr."

Die Zofe erwiederte, daß sie thun würde, wie die gnädige Frau befohlen, wünschte Gute Nacht und ging, um Johann aufzusuchen, ein Auftrag, der ihr gar nicht unangenehm war.

„Unsere Gnädige hat schon wieder Geheimnisse," flüsterte sie dem Bedienten zu, als sie denselben in dem Portierstübchen, wo er in Abwesenheit des Rittmeisters immer sein Nachtquartier aufschlagen mußte, gefunden hatte. „Errathen Sie Nichts, Johann?"

„Wahrhaftig Linchen," erwiederte Jener, seine Neugierde unter heiterem Lachen verbergend, „Sie thun meinem Scharfblicke zu viel Ehre an! Was soll ich denn eigentlich errathen?"

„Nun, weshalb Sie morgen in aller Frühe schon im Auftrage der Gnädigen ausreiten sollen."

„So? soll ich das? Ich weiß noch kein Sterbenswörtchen davon."

„Aber ich soll Ihnen ja eben den Befehl bringen."

„Das ist etwas Anderes, das Sie mir früher hätten sagen sollen, ehe Sie mich fragten."

„Lieber Himmel," setzte er seufzend hinzu, „was man nicht Alles zu thun hat, wenn man zwei Herren dient! Da habe ich nun eine höchst anstrengende Nachtwache für den Rittmeister vor mir, und wenn mich der Morgen davon ablöst, kann ich sogleich wieder ein Pferd besteigen und, Gott weiß, wohin reiten."

„Sie wissen es nicht, Johann?“ fragte die Zofe mißtrauisch. „Stellen Sie sich doch nicht so an.“

„Mein Gott, liebes Linchen, Sie bringen mir ja soeben erst den Befehl, daß ich mich zu einem Ritte bereit halten solle.“

„O das wissen Sie gewiß längst! Sie besitzen ja das Vertrauen der Gnädigen und sind ihr heute Nachmittag, als die fremden Damen gekommen waren, entgegengeritten.“

Johann versicherte indessen mit vieler Glaubwürdigkeit, daß die Freifrau ihm damals noch keinen Auftrag ertheilt habe, und Lina, die nun einmal ihre Neugierde befriedigt haben wollte, examinirte, indem sie sich vertraulich neben ihren Liebhaber niederließ, weiter:

„Wo fanden Sie denn heute Nachmittag die Gnädige?“

„Auf der Landstraße,“ erwiederte Johann kurz.

„Welch' ein Ausdruck, Johann! das klingt ja gerade, als ob unsere Dame ein vagabondirender Handwerksbursche wäre!“

„Nun ich kann es doch nicht ändern, daß sie liebt, auf der Landstraße spazieren zu fahren.“

„Ach, Sie sind heute schlechter Laune, Herr Johann; ich will Sie deshalb nicht länger stören. Sie wollen mir wohl einbilden, daß Sie mir die Wahrheit gesagt haben?“

„Auf Ehre!“ erwiederte Johann ohne Bedenken.

„Nun gut, ich werde schon erfahren, wohin die Gnädige spazierenfährt, ohne mich mitzunehmen, und warum Sie heute dem Kutscher bei Strafe der Entlassung verboten haben, es zu verrathen. Adieu, Herr Johann! Eigentlich wollte ich Ihnen auf Ihrer Wache wieder Gesellschaft leisten, wenn Sie mich sehr darum bitten würden, da Sie aber heute die Unterhaltung nicht zu lieben scheinen —“

„Der verdammte Tölpel von Kutscher!“ brummte Johann und versuchte, mit Schmeichelreden die erzürnte Kammerzofe zurückzuhalten.

Aber Lina hatte ihren eigenen Kopf, ließ sich nicht auf langes Parlamentiren ein und verlangte Ergebung auf Gnade

oder Ungnade, d. h. ohne Rückhalt zu erfahren, wo Johann heute ihre Gebieterin gefunden habe. Und trotz allen Widerstrebens der Dienertreue feierte die Liebe endlich doch einen glänzenden Sieg; Lina erfuhr, daß die Freifrau einen Besuch in der kleinen Villa an der March gemacht habe; da dies aber nicht genügte, ihr die Geheimnisse der Gnädigen zu erklären, vielmehr ihre weitere Neugierde reizte, konnte sie sich nicht entschließen, Johann so bald zu verlassen, und hielt getreulich mit ihm Wache, um womöglich durch Vermuthungen das Räthsel zu lösen.

Diese Wache wäre übrigens überflüssig gewesen, denn der Rittmeister kehrte in der Nacht nicht zurück.

Frau von Tannenburg hatte sich nicht sogleich niedergelegt, sondern an ihren Schreibtisch gesetzt. Obgleich sie sehr gewandt in Führung der Feder war, bedurfte sie doch langer Zeit zu dem Briefe, den sie schrieb und dessen Abfassung ihr nicht ganz leicht zu werden schien, denn sie hielt machmal inne, um nachzudenken, und einmal zerriß sie das beschriebene Papier wieder mit den halblauten Worten:

„Nein, ich darf ihm kein Geld anbieten; Isaac Wolff ist ein ehrlicher Jude, der Den, welchem er einmal gedient, nicht gern verräth. Für Geld würde er mir dieses Mal vielleicht nicht behülflich sein wollen, ich muß an sein Herz appelliren.“

Sie begann einen neuen Brief, und als sie denselben beendet und noch einmal durchlesen hatte, schien sie zufrieden zu sein, denn sie siegelte ihn und machte die Adresse an Isaac Wolff in Nechanitz.

Nechanitz ist ein böhmisches Städtchen, ungefähr anderthalb Meilen westlich von der Festung Königgrätz gelegen; die Entfernung der letzteren von Olmütz, mit dem sie durch die Eisenbahn verbunden ist, beträgt einige zwanzig Meilen.

Am anderen Morgen stand die Freifrau auf, sobald sie das Kammermädchen weckte, und ließ Johann rufen, der sein Pferd schon gesattelt hatte. Sie übergab ihm den Brief und

befahl ihm, denselben auf der nächsten Eisenbahnstation abzugeben.

Der Bediente machte eine mürrische Miene, als er, sobald er das Zimmer verlassen, einen Blick auf die Adresse geworfen hatte, und erwiederte Lina, die sich draußen mit einer neugierigen Frage an ihn drängte:

„Mit dem Vertrauen, das sie mir schenkt, scheint es wieder vorbei zu sein, denn sie beginnt auf's Neue mit dem verdammten Juden zu unterhandeln."

IX.

Isaak Wolff.

Das Städtchen Nechanitz hatte sich schon wieder ziemlich von den Stürmen des Krieges, die vor der Königgrätzer Schlacht darüber fortgebraust, erholt; die entflohenen Einwohner waren sämmtlich zurückgekehrt, die beschädigten Häuser zum größten Theile wieder ausgebessert worden, und die Geschäfte hatten ihren alten Gang.

In dem Erdgeschosse eines kleinen, aber hübschen Hauses, das in einer Nebenstraße unweit des Ringes stand, befand sich ein Schnittwaarenladen, und das darüber angebrachte Aushängeschild trug den Namen Isaak Wolff & Comp.

Dieses Schild war neu übergestrichen, denn vor dem Kriege hatte es eine andere Firma geführt, und über diese Veränderung konnte beinahe jeder Nechanitzer Auskunft geben, nicht etwa, weil sie für die Stadt von besonderer Bedeutung gewesen wäre, sondern weil ein Einwohner den anderen sehr genau kannte, wenigstens dem Namen nach.

Der frühere Inhaber dieses gerade nicht bedeutenden Geschäfts, der jetzt unter der Firmabezeichnung „Comp." figurirte, hatte dasselbe seines hohen Alters wegen an seinen Schwiegersohn, den genannten Isaak Wolff, abgegeben, als derselbe vor Kurzem seine älteste Tochter Sarah heirathete. Aus den Na-

men ersieht man schon, daß die ganze Familie der ehrsamen Judengenossenschaft des Städtchens angehörte.

Isaak Wolff, ein jetzt erst vierundzwanzigjähriger Mann von Verstand, Thatkraft und Geschäftskenntniß, wie man allgemein behauptete, erfreute sich der Achtung und guten Kundschaft von Juden und Christen, weil er reell verkaufte und sein Privatleben in keiner Beziehung Anstoß gab; im Gegentheil wußte man, daß er solide lebe, seine Schwiegereltern ehre und seine recht hübsche junge Frau auf Händen trage. Er war aus Nechanitz gebürtig, hatte aber seine Eltern früh verloren und, da er kein Vermögen besaß, in der Fremde sein Glück gesucht. Eine Zeit lang führte er in Josephstadt ein kleines Geschäft, da ihm dasselbe aber nur einen spärlichen Verdienst einbrachte, trieb er auch viele Nebendinge, worin ja bekanntlich die Israeliten Meister sind, aber immer mit Ehrlichkeit, und machte auch den Faktor für einzelne Offiziere der Garnison und Besitzer der nahegelegenen Güter, denn er war ein intelligenter junger Mensch, auf den man sich verlassen konnte. Dabei verdiente er so viel Geld, daß er daran denken konnte, sich in seiner Vaterstadt anständig zu etabliren, und der Vater Sarah's, der ihn von Jugend auf kannte, fand keinen Grund, ihm die Hand des Mädchens zu versagen, dessen Herz er schon früher gewonnen hatte und ganz besaß.

Wir führen den Leser um die Zeit, in der wir vorher Frau von Tannenburg verlassen haben, in das Haus dieser jüdischen Familie.

Es war Abend und der Laden bereits geschlossen worden. In der erleuchteten Wohnstube saßen Alle beieinander, der beinahe siebzigjährige Greis mit dem langen weißen Barte, seine Frau, ein recht würdig aussehendes Mütterchen, die beiden jüngsten Kinder, ein Knabe und ein Mädchen von zwölf und zehn Jahren, und das junge Ehepaar, letzteres Hand in Hand, fröhlich lachend und plaudernd.

Der junge Jude besaß eine auffällig wohlgebaute und ge-

schmeidige Figur, und sein Gesicht von ächt orientalischem Schnitte konnte recht hübsch genannt werden, besonders die dunklen, von Geist leuchtenden Augen; dasselbe ließ sich von seiner Gattin sagen, einem kleinen, frischen Weibchen, dessen sanfte Blicke mit dem Ausdrucke inniger Liebe und Vertrauens an dem Manne hingen. Während die Beiden sich, wie gesagt, unterhielten, beobachtete sie die auf dem Sopha sitzende Mutter mit zufriedenem Lächeln, der Alte sah, mit der Brille auf der Nase, einen Stoß Rechnungen durch, und die Kinder machten ihre Schularbeiten.

So gewährte das Wohnzimmer ein recht gemüthvolles Bild von Familienglück; das Meublement, sowie die Kleidung der um den großen Tisch Versammelten zeugte von Wohlhabenheit, und die überall herrschende Sauberkeit und Accuratesse fielen angenehm in das Auge.

Es mochte in der siebenten Stunde sein, als der Klopfer an der Hausthür stark ertönte, worauf Alle horchten und sich mit einiger Verwunderung ansahen. Der junge Mann wollte sich erheben, um zu öffnen, aber Sarah kam ihm zuvor und eilte hinaus.

„Wer kann uns jetzt noch besuchen?" fragte der Alte.

Die Antwort darauf gab Sarah, die ein Schreiben in der Hand hielt, das, wie sie sagte, der Briefträger abgegeben hatte.

„Es ist für Dich, Isaak," sagte sie, nachdem sie beim Scheine der Lampe die Adresse gelesen hatte.

„Oeffne es nur," meinte der junge Mann; „ich habe keine Geheimnisse vor Dir; übrigens wird es wohl von einem Geschäftsfreunde kommen und nichts Wichtiges enthalten."

Der Greis nahm wieder seine Rechnungen vor und die Kinder ihre unterbrochenen Schularbeiten; die alte Frau stand vom Sopha auf und sagte im Hinausgehen, daß sie nach dem Abendessen sehen wolle.

Indessen hatte Sarah das Siegel, ohne dasselbe näher anzusehen, erbrochen und das Papier entfaltet; sie blickte zuerst auf

die Unterschrift, und, ein wenig erröthend, sagte sie leise zu ihrem Manne, indem sie ihm den Brief reichte:

„Das ist ja von einer Dame."

Isaak schien aufmerksamer zu werden, und seine glatte Stirn runzelte sich ein wenig, als er die Schriftzüge und den Namen erblickte.

„Ich bin doch begierig, was die Freifrau von Tannenburg von mir wünscht," sagte er, ebenfalls mit gedämpfter Stimme, zu Sarah. „Du weißt, liebes Kind, daß dies die ehemalige Frau von Liebow ist, der ich früher mehrmals zu dienen Gelegenheit hatte; es könnten Geheimnisse in diesem Briefe enthalten sein, die mir nicht gehören — entschuldige deshalb, wenn ich allein lese."

Die junge Frau machte keine Einwendung, aber sie beobachtete doch das Gesicht ihres Mannes mit augenscheinlicher Spannung, die in Unruhe überging, als seine Mienen immer ernster und bedenklicher wurden.

„Lies den Brief selbst und rathe mir, was ich thun soll," flüsterte er, nachdem er gelesen hatte, seiner Frau zu.

„Nun, was giebt es denn Neues?" fragte der Greis, von seiner Arbeit aufblickend; „Ihr zischelt ja so viel miteinander."

„Es betrifft eine Privatangelegenheit, lieber Vater — Nichts von Bedeutung," erwiederte Isaak.

„Hm, hm," machte der Alte, sich beruhigend, und forschte nicht weiter.

„Nun, was meinst Du, daß ich thun soll?" fragte Isaak, als Sarah den Brief wieder zusammenfaltete und zurückgab.

„Das mußt Du am besten entscheiden können, lieber Isaak; ich kenne zu wenig die Verhältnisse, in denen Du zu dieser Dame gestanden hast, und verstehe aus dem ganzen Schreiben nur, daß sie Dich sehr dringend bittet — ich möchte sagen, anfleht, sofort zu ihr zu kommen."

„Ich glaube ihre Beweggründe dazu zu verstehen," sagte der junge Jude nachdenklich.

„Ich will nicht hoffen, daß sie Unrechtes von Dir verlangt," meinte Sarah, die ihre Besorgniß nicht ganz verheimlichen konnte; „doch fällt es mir auf, daß sie Deine Ankunft vor ihrem Manne durchaus geheimhalten will."

„Ja, das konnte ich mir denken. Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, mich nie wieder um die Angelegenheiten dieser Beiden zu bekümmern, weil sie es Beide nicht verdienten," fuhr Isaak, mehr zu sich selbst als zu seiner Frau sprechend, fort; „aber daraus, daß sie ihn doch geheirathet hat, scheint es, als ob ich sie vielleicht zu hart beurtheilt hätte. Jedenfalls ist sie sehr unglücklich, was mich gar nicht in Verwunderung setzt, und der schmerzliche Hülferuf, den sie an mich richtet, rührt mich. Wenn sie mir für Das, was sie von mir verlangt, Geld geboten hätte, würde ich sie unbedingt zurückgewiesen haben, denn, Gott sei Dank, habe ich jetzt nicht mehr nöthig, solche heimlichen Händel zu treiben; aber sie hat mich richtig beurtheilt, sie wendet sich an mein Herz und Gefühl."

„Du willst also reisen?" fragte Sarah etwas ängstlich.

„Ich thue es nicht gern, liebe Sarah, ich verlasse Dich und das Geschäft nur mit Widerstreben, aber ich glaube, daß es meine Pflicht ist, eine Unglückliche vor ihrem vollständigen Verderben zu bewahren, zumal sie sich früher gegen mich immer gütig gezeigt hat — freilich, als sie mich nothwendig gebrauchte."

„Du sprichst in Räthseln, Isaak."

„Die es auch wohl bleiben werden, gutes Kind; Du weißt ja, daß ich Dir Alles anvertraue, was mich allein betrifft und was ich aussprechen darf."

„O, ich bin nicht neugierig, ich weiß, daß Du Nichts thun würdest, was ich mißbilligen müßte," sagte die junge Frau, mit innigem Blicke seine Hand drückend.

„Du wirst Dich immer darauf verlassen können, meine Liebe," meinte der junge Jude, ihren Händedruck warm erwiedernd. „Ich werde also morgen in aller Frühe abreisen, um

den Anschluß an den ersten Bahnzug nicht zu verfehlen, und es bleibt nun nur noch übrig, daß wir den Eltern ein Mährchen aufbinden, damit sie Dich nicht mit Fragen bestürmen und sich selbst nicht beunruhigen; Du mußt mich dabei unterstützen."

Sarah nickte mit dem Kopfe, nicht ohne dabei einen kleinen Seufzer auszustoßen.

„Wie lange wirst Du aber fortbleiben?" fragte sie. „Du kannst Dir leicht vorstellen, Isaak, wie sehr ich mich nach Dir sehnen werde."

„Ich werde das gewiß nicht vergessen," meinte Isaak lächelnd. „In drei bis vier Tagen hoffe ich bestimmt wieder zurückkehren zu können, denn wenn Frau von Tannenburg Das von mir zu wissen wünscht, was ich vermuthe, so bin ich jetzt schon im Stande, ihr ziemlich sichere Auskunft darüber zu geben."

„Aber ich bitte Dich, sei vorsichtig und hüte Dich vor dem Manne dieser Frau, der, wie Du mir früher erzählt hast, ein sehr heftiger Herr ist."

„Er hat mich mehr zu fürchten, als ich ihn," sagte Isaak mit sich verfinsternder Miene. „Uebrigens brauchst Du mir nicht erst Vorsicht zu empfehlen, denn Du weißt ja, daß ich während des Krieges als Spion für das kaiserliche Hauptquartier durch schlimmere Gefahren gewitzigt worden bin; damals riskirte ich den Strick oder eine preußische Spitzkugel, dieses Mal höchstens ein paar zornige Worte und leere Drohungen, denn vergreifen wird sich der Rittmeister niemals an mir — er weiß, daß ich nicht der Mann bin, der sich schlagen und treten läßt wie ein Hund."

„Ach, Du hassest den Rittmeister!" seufzte Sarah voll Besorgniß.

„Ja, ich verachte ihn mehr als ich ihn hasse; er ist ein roher, gesinnungsloser Mensch, der die Ehre nur auf der Zunge trägt, aber nicht im Herzen, wie es ein wahrer Kavalier thun soll und muß. Um seine Begierden und Leidenschaften zu be-

friedigen, scheut er vor keinem Betruge zurück, und so hat er auch das arme Weib betrogen, das ihn vom Zuchthause gerettet hat, denn ohne diese Heirath, d. h. das dadurch erworbene Vermögen, würden ihn die Klagen seiner Gläubiger dahin gebracht haben. Aber was ereifere ich mich? — Gott ist mein Zeuge, daß ich jetzt nicht daran denke, mich an ihm dafür zu rächen, daß er mich immer nur barsch und verächtlich behandelt hat, was er für sein Geld bei dem armen Juden haben zu können glaubte, sondern nur die arme Frau zu schützen, denn wenn sie ihm gegenüber nicht eine selbstständige Stellung einnimmt, wird er sie in einigen Jahren ruinirt haben und dann verlassen, um —"

Isaak, der in eine ungewöhnliche Heftigkeit gerathen war, verschluckte das Weitere und sammelte sich schnell wieder. Nachdem nun auch die alte Frau wieder in das Zimmer gekommen war, theilte er ihr und dem Greise mit, er habe soeben das Schreiben eines persönlichen und Geschäftsfreundes aus Olmütz erhalten, worin dieser ihn dringend bitte, wichtiger Angelegenheiten halber auf einige Tage zu ihm zu kommen, und er habe sich entschlossen, anderen Morgens abzureisen.

Die alten Leute schenkten der Einsicht ihres Schwiegersohnes zu viel Vertrauen, um Einwendungen zu machen, besonders da es oft vorkam, daß Isaak in eigenen Geschäften kleine Reisen unternehmen mußte. So traf denn Sarah die wenigen Vorbereitungen zu der diesmaligen, und nachdem er einen zärtlichen Abschied von ihr genommen hatte, fuhr der junge Mann mit dem ersten Morgengrauen auf einem kleinen Wagen, den er immer von einem Glaubensgenossen erhalten konnte, der Eisenbahnstation bei Königgrätz zu.

Schon um die Mittagszeit war er in Olmütz, und von da machte er sich zu Fuß auf den ihm wohlbekannten Weg nach Glücksburg, aber nicht auf der großen Straße, sondern schlug Feldwege ein, auf denen er nur hier und da Landleuten, denen er unbekannt war, begegnete.

Als wir Isaak Wolff in seinem Hause sahen, trug er einen

anständigen, ihn recht gut kleidenden bürgerlichen Anzug, zu der Reise aber hatte er wieder den langen schwarzen Judenkittel angelegt, in dem er seine früheren Geschäfte besorgte, und in den Taschen desselben trug er, außer seiner Legitimation und wenigem Gelde, allerlei hübsche Kleinigkeiten, die sich zum gelegentlichen Handel mit gewöhnlichen Leuten, besonders Frauen, eignen, denn auf diese Weise wußte er immer sehr schnell Bekanntschaften anzuknüpfen.

So machte er es auch in dem Kruge eines Dörfchens, das hart an die Glücksburgischen Ländereien grenzte und gar nicht viel vom Schlosse entfernt war, und nachdem er sich hier ein Nachtquartier bestellt hatte, sagte er, daß er einmal dort hinüber gehen und Abends wiederkehren wolle.

Auf dem Terrain des Rittmeisters wurde Isaak nun aber sehr vorsichtig, und es schien ihm gar nichts daran zu liegen, von einem der Schloßbewohner gesehen zu werden, die ihn sämmtlich kannten, da er sich noch vor kurzer Zeit, während des Krieges, einige Zeit daselbst aufgehalten hatte. Wie eine Katze fortschleichend, wo er eine Deckung fand, erreichte er, ohne gesehen worden zu sein, denn die Felder waren um diese Zeit leer von Menschen, den herrschaftlichen Park und einen an dessen äußerstem Ende liegenden und im jetzt freilich schon ziemlich entlaubten Gebüsche versteckten hölzernen Pavillon, der ein chinesisches Dach hatte. Mit leichter Mühe schwang er sich an dieser Stelle über die Umzäunung, ging auf das kleine Gebäude zu und betrat es, nachdem er die Thür geöffnet gefunden hatte.

Dieser Pavillon war achteckig, mit großen bunten Glasscheiben und einer gemalten Decke versehen, und in ihm befanden sich nur ein Sopha, vor dem ein Tischchen mit Marmorplatte stand, und einige Gartensessel. Unsere Leser von „Unter Preußens Fahnen" erinnern sich vielleicht noch dieses Ortes, an dem Therese von Liebow sich in den Besitz der Brieftasche des Adjutanten von Mohrfeldt gesetzt hatte.

Der junge Jude ließ sich, als ob er einen Anderen erwarte,

auf einen der Sessel nieder, schlug die Arme übereinander und versank in Gedanken, wobei er indessen Auge und Ohr bereit hielt. In der That erwartete er Therese von Tannenburg, die ihm in ihrem Briefe hier ein Rendezvous gegeben hatte, und an seiner Erinnerung ging die ganze bisherige Bekanntschaft mit dieser Frau vorüber.

Zuerst hatte er in Josephstadt vor einigen Jahren den Rittmeister von Tannenburg kennen gelernt, als dieser seine Vermittelung benutzte, um Geld-Anleihen aufzunehmen, und nachdem er sich das Vertrauen dieses Herrn erworben hatte, wurde er in ein noch delikateres Geheimniß eingeweiht. Auf dem etwa zwei Meilen entfernten schönen Schloß Rosenau nämlich wohnte als Besitzer der ehemalige Major und Kammerherr von Liebow, ein schon bejahrter Mann, mit seiner jungen Frau, die ihn natürlich nicht aus Liebe, sondern nur seines bedeutenden Vermögens und ihrer eigenen Armuth wegen geheirathet hatte, und in diese reizende Frau war der Rittmeister, ein früherer Regimentskamerad des Majors, nachdem er sie in Wien kennen gelernt, sterblich verliebt. Diese Liebe wurde erwiedert, und Isaak vermittelte eine geheime Korrespondenz, wofür er von beiden Theilen reichlich bezahlt wurde. Wie innig dieses Verhältniß sei und daß es die Grenzen des Erlaubten weit überstieg, davon sich zu überzeugen hatte er mehrfach Gelegenheit, aber was kümmerte das ihn?

Dann starb der Major, und bald erzählte man sich, der Rittmeister werde nach Ablauf des Trauerjahres die schöne und reiche Wittwe heirathen; er selbst hatte dies Isaak vertraut, gewiß nur in der Absicht, daß dieser es weiter verbreiten solle, um seinen Kredit zu heben und seine zahlreichen Gläubiger zu trösten. Nach Ablauf des Trauerjahres brach der Krieg aus, der Rittmeister ging zu seinem Regimente, Frau von Liebow blieb auf Rosenau, und Isaak Wolff wurde Spion und heimlicher Botschafter im Dienste des österreichischen Hauptquartiers, woran er keinen Anstand nahm, da der Kaiserstaat ja sein Va-

terland war. Noch kurz vor Ausbruch des Krieges trieb er sich viel auf preußischem Gebiete umher, um die von den Preußen getroffenen militairischen Maßregeln zu beobachten, und seine Berichte gingen dann oft zunächst an Frau von Liebow, deren Gut nahe der schlesischen Grenze lag, denn diese Dame glaubte ein Werk des Patriotismus zu erfüllen, und andere Beweggründe wirkten dabei wohl auch mit, daß sie auf ihre Weise dasselbe Geschäft wie der Jude betrieb. Dazu fand sie noch mehr Gelegenheit nach dem Einrücken der Preußen in Böhmen, als ihr Schloß selbst Einquartierung erhalten hatte.

Aus Isaak Wolff unbekannten Gründen ging Therese später von Rosenau nach ihrem zweiten Gute Glücksburg, wo er sie, seinem Geschäfte als Spion nachgehend, wiederfand und einige Zeit unter dem Titel eines Hausfaktors zubrachte, da er in Gefahr war, von den Preußen aufgefangen zu werden. Aus dieser Zeit schrieb sich auch der Haß oder Neid Johanns, des Bedienten, gegen den „verdammten Juden" her, da er sah, daß derselbe das besondere Vertrauen seiner Gebieterin besitze.

Der Rittmeister stand um diese Zeit in der von einem schwachen preußischen Korps beobachteten Festung Olmütz, und dahin erhielt Isaak von der schönen Wittwe an ihn einen Auftrag, der hier nicht näher erörtert zu werden braucht. Dabei machte er durch die Geschwätzigkeit des Dieners die Entdeckung, daß der Rittmeister mit der damals in Olmütz wohnenden französischen Tänzerin Ninon Lafleur ein intimes Verhältniß, sogar ein Kind habe, und nun wurde ihm klar, was er schon längst vermuthet hatte, daß Jener Frau von Liebow's Besitz nur ihres Vermögens wegen erstrebe. Das brachte sein ehrliches Herz gegen den Rittmeister, den er seines barschen Wesens wegen überhaupt nicht leiden mochte, auf, und er beabsichtigte anfänglich, Therese zu warnen, daß sie diesem Manne ihre Hand reiche; als er aber nach Glücksburg zurückkehrte, erfuhr er zu seinem Erstaunen, daß die Dame einen Liebeshandel mit einem in ihrem

Hause verwundet liegenden preußischen Offizier, dem Lieutenant von Mohrfeldt, treibe, den Rittmeister also wiederum betrüge, und so überließ er sie ihrem Schicksale und kehrte nach seiner Heimath zurück, um Sarah zu heirathen, da der Friedensschluß vor der Thür stand und er des umherschweifenden, gefahrvollen Lebens gerade satt war.

Daß Therese den Rittmeister wirklich geheirathet habe, erfuhr er erst aus ihrem Briefe, in dem sie ihn so dringend beschwor, sogleich zu ihr zu kommen, weil sie seiner Hülfe nothwendig bedürfe, — daß dies gegen den Rittmeister sei und daß ihr Wunsch mit dessen Beziehungen zu Ninon Lafleur in Verbindung stehe, vermuthete er mit Sicherheit.

Und nun müssen wir für die Nichtleser von „Unter Preußens Fahnen noch erwähnen, warum Isaak Wolff glaubte, gewissermaßen noch eine Schuld an Theresen abtragen zu müssen, obgleich er sich selbst in diesem Falle durchaus nicht den Vorwurf machen konnte, unrecht gehandelt zu haben.

Nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes, kurz vor seiner Verheirathung waren in Nechanitz zwei Offiziere zu ihm gekommen, der sächsische Oberlieutenant Günther und der preußische Lieutenant von Mohrfeldt. Ersterer war ein alter Bekannter von ihm und mehr als das: ein Mann, dem er mit unbegrenzter Dankbarkeit ergeben war, weil derselbe bei der Besetzung von Nechanitz als Schützer seiner Familie aufgetreten war, Letzterer, Günthers zukünftiger Schwager, derselbe Offizier, der als Verwundeter auf Schloß Glücksburg gelegen hatte. Diese Männer drangen in ihn, ihnen die Wahrheit über das Verhältniß Theresens von Liebow zu dem Rittmeister zu sagen, das er früher einmal dem Oberlieutenant mitgetheilt hatte, und er ließ sich dazu bewegen, als er erfuhr, Lieutenant von Mohrfeldt sei im Begriffe, diese intrigante Frau, der er vollständig sein Herz geschenkt hatte, zu heirathen, wobei seine Ehre und sein Glück die größte Gefahr liefen; er war auch im Stande gewesen, Mohrfeldt zu überzeugen, wie schmählich derselbe auch

in anderer Weise von Theresen verrathen worden sei. Zweifellos hatte in Folge dieser Enthüllungen ein vollständiger Bruch zwischen dem preußischen Lieutenant und Frau von Liebow stattgefunden und Letztere in einer Art von Verzweiflung dem Rittmeister ihre Hand gereicht. Isaak sagte sich wohl, daß er nicht anders habe handeln können, ohne einen ehrenwerthen Mann mit verbundenen Augen in das tiefste Unglück stürzen zu lassen, aber er hatte nun auch um so mehr Mitleid für die getäuschte Frau wiedergewonnen, obgleich dieselbe ihr Schicksal wohl verdiente.

Als der junge Jude sich alles Dessen erinnert hatte, vernahm er sich nähernde Tritte, die Thür des Pavillons öffnete sich wieder, und vor ihm stand die jetzige Freifrau von Tannenburg, ein Schatten von Dem, was sie früher gewesen war, obgleich immer noch schön, bleich und sichtlich aufgeregt, während sie sonst die tiefsten Gemüthsbewegungen immer so meisterhaft zu verbergen gewußt hatte.

Isaak Wolff fühlte sich von diesem Anblicke auf das Höchste betroffen, und eine schmerzliche Empfindung durchzuckte sein Herz. Unwillkürlich mußte er die Augen vor dieser Frau niederschlagen, die selbst in ihrem Unglücke noch etwas Imponirendes hatte und deren trauriger, glühender Blick ihm einen Vorwurf zu machen schien.

Therese wußte wirklich, daß der Jude sie verrathen habe, denn Hugo von Mohrfeldt hatte ihr dies, da sie auf seine Vorhaltungen leugnete, in seiner Heftigkeit offen heraus gesagt, als er sie zum letzten Male in Dresden sah, wohin sie ihm nachgereist war, theils wirklich von Liebe und Sehnsucht getrieben, theils um ihre Verheirathung mit ihm zu beeilen, weil sie den Ansprüchen des Rittmeisters zuvorzukommen gedachte. Als er sie damals unwiderruflich, mit Verachtung zurückstieß, hatte sie Isaak Wolff Rache geschworen; mochte dieselbe aber auch noch jetzt ihr Herz durchglühen, so brauchte sie ihn doch und hatte beschlossen, ihn in dem Glauben zu lassen, sie wisse Nichts da=

von, daß er Hugo von Mohrfeldt die Wahrheit gesagt habe. Man wird sich nun auch erklären können, welch' schweren Kampf es sie gekostet hatte, die Hülfe dieses Mannes anzurufen und ihm jetzt gegenüberzutreten. Ihre Gefühle waren stärker als ihr Wille, wenigstens momentan, und Isaak hatte sich nicht getäuscht, wenn er in ihren Blicken Vorwurf zu lesen glaubte, aber ihr weiteres Benehmen zerstreute wieder seine Vermuthung, daß sie gegen ihn erzürnt sei.

Er hatte sich erhoben und begrüßte sie ernst und achtungsvoll. Mit einem schmerzlichen Lächeln reichte sie ihm die Hand, die er küßte, und sagte mit weicher Stimme:

„Ich danke Euch, Isaak, daß Ihr noch so viel Theilnahme für mich gehabt habt, Euch von Eurem Geschäfte und Eurer gewiß glücklichen Häuslichkeit loszureißen, um meiner Bitte nachzukommen."

Therese war immer gütig und leutselig gegen den jungen Juden gewesen, aber heute lag in ihrem Tone noch mehr: sie schien ihn wie einen Freund behandeln zu wollen. Das blieb nicht ohne Eindruck auf Isaak, der, so erhaben er selbst auch über alle Religionsvorurtheile war, doch oft genug die Erfahrung gemacht hatte, daß Christen und besonders Personen der höheren Stände seine Glaubensgenossen förmlich als eine untergeordnete Race betrachteten und behandelten, und dann blieb er auch nicht frei von dem Einflusse dieser schönen, im Unglücke noch mehr zum Herzen sprechenden Augen, die über jeden Mann eine wunderbare Macht ausüben konnten, wenn sie dies wollten.

„Euer Gnaden wissen, daß ich stets zu Ihren Diensten gestanden habe," erwiederte Isaak in einiger Verlegenheit, „und wenn es heute noch in meiner Macht liegen sollte, Ihnen nützen zu können, so werde ich nicht die kurze Trennung von meiner Heimath und meiner Frau bedauern."

„Ihr habt also Sarah geheirathet?" fragte die Freifrau theilnahmvoll.

„Ja, Euer Gnaden, bald nach meiner Rückkehr von hier."

„Ihr Glücklicher, dem die Liebe eine so schöne Frucht getragen hat!" sagte sie mit einem Seufzer. „Ihr seid doch ganz glücklich, Isaak?"

„Es bleibt mir Nichts mehr zu wünschen übrig, gnädige Frau."

„Ich wollte, daß ich dasselbe von mir sagen könnte! Aber setzt Euch wieder nieder, hierher zu mir, denn ich muß leise sprechen, da es sich um sehr Wichtiges handelt und die Wände zuweilen Ohren haben. Man ist nie sicher vor Verräthern, selbst wo man die besten Freunde zu haben glaubt."

Therese sagte die letzten Worte mit einer Betonung, die Isaak stutzig machte, aber der Ausdruck ihres Gesichtes war dabei so arglos, daß er sich geirrt zu haben glaubte, wenn er die Aeußerung auf sich bezog.

Inzwischen hatte sie sich auf das kleine Sopha gesetzt und winkte ihm, dicht neben ihr auf einem der Gartenstühle Platz zu nehmen, was er auch that.

„Ja, ich bin unglücklich, Isaak," begann sie nach einer Pause wieder, „und ich zweifle nicht, daß Ihr die Gründe längst durchschaut habt; ich brauche deshalb nicht länger ein Geheimniß vor Euch daraus zu machen; Ihr habt ein gutes Herz und scharfen Verstand und werdet mich deshalb nicht falsch beurtheilen. Wißt Ihr nicht bereits, daß ich meinen Gatten nicht liebe und nicht lieben kann?"

Ihr dunkles Auge hatte sich durchbohrend auf den Juden gerichtet, der durch die Frage zwar in Verlegenheit gesetzt, aber nicht überrascht erschien, ein Beweis dafür, daß sie richtig vermuthet habe.

„Und Ihr werdet Euch auch nicht über dieses Geständniß wundern, obgleich Ihr früher das ganz entgegengesetzte von mir erhalten habt, allerdings nicht in direkten Worten, aber durch die Briefe, die Ihr von mir an ihn oft genug befördert habt. Auch mir sind schon längst die Augen aufgegangen, wenn auch

später als Euch — gesteht es nur! — und wenn ich dem Rittmeister dennoch meine Hand vor dem Altare reichte, so that ich es nicht freiwillig, sondern er — Aber das gehört nicht hierher! Genug, ich bin seine Frau vor Gott und Menschen geworden, und ich wurde es mit dem besten Willen, die Pflichten, die mir dieses Verhältniß auferlegte, zu erfüllen. Ich habe schmerzlich in dem Kampfe mit diesem Bestreben gelitten, — Ihr werdet es mir noch ansehen, Isaak — aber mit gutem Gewissen kann ich beschwören, daß ich seit dem Tage unserer Verheirathung keine Pflicht gegen ihn verletzt habe. Hört, unter welchen äußerlichen Bedingungen diese Ehe geschlossen wurde, und Ihr werdet das Vertrauen, das ich in die Ehre dieses Mannes setzte, ein thörichtes nennen müssen."

Therese wurde immer lebhafter, je mehr sie sprach, ihre Augen immer brennender. Umständlich erzählte sie nun, in welcher schlauen, für sie nachtheiligen Form der Ehekontrakt in Betreff ihres Vermögens aufgesetzt worden sei, so daß dem Rittmeister darüber die volle Disposition zustehe, und daß sie denselben nur in halber Bewußtlosigkeit, körperlich und geistig krank, unterzeichnet habe.

Diese Schurkerei des Rittmeisters, die Isaak Wolff zum ersten Mal vernahm, obgleich er schon geahnt hatte, daß Jener sich zu sichern gewußt haben werde, entpreßte ihm einen Ruf des Unwillens, der Therese sehr zu befriedigen schien. Sie fuhr nun fort, mit immer steigendem Affekte zu erzählen, welche bedeutende Summen ihr Gemahl gleich anfänglich zur Bezahlung seiner Schulden, von deren Höhe sie keinen Begriff gehabt, gebraucht habe, und schilderte, wie er noch jetzt mit vollen Händen das Geld für seine Vergnügungen fortwerfe, ohne sie um Rath zu fragen, während er sich überhaupt fast gar nicht um sie bekümmere oder ihr nur mit Härte und Rauhheit begegne.

„Und das Alles," sagte sie, „habe ich mit Geduld ertragen, ohne ihm mit einem Blicke oder Worte Vorwürfe zu machen, ohne Rechenschaft über diese unsinnige Verschwendung zu for-

dern, die ihn und mich im Verlaufe weniger Jahre an den Bettelstab bringen muß, ohne ihn mit Forderungen einer Liebe, die er mir nie zugetragen hat, zu belästigen, ohne nur den Versuch zu machen, erfahren zu wollen, welche Ursachen seine Leidenschaften so vollständig in Anspruch nehmen und ihn mir immer mehr entfremden. Ich bin eine lebendige Leiche im Schlosse gewesen, vielleicht der Spott meiner Umgebung, jedenfalls der seinige und der seiner Freunde, die von meinem Blute zehren. Wer weiß, wann das Maß meiner Geduld voll geworden wäre, denn ich fühlte schon nicht mehr die Kraft, mich aufzuraffen und mich selbst zu vertheidigen. Aber da fiel plötzlich ein Tropfen hinein, der den angesammelten Inhalt in Gährung brachte, aufbrausen und überschäumen ließ, denn der Zufall leitete mich auf die Spur der Entdeckung, daß er auch meine Ehre auf das Schamloseste mit Füßen tritt, und merkwürdig schnell habe ich die Kraft zum Handeln wiedergefunden; es fehlen mir nur noch die klaren Beweise seiner Schuld, und ich allein bin außer Stande, dieselben zu beschaffen."

Sie erzählte nun, wie sie Ninon mit ihrem Kinde durch Zufall kennen gelernt und wie sie, trotz aller falschen Angaben dieses Mädchens und ihres Mannes, zu der Ueberzeugung von Beider wirklichem Verhältnisse gekommen sei.

Der junge Jude war empört über Alles, was er gehört hatte, denn die Heiligkeit seiner eigenen glücklichen Ehe stand ihm so hoch, daß er an eine andere nur denselben Maßstab der Pflichten zu legen wußte; auch die Handlungsweise des Rittmeisters bei Abfassung des Ehevertrages, welche deutlich die listige Ueberlegung erkennen ließ, erfüllte ihn mit Verachtung und Zorn, erhöhte sein Mitleid für die betrogene und mißhandelte Frau und bestärkte seinen Entschluß, nicht zu dulden, daß sie das vollständige Opfer des elenden Mannes werde.

„Es ist genug, Euer Gnaden!" sagte er heftig. „Mein Blut wallt zu heiß und schnell auf bei Ihrer Schilderung, und ich brauche in diesem Falle meinen klaren Kopf und mein schar-

ses Auge. Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen die Beweise von der Untreue des Ritters schaffen soll, nicht wahr?"

„Ich bitte Euch inständigst darum, lieber Isaak," erwiederte Therese, sehr zufrieden mit der warmen Theilnahme und dem Eifer, welche der Jude an den Tag legte.

„Und was werden Sie thun, wenn Sie diese Beweise haben? — Verzeihen Sie meine Frage; ich will Ihnen nicht umsonst und nicht für Geld diesen Dienst leisten, sondern der Preis soll die Wiederherstellung Ihres Glückes sein."

Therese würde sich durch diese Worte tief gerührt gefühlt haben, hätte sie den heimlichen Groll, den sie gegen Isaak Wolff in ihr Herz verschloß, nur besiegen können; was er jetzt aber auch für sie thun mochte, so konnte er ihr doch nie wiedergeben, was sie durch seine Schuld verloren hatte, wie sie meinte — Hugo's Liebe.

„Was ich dann thun werde?" wiederholte sie mit blitzenden Augen. „Dann werde ich alle meine Kräfte sammeln, um ihm zu beweisen, daß ich aus meinem dumpfen Traume wieder erwacht bin und den Muth fühle, nicht länger seine Untreue und meine Entehrung zu dulden; ich werde ihm drohen und nöthigenfalls ohne Rücksicht auf mich selbst diese Drohung zur Ausführung bringen, ihn vor der ganzen Welt an den Pranger zu stellen, wenn er nicht auf der Stelle dieses schändliche Verhältniß löst und jenes Weib mit dem Kinde weit aus der Gegend entfernt."

Isaak Wolff schüttelte mit unzufriedener Miene den Kopf.

„Was würden die Folgen davon sein, Euer Gnaden?" entgegnete er. „Gesetzt den Fall, daß der Rittmeister sich einschüchtern ließe, was ich sehr bezweifle, ihn vielmehr jeder Art von Gewaltthaten gegen Sie fähig halte, so würde er sich von der Französin nur mit den größten Opfern loskaufen können und sie und ihr Kind auch fernerhin von Ihrem Eigenthum unterhalten müssen; möglicherweise würde er Sie doch täuschen und das Weib in der Nähe behalten, oder, im besten Falle, ein an=

deres, seine Leidenschaften befriedigendes Verhältniß anknüpfen; sein Groll gegen Sie würde sich aber nur gesteigert haben, denn so viel ich ihn kenne, ist er nicht der Mann, der sich ungestraft drohen läßt und geduldig der Nothwendigkeit beugt, und dann würde Ihr Loos noch trauriger werden, während Ihr Vermögen ebenso schnell zu Grunde gerichtet würde."

Man sieht, daß Isaak Wolff vorzüglich das Praktische, das pekuniäre Interesse Frau von Tannenburgs im Auge hatte, aber sie fühlte dennoch, daß er Recht habe, wenigstens fand sie nicht sogleich Worte, ihn zu widerlegen.

„Nein," fuhr er ernst fort, „es steht zwar geschrieben: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden", aber diese Ehe — verzeihen mir Euer Gnaden — hat nicht der Himmel zusammengefügt. Ich will Ihnen die Beweise schaffen, damit Sie öffentlich auftreten können, um, auf sie gestützt, Ihre Ehe lösen zu lassen; das gebietet die Klugheit, die Pflicht der Selbsterhaltung — es ist das einzige Mittel zu Ihrer Rettung."

Einen Moment lang blitzte das Auge Theresens hell auf, als ob sie den Worten des jungen Juden Beifall zolle, aber sie senkte sogleich wieder den Blick und schüttelte leise das Haupt. Was half ihr jetzt die Freiheit? sie konnte ihr das Verlorene, das einzige Glück, nach dem sie gestrebt hatte, den Besitz Hugo von Mohrfeldt's, nicht wiederbringen. Und dann hatte Isaak nicht bedacht, daß ihr früheres anstößiges und verbrecherisches Verhältniß zu dem Rittmeister sie vollständig in dessen Hand gab und an ihn fesselte, bis der Tod ihm Schweigen auferlegen würde. Sie sah deshalb ein, daß Isaaks Vorschlag nicht auszuführen sei, aber fürchtete, ihm dies gerade heraus zu sagen, sowohl weil sie sich schämte, ihre ganze Schuld zu gestehen, als weil er im Falle ihrer Weigerung sein Versprechen zurückziehen konnte; deshalb sagte sie nur, sie wolle überlegen, was zu thun sei, sobald er ihr nähere Nachrichten gebracht habe.

„Das wird nicht schwer sein," erwiederte Isaak, „denn ich habe bereits früher die Spur gefunden."

Rückhaltslos erzählte er, wie er bei seiner letzten Anwesenheit in Olmütz erfahren habe, daß der Rittmeister in der innigsten Verbindung mit einer französischen Tänzerin stehe und wo dieselbe gewohnt habe, und der Vorname, sowie der Name der Wärterin, ließ kaum noch einen Zweifel übrig, daß diese und die sogenannte verwittwete Oberlieutenant Braun, welche jetzt die kleine Villa bewohnte, identisch seien.

Die bittersten Empfindungen drückten sich bei dieser Erzählung auf dem Antlitze Theresens aus, aber sie hatte Isaak nun Nichts mehr zu sagen, als mit ihm zu verabreden, daß sie sich am anderen Tage um dieselbe Zeit und an demselben Orte wieder treffen wollten. Dann verabschiedete sich der junge Jude, um die Nacht in dem Quartiere, das er im nächsten Dorfe für sich genommen hatte, zuzubringen.

X.

Kaufmann und Baumeister.

Der erste Versuch, den Isaak Wolff machte, etwas Näheres über die Bewohnerin der einsamen Villa an der March in dem Kruge, in welchem er sein Nachtquartier genommen hatte, zu erfahren, schlug fehl, denn der Wirth und seine Familie wußten nicht einmal, daß dort ein Gebäude stehe, und nur einer der Gäste bestätigte dies später, wußte aber nur, daß der eigentliche Besitzer in Olmütz wohne und ein reicher Jude sei; vor einiger Zeit sei das Haus zur Miethe ausgeboten gewesen, aber ob Jemand und wer dort eingezogen sei, war dem Manne unbekannt.

Als Grund seiner Frage schützte Isaak vor, er habe von einem bekannten Hausirer vernommen, daß dort eine junge Frau wohne, mit der Jener gute Geschäfte im kleinen Handel gemacht habe, und er wolle da auch sein Glück versuchen. Ueberhaupt stellte er sich den Leuten als ein armer Hausirer vor.

Das Einzige, was er bei dieser Unterhaltung gewonnen hatte, war die Kenntniß des Namens des Villabesitzers, und diesen, der glücklicherweise sein Glaubensgenosse war, gedachte er aufzusuchen.

Am nächsten Morgen machte er sich mit dem Versprechen, Abends wiederzukommen, schon früh auf den Weg nach Olmütz. Hier hatte er einige Bekannte, und es wurde ihm nicht schwer

von einem derselben einen guten bürgerlichen Anzug geliehen zu erhalten, mit dem er seinen schwarzen Kittel vertauschte; dadurch gewann er ganz das Ansehen eines wohlhabenden jungen Kaufmanns, und seine gewandten Manieren entsprachen Dem vollkommen.

So begab er sich zu seinem reichen Glaubensgenossen und ließ sich unter einem anderen jüdischen Namen anmelden. Er fand einen ziemlich alten, freundlichen Mann, der ihn zuvorkommend empfing, und ihm stellte er sich als ein Kaufmann aus Prag vor, der, zufällig auf einer Geschäftsreise in der Stadt, von einem dortigen Freunde beauftragt worden sei, für dessen gemüthskranke Frau in dieser Gegend, wo sie Verwandte habe, einen abgelegenen hübschen Wohnsitz aufzusuchen und für den nächsten Sommer zu miethen; da er von der Villa an der March zufällig gehört habe, sei er gekommen, um zu fragen, ob dieselbe zu vermiethen sei.

Die Antwort, die er darauf erhielt, war, der alte Herr bedauere sehr, einem Glaubensgenossen dieses Mal nicht gefällig sein zu können, denn die Villa sei bereits auf drei Jahre vermiethet und er stehe mit dem Miether soeben in Unterhandlung wegen des vollständigen Verkaufes.

„Das thut mir außerordentlich leid," meinte Isaak, „denn der Beschreibung nach zu schließen, die ich von Ihrer Villa erhalten habe, hätte der Auftrag meines Freundes gar nicht besser erfüllt werden können. Darf ich fragen, wer das Haus jetzt gemiethet hat?"

„Es wird, so viel ich weiß, von einer Dame bewohnt," antwortete der Andere, wie es schien, mit einiger Zurückhaltung; „indessen habe ich Nichts mit dieser selbst zu thun, sondern mit einem Herrn — ihrem Geschäftsführer."

„Und der Name dieses Herrn? — Ich frage nur, weil ich die Hoffnung hege, daß er sich vielleicht geneigt zeigen würde, gegen eine Entschädigung meinem Freunde sein Miethsrecht abzutreten."

„Das glaube ich nicht," erwiederte der Besitzer ausweichend, „denn, wie ich Ihnen schon sagte, beabsichtigt er, die Villa zu kaufen, und übrigens ist er ein sehr reicher Mann, der um einer Entschädigung willen schwerlich zurücktreten würde."

„Mein Freund ist ebenfalls sehr reich," sagte der junge Jude mit Betonung, „und wenn ihm die Villa gefällt, würde er sich wahrscheinlich auch entschließen, sie zu kaufen, und vielleicht einen höheren Preis zahlen als jeder Andere."

Der alte Herr wurde aufmerksamer, wie sich leicht bemerken ließ, rieb sich in der Verlegenheit die Hände und meinte dann, Isaak oder sein Freund möchte sich doch die Villa ansehen und ihr Gebot machen, er wolle dann nöthigenfalls die Sache mit dem Geschäftsführer der Dame zu arrangiren suchen. Es war klar, daß er sich sträubte, den Namen dieses sogenannten Geschäftsführers zu verrathen.

„Schön," sagte Isaak, der dies recht gut bemerkte; „haben Sie die Güte, mir einige Zeilen zu meiner Legitimation als Ihr Bekannter mitzugeben, damit die Bewohner der Villa mir gestatten, letztere in Augenschein zu nehmen."

„Das will ich sehr gern thun."

Der Alte schrieb ein paar Zeilen und gab das Papier dem jungen Juden, der es mit den Worten einsteckte:

„Das trifft sich ganz prächtig! Ich muß noch heute einen alten Bekannten, den Rittmeister Freiherrn von Tannenburg, auf Glücksburg besuchen, und da befinde ich mich ja ganz in der Nähe der Villa."

Der alte Herr erschrak sichtlich.

„Der Herr Rittmeister ist ein guter Bekannter von Ihnen?" fragte er rasch.

„O gewiß; wir haben früher in Geschäftsverbindung gestanden. Ich werde ihn bitten, mir ein Fuhrwerk zum Besuche der Villa zu leihen."

„Bei Leibe nicht!" rief der Andere dringend. „Ich muß Sie bitten, gegen den Rittmeister kein Wort von unserer Unter-

handlung zu erwähnen, denn er könnte es mir sehr übel deuten —"

„Aber ich begreife wirklich nicht —"

„Ein Wort im Vertrauen, mein Herr — wir sind ja Glaubensgenossen. Der Rittmeister selbst hat diese Villa gemiethet und will sie kaufen, aber ich habe ihm das strengste Stillschweigen darüber zusagen müssen."

„Für eine Dame?" fragte Isaak verwundert. „Er ist ja verheirathet."

„Ja, ja — hm, hm! — Vielleicht eine weitläufige Verwandte. Ich bitte, daß Sie mich nicht in Verlegenheit bringen und lieber den ganzen Plan aufgeben; in keinem Falle werden Sie davon zu dem Rittmeister sprechen, nicht wahr?"

„So wie die Sachen zu stehen scheinen, gewiß nicht," erwiederte Isaak mit dem ehrlichsten Lächeln. „Ja, ja, ich kenne den Rittmeister in dieser Beziehung. Aber wer mag die Dame sein?"

Der Alte zuckte die Achseln, was ebenso gut ausdrücken konnte, er dürfe keine Antwort auf die Frage geben, als er vermöge dies nicht.

„Nun, was kümmert es mich auch?" rief Isaak lachend. „Ich habe nur Geschäftssachen mit dem Rittmeister zu verhandeln und reise noch heute Abend weiter, komme vielleicht nie wieder in diese Gegend. Sie ist wohl vom Theater?"

„Glaube, daß sie's war — aber, wie gesagt, ich weiß nichts Bestimmtes."

„Hm, wenn es noch Fräulein Ninon Lafleur sein sollte —"

„Sie kennen den Namen?" rief der Andere überrascht.

„Nun, ich dachte mir's beinahe; sie waren sehr eng liirt Der Rittmeister erzählte mir selbst einmal in einer heiteren Stunde mit Stolz von seinem kleinen Sohne."

„Ah, Sie scheinen sehr vertraut mit dem Herrn Rittmeister zu sein?"

„Gewiß; wenn ich nicht Jude wäre, würden wir uns

öffentlich Freunde nennen, denn ich habe früher oft Gelegenheit gehabt, ihm die besten Dienste zu erweisen. Sie verstehen mich wohl?"

Er machte dabei die Geberde des Geldzählens.

Wir wollen diese Unterhaltung nicht bis zu ihrem Ende verfolgen und nur davon berichten, daß Isaak das Vertrauen des Alten, der mehr wußte, als er hatte sagen wollen, vollständig gewann und von ihm sehr viel auf das Verhältniß des Rittmeisters zu der französischen Tänzerin Bezügliche herauslockte, natürlich unter dem Versprechen, dies streng geheim zu halten. Der alte Herr, der, wenn er einmal in das Reden gekommen, eigentlich ein Schwätzer war, zeigte ihm auch mehrere Briefe des Rittmeisters, in denen dieser über den Ankauf der Villa sprach, und es gelang Isaak glücklich, eines dieser Schreiben unbemerkt bei Seite und in seine eigene Tasche zu bringen. Auch das kleine Billet, das ihm sein neuer Freund vorher für die Bewohner der Villa gegeben hatte, vergaß Jener jetzt gänzlich, und Isaak hütete sich wohl, ihn daran zu erinnern, als er sich wieder empfahl.

Er hatte jetzt, sowohl in dem Briefe des Rittmeisters als den Aussagen seines Glaubensgenossen, zu deren Wiederholung derselbe gerichtlich leicht gezwungen werden konnte, genügende Beweise von der Untreue des Rittmeisters, aber er wollte auch noch persönlich Ninon sehen und hoffte, in der Villa, in die ihm das Billetchen des Besitzers Zutritt verschaffte, vielleicht noch mehr zu erfahren. Deshalb zögerte er nicht, dahin aufzubrechen, nachdem er sich einen Wagen gemiethet hatte.

Am Nachmittage langte er bei der Stelle der Landstraße an, wo Therese ausgestiegen war, um sich zu Fuß nach der Villa zu begeben, und die sie ihm, sowie den weiteren Weg durch den Wald, genau beschrieben hatte. Da sie auch von ihrer Begegnung mit dem Rittmeister gesprochen, vergaß Isaak nicht, auf der Hut zu sein, denn er würde durch ein Zusammentreffen mit Jenem doch in arge Verlegenheit gerathen sein.

Das Pferd des Rittmeisters erblickte er, zu seiner großen Beruhigung, nirgends, als er die Villa und den Garten vor sich sah, dagegen den Gärtner, der an einem Pfosten der Thür in der Umzäunung unthätig lehnte und seine kurze Pfeife rauchte. Man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er ein ganz ungebildeter und durchaus nicht geistesstarker Mensch sei.

Den ankommenden Fremden betrachtete er mit offenbarer Verwunderung und machte, als dieser sich ihm näherte, eine so trotzige Miene, als ob er bereit sei, ihm den Eintritt in den Garten gewaltsam zu verwehren. Darum bekümmerte sich aber Isaak nicht, sondern blieb dicht vor ihm stehen und grüßte ihn freundlich, doch mit einer gewissen vornehmen Herablassung.

Der Mensch rückte, da ihm der feingekleidete Herr doch ein wenig imponiren mochte, die Mütze.

„Guten Tag, mein Freund," redete ihn Isaak Wolff an; „zweifellos ist dies hier die Villa des Herrn Abraham Levinstein aus Olmütz."

„Ja," entgegnete der Gärtner unmuthig; „aber sie ist vermiethet."

„Weiß es wohl — an Frau Oberlieutenant Braun, wenn ich recht bin."

„Ich glaube, daß die Dame so heißt."

„Wie? Ihr seid der Gärtner und Hausdiener und kennt nicht genau den Namen Eurer Herrin?"

„Ich nenne sie nur Madame oder Euer Gnaden."

Dabei machte der Mensch, dem die Unterhaltung lästig werden mochte oder der eine erhaltene Instruktion damit befolgte, Kehrt und schlug dem Fremden die Thür vor der Nase zu.

„Halt, mein Freund!" rief Isaak Wolff, halb ärgerlich, halb amüsirt durch die Grobheit des Kerls. „Ich komme im Auftrage Herrn Levinsteins und muß die Madame sprechen."

„Sie empfängt keine Besuche," knurrte der Gärtner, sich wieder umwendend und stehen bleibend.

„Habt die Güte, ihr dieses Billetchen zu übergeben, und sie

wird befehlen, daß ich eingelassen werde," sagte der junge Jude mit so viel Sicherheit und Würde, daß Jener unwillkürlich gehorchen mußte.

Er nahm das Billet und ging damit langsam in das Haus. Nach Zeit von wenigstens fünf Minuten, in der Isaak bedachte, daß der Rittmeister seinen Schatz doch sehr gut verwahrt zu haben schien, kam eine ältliche Frau die Stufen der Verandatreppe herab und auf ihn zu, während der Gärtner, der ihr folgte, vor dem Hause abschwenkte und unbekümmert nach dem anderen Ende des Gartens schlenderte. Isaak erkannte, der Beschreibung nach, leicht Frau Barbara, und es freute ihn, daß er mit ihr zu thun haben werde, denn er erinnerte sich, daß ihm die Alte früher, da er in Olmütz schon einmal Erkundigungen eingezogen, als sehr geschwätzig geschildert worden sei.

Davon legte sie auch sogleich eine Probe ab, denn nachdem sie die Thür geöffnet und ihn mit vielen Komplimenten ersucht hatte, ihr zu folgen, theilte sie ihm umschweifig mit, ihre Mademoiselle — „Madame" verbesserte sie sich schnell — sei unpäßlich und habe ihr befohlen, die Führerin zu machen, um dem Wunsche Herrn Levinsteins nachzukommen; unmittelbar darauf wünschte sie aber auch zu wissen — sie sagte nicht, ob sie dazu den Auftrag erhalten habe — welche Absicht den geehrten Herrn eigentlich hierher führe.

„Ich bin Baumeister," erwiederte Isaak auf's Gerathewohl, „und ich glaube, daß der Rittmeister von Tannenburg den Herrn ersucht hat, einige Verbesserungen im Hause treffen zu lassen."

Als der junge Jude den Namen des Rittmeisters mit der größten Ruhe nannte, blickte ihn Frau Barbara voll Erstaunen an, welches sich bei ihr dadurch ausdrückte, daß sie den Mund weit aufsperrte.

„Wir wissen Nichts davon," sagte sie nach einer Pause, den Fremden etwas mißtrauisch von der Seite anblickend, „aber wenn der Herr — der Herr —"

„Der Herr Rittmeister wollen Sie sagen?"

Barbara murmelte einige unverständliche Worte und schüttelte den Kopf; da sie aber wohl noch darüber nachdenken mochte, was sie dazu sagen solle, daß der Fremde das Geheimniß des Hauses, d. h. dessen eigentlichen Miether, kannte, schwieg sie einstweilen und ging ihm in das Haus voran.

Isaak sah von der jungen Dame Nichts, aber er hütete sich wohl, Frau Barbara jetzt weiter auf den Zahn zu fühlen, denn er hielt es für gar nicht unmöglich, daß Ninon hinter irgend einer Thür lausche, und sprach einige gleichgültige Worte über die Baulichkeit. Die Alte führte ihn durch alle Zimmer, nur nicht in eines, in dem, wie sie sagte, ihre Mademoiselle — Madame ruhe, und er hatte auch Gelegenheit, den kleinen Sprößling in der Wiege zu sehen, begnügte sich aber mit der Bemerkung: „Welch' ein reizendes Kind!" worauf Frau Barbara wiederholte: „Ja, ja, ein reizendes Kind!" und ein viel freundlicheres Gesicht als bisher machte.

„Würden Sie mir wohl erlauben, noch einen Blick in den Garten zu werfen?" fragte der angebliche Baumeister, als er das Haus besehen hatte, ohne Etwas zu finden, das auf die Besuche des Rittmeisters deutete.

„Heilige Jungfrau! Der Garten soll doch nicht auch umgebaut werden?" rief Frau Barbara erschrocken.

„Bewahre, liebe Frau, höchstens könnte er eine steinerne Mauer erhalten."

„Aha! Nun, ich will den Gärtner rufen, damit er Sie umherführe."

„Ihre Begleitung würde mir jedenfalls angenehmer sein, Frau Barbara," sagte Isaak verbindlich.

„Ei, Sie kennen meinen Namen, Herr Baumeister?"

„Der Herr Rittmeister nannte mir ihn und sprach viel Lobendes von Ihnen."

„Sie haben also den Herrn Rittmeister selbst gesehen und gesprochen?"

„Gewiß, heute Vormittag bei Herrn Levinstein."

„So, so? — Und er hat mich also gelobt? —" Nun freilich, er kann nie eine bessere Wärterin für seinen —"

„Für seinen kleinen Charles finden, meinen Sie, nicht wahr?"

Frau Barbara machte ein ganz verdutztes Gesicht, von dem man deutlich den Ausruf lesen konnte: „Der Mensch weiß aber auch Alles!" und nickte unwillkürlich mit dem Kopfe. Sie schien sich jetzt auch ganz in die Gewalt des Fremden begeben zu haben, der, während sie ihn durch den Garten begleitete, ihr bald Schmeicheleien sagte, bald Fragen über „Mademoiselle Ninon Lafleur" und das Kind an sie stellte, und dies mit so vollkommener Ruhe, daß sie nichts Anderes denken konnte, als er habe bereits ausführlich mit dem Rittmeister darüber gesprochen. So zurückhaltend sie sein wollte, lockte er doch Alles, was er wollte, aus ihr heraus, denn er stellte nicht direkte Fragen, sondern wußte ja schon Alles, was sie nur zu bestätigen hatte; der Mensch mußte sie bezaubert haben.

Als sie mit ihm an dem Hause vorüber langsam der Gartenthür zuschritt, schweifte Isaaks scharfer Blick schnell über die Fenster des Erdgeschosses; an einem derselben fand er wirklich, was er suchte, nämlich Ninon selbst, die sich, neugierig beobachtend, halb hinter die Gardinen versteckt hatte. Als sie bemerkte, daß der Blick des jungen Juden auf ihr ruhe, zog sie sich schnell zurück, aber ihre Züge hatten sich ihm schon so fest eingeprägt, daß er sie nie wieder vergessen haben würde.

An der Gartenthür verabschiedete er sich von Frau Barbara und machte sich dann schnell auf den Weg, denn nachdem er von ihr gehört hatte, daß der Rittmeister bei seiner Rückkehr von Olmütz wahrscheinlich noch im Laufe dieses Tages einen Besuch in der Villa abstatten werde, fühlte er sich sehr unruhig und dachte an den schleunigen Rückzug.

Glücklich erreichte er seinen Wagen wieder, ließ sich bis in die Nähe von Glücksburg fahren und verabschiedete dann den Kutscher, um den weiteren Weg zu Fuße zurückzulegen;

es war die höchste Zeit, daß er sich zu dem ihm von Theresen gegebenen Rendezvous einfinde.

Wie Tags zuvor gelangte er ungesehen in den Pavillon. Er war ganz zufrieden mit seiner Expedition, denn er hatte erlangt, was er wünschte, und sich dabei nicht einmal einem Verdachte ausgesetzt; wer, wenn nicht Therese selbst, konnte dem Rittmeister verrathen, daß er diese falsche Rolle gespielt habe? Der angebliche Kaufmann aus Prag und der Baumeister sollten noch an demselben Abende aus der Gegend verschwinden, und ihre Spur verfolgte gewiß Niemand bis Nechanitz.

Eine Viertelstunde nach seiner Ankunft erschien auch die Freifrau, auf deren Antlitze man deutlich die ängstliche Spannung lesen konnte, ob sie den jungen Juden finden und was er ihr zu berichten haben würde. Bei seinem Anblicke stieß sie einen halblauten Ruf der Freude aus und eilte auf ihn zu.

„Nun, lieber Isaak?" fragte sie hastig. „Gott sei gedankt, daß Ihr wohlbehalten wieder hier seid! Sagt mir nur schnell, ob Ihr unseren Zweck erreicht habt, denn ich sterbe fast vor Ungeduld und Angst."

„Beruhigen sich Euer Gnaden nur," entgegnete Isaak, ernst lächelnd. „Es ist Alles nach Wunsch gegangen; wir haben genügende Beweise."

Die junge Frau seufzte tief, und Beide ließen sich wieder auf dieselben Plätze wie gestern nieder.

Isaak erzählte der Reihe nach, was er erlebt hatte, und händigte ihr den Brief des Rittmeisters an Abraham Levinstein ein; außer der Absicht, die Villa zu kaufen, war darin ausdrücklich der Dame, die sie jetzt bewohne, natürlich ohne Angabe des Namens, erwähnt. Aber das Alles genügte, seine Untreue festzustellen: dieses Schreiben, die Aussagen Levinsteins und Frau Barbara's, denn wenn diese sich hartnäckig weigern sollten, dieselben vor Gericht zu wiederholen, so konnte im schlimmsten Falle Isaak Wolff als Zeuge gegen sie auftreten und bot sich

dazu an, obgleich es ihm lieber gewesen wäre, bei der ganzen Angelegenheit fortan aus dem Spiele bleiben zu können.

„Und nun, gnädige Frau," sagte er, nachdem er Theresen seine Mittheilungen vollständig gemacht hatte, „ist es Zeit zum Handeln, und wenn ich Ihnen einen Rath geben dürfte, so ist es der, während der nächsten Abwesenheit des Rittmeisters, die ja wohl nicht lange auf sich warten lassen wird, nachdem Sie in aller Stille Ihre Vorbereitungen getroffen haben, Glücksburg zu verlassen und sich nach einer größeren Stadt, vielleicht nach Prag zu begeben, wo Sie einen tüchtigen Advokaten finden werden, der Ihre Scheidung betreiben kann; dort werden Sie sich gegen alle Gewaltthaten Ihres Gemahls sichern können, während Sie denselben hier fortwährend ausgesetzt sind und Ihr Entschluß dadurch erschüttert werden möchte."

„Ich will es mir überlegen," sagte Therese leise.

Isaak hatte ihr bisheriges Schweigen für eine Folge tiefer Erschütterung über die Bestätigung ihres Verdachtes gehalten, jetzt stutzte er aber doch.

„Ueberlegen?" fragte er gedehnt. „Sind Sie denn noch nicht entschlossen?"

„Die Scheidung würde einen ungeheuren Skandal in den weitesten Kreisen geben," meinte Therese kleinlaut.

„Das ist noch besser, als das Ihnen in dieser Ehe bevorstehende unsägliche Unglück."

„Ihr kennt den Rittmeister nicht gut genug, Isaak. Er würde keinen Anstand nehmen, Gerüchte über mich zu verbreiten, die — leider wahr sind, hat er mir damit doch schon vor unserer Verheirathung ganz offen gedroht und mich hauptsächlich dadurch gezwungen, mit ihm vor den Altar zu treten."

Der junge Jude blickte finster vor sich hin; obgleich er richtig erwog, daß die Bedenken Theresens nicht ungegründet seien, sah er von allen seinen Bemühungen doch keinen guten Erfolg für sie, wenn sie nicht seinen Rath befolgte.

„Sie werden durch die Scheidung wieder in den Besitz

Ihres vollen Vermögens treten," sagte er, „und einer reichen und schönen Frau verzeiht man Alles; wenn dieser Mann Sie an den Bettelstab gebracht hat, wird er Sie verlassen und dem allgemeinen Gespötte preisgeben, ohne Zweifel dann auch, sei es auch aus bloßem Hasse, verrathen, was Sie jetzt fürchten."

Therese fühlte, daß Isaak Recht habe, aber sie fürchtete zu sehr die öffentliche Schande, um sie eine Zeit lang auf sich nehmen zu wollen wie eine gerechte Strafe ihrer Sünden. Außerdem aber regten sich auch noch andere Empfindungen in ihrem Herzen, die demselben keineswegs zur Ehre gereichten.

Nachdem der Jude ihren Wunsch, gewissermaßen mit eigener Aufopferung, erfüllt hatte und sie ihn nicht mehr gebrauchte, begann sein Rath ihr lästig zu werden, und sie erblickte darin eine Anmaßung, die sie bei der Verschiedenheit ihres beiderseitigen Standes nicht für passend hielt; sie wünschte sehnlichst, daß Isaak jetzt gehe und ihr alles Andere überlasse, aber sie schämte sich doch, ihn dies merken zu lassen. Dann erinnerte sie sich auch wieder lebhafter als vorher des Vorwurfes, den sie ihm machen zu können glaubte, und mit dem neuen Gefühle der Dankbarkeit kämpfte das alte des Hasses und der Rache und erlangte immer mehr das Uebergewicht; aber auch das durfte sie, jetzt wenigstens, noch nicht verrathen.

„Ich danke Euch aufrichtig für Euren guten Rath, Isaak," sagte sie in einem Tone, der doch schon bedeutend gegen den bisherigen vertraulichen abstach; „und wenn ich es irgend über mich gewinnen kann, werde ich ihn befolgen. Es bleibt mir jetzt nur noch die Frage übrig, auf welche Weise ich Euch meinen Dank bethätigen kann, denn ich wage nicht, dies in der Weise wie früher zu thun."

Therese hatte in die letzten Worte, die sie selbst in Verlegenheit setzten, so viel Güte und Zartheit als möglich zu legen gesucht, aber ohne Erfolg, denn das Anerbieten war einmal nicht zartfühlend. Der junge Jude empfand dies auch vollständig und fühlte sich tief verletzt; er erbleichte und biß sich auf

die Lippen. In diesem Augenblicke bereute er, der herzlosen Frau den Dienst geleistet zu haben.

„Ich beanspruche keine andere Belohnung," erwiederte er mit einer Würde, die ihn weit über sie erhob, „als Ihr Urtheil, gnädige Frau, daß ich wie ein ehrlicher Mann für Sie gehandelt habe."

„Ja, das habt Ihr, Isaak, und ich werde es Euch nie vergessen."

„Das genügt," sagte Isaak kalt, indem er aufstand. „Und nun, da Euer Gnaden meiner wohl nicht mehr bedürfen, bitte ich um die Erlaubniß, zu meiner Gattin zurückkehren zu dürfen, von der ich gewiß mit Sehnsucht erwartet werde."

„Ihr haltet mich doch nicht für undankbar?" fragte Therese mit niedergeschlagenen Augen.

„O, Euer Gnaden!"

„Wenn Ihr jemals einen Wunsch haben solltet, den ich erfüllen kann, werdet Ihr Euch jedenfalls an mich wenden?"

„Gewiß, aber ich hoffe nicht, in eine Lage zu kommen, in der ich mir nicht selbst zu helfen wüßte."

„Adieu, Isaak! Grüßt Eure Sarah!"

„Zu viel Gnade für die einfache Frau!"

Er küßte die ihm gebotene Hand und verließ schnell den Pavillon, da er fürchtete, daß der sein Herz zusammenpressende Unmuth noch einen Ausbruch finden könne.

Therese athmete etwas leichter auf, als er fort war. Um die Unzufriedenheit mit ihrem eigenen Benehmen zu beschwichtigen, sagte sie zu sich selbst:

„Was konnte ich mehr thun? Diese feinfühlenden Menschen der unteren Stände bringen uns manchmal in Verlegenheit. — Aber," brach sie schnell ab, und in ihren Augen leuchtete das Feuer des Triumphes, „ich habe Karl jetzt in meiner Hand — von morgen an soll es anders werden auf Glücksburg!"

Eiligen Schrittes kehrte sie in das Schloß zurück.

Inzwischen ging Isaak Wolff, verdrießlichen Gedanken hingegeben, nach dem Dorfe, in dem er sein Nachtquartier bestellt hatte, bezahlte seine Zeche und nahm dann ein Bauernfuhrwerk bis zur nächsten Eisenbahnstation. Am anderen Vormittage war er wieder in Rechanitz, sagte aber weiter Nichts zu Sarah, als daß er den Zweck seiner Reise erreicht habe, und da sein Blick wieder hell und gleichmüthig war, fühlte die junge Frau sich auch nicht beunruhigt und hatte die ganze Angelegenheit mit der Frau von Tannenburg bald vergessen. —

Frau Barbara war eigentlich unzufrieden mit sich selbst, als sie von der Gartenthür, bis zu der sie den Fremden geleitet hatte, nach dem Hause zurückkehrte, denn sie mußte sich gestehen, daß sie mehr geplaudert habe, als sich verantworten ließ, und deshalb faßte sie auch den Entschluß, ihrer Mademoiselle lieber Nichts davon zu sagen.

Dennoch fühlte sich Ninon merkwürdiger Weise unruhig in Folge dieses Besuches. Anfänglich hatte sie demselben gar keine Bedeutung beigemessen und es nicht einmal für der Mühe werth gehalten, den Fremden, welchen das Billet des Hausbesitzers legitimirte, zu empfangen und zu sprechen, nachdem sie aber die müßige Neugierde getrieben, ihn zu belauschen, glaubte sie in dem Gesichte dieses Mannes, besonders in dessen scharfen, durchdringenden Augen Etwas entdeckt zu haben, das ihr Mißtrauen erregte; was dies eigentlich war, davon wußte sie sich keine Rechenschaft zu geben. Diese leise Unruhe stand vielleicht noch mit der Aufregung in Verbindung, welche der fehlgeschlagene Vergiftungsversuch in ihr hinterlassen hatte.

Barbara's Auskunft auf ihre Frage, was sie in der langen Unterhaltung mit dem Fremden besprochen habe, beschränkte sich auf Zweierlei, worüber sie nach gewohnter Weise sehr viel Worte machte, daß Jener nämlich das Kind „reizend" gefunden habe und daß der Garten eine steinerne Mauer erhalten werde.

An demselben Abende noch, ungefähr eine Stunde nach Isaak Wolff's Entfernung, langte der Rittmeister zu Pferde an.

Als Ninon ihm erzählte, daß im Auftrage Herrn Levinstein's ein Baumeister dagewesen sei, um das Haus zu besichtigen, und das Billet des Ersteren vorzeigte, war er sehr erstaunt und etwas unwillig auf den Besitzer der Villa, der, wie er meinte, ihm wohl die Rücksicht hätte erzeigen können, ihn auf diesen Besuch vorzubereiten. Indessen beruhigten sich Ninon und der Rittmeister bald über diesen ihnen nicht ganz erklärlichen, aber doch unbedeutend erscheinenden Vorfall, und nur Frau Barbara, welche aus einigen Aeußerungen des Letzteren schließen konnte, daß ihm der Baumeister ganz unbekannt sei, aber wohlweislich schwieg, wurde ängstlich und seufzte heimlich:

„Wenn das nur nicht Unglück bedeutet! — Daß ich mir von dem Menschen auch die Würmer habe aus der Nase ziehen lassen!"

XI.

Eine eheliche Scene.

Der Rittmeister kehrte erst so spät nach dem Schlosse zurück, daß er seine Frau in der Nacht nicht mehr sprechen konnte; dieses Mal erblickte er auch kein Licht in ihren Zimmern.

Er schlief ganz vortrefflich in dieser Nacht und ließ sich nicht träumen, welch' ein Sturm ihm für den folgenden Tag bevorstehe; den letzteren hatte er auf der Jagd zuzubringen beschlossen. Dazu kleidete er sich auch sogleich an, als er ziemlich spät aufgestanden war, und dachte mit einiger Verdrießlichkeit daran, daß er wohl nicht umhin könne, nach der längeren Abwesenheit seiner Frau einen Guten Morgen zu wünschen und mit ihr das Frühstück einzunehmen. In der That ließ Therese, als sie gehört, er sei bereits wach, ihm durch Johann sagen, daß sie ihn beim Frühstücke erwarte.

„Was bedeutet denn das?" brummte der Rittmeister, als er die Botschaft empfangen hatte, in den Bart.

Wirklich erhielt er zum ersten Male seit seiner Verheirathung eine solche Einladung.

Therese erwartete ihn an dem servirten Frühstückstische. Mancherlei konnte heute an ihr auffällig erscheinen. Während sie in letzter Zeit ihren Anzug nicht allein im Hause, sondern auch bei ihren Spazierfahrten und Gängen ziemlich vernach-

läſſigte, hatte ſie eine Morgentoilette gemacht wie in der Zeit, als ihr noch daran lag, ihren jetzigen Gemahl und ſpäter Hugo von Mohrfeldt zu feſſeln. Ein weißſeidenes Gewand, am Halsausſchnitte und den weiten Aermeln mit Spitzen garnirt, umſchloß in anmuthigem Faltenwurfe ihre ſchlanke Geſtalt und wurde auf der Bruſt durch Schleifen von kirſchrothem Seidenbande und um die Taille durch einen breiten Gürtel von demſelben Stoffe zuſammengehalten; ihr ſchönes, glänzend ſchwarzes Haar war mit vieler Sorgfalt geordnet, und das letzteres nur wenig bedeckende Blondenhäubchen mit rothen Bändern kleidete das ſchöne Geſicht vortrefflich. Sie ſah in dieſem Koſtüme um Vieles jünger und vortheilhafter aus, als ihr Gemahl ſie ſeit Monaten hatte ſehen können.

Auch ihre Wangen trugen wieder eine leichte, zarte Röthe, mochte dieſe nun künſtlich hervorgebracht ſein oder ſich von innerlicher Erregung herſchreiben, und ihre Augen hatten einen eigenthümlich leuchtenden Glanz, aber einen Ausdruck, der ſich nicht ſogleich entziffern ließ. Alle ihre Bewegungen waren ſchneller und wieder ſo anmuthig wie früher, während ſie in letzter Zeit eine unangenehm in die Augen fallende Läſſigkeit gezeigt hatte.

Der Rittmeiſter war nicht wenig erſtaunt, als er bei ſeinem Eintritte alle dieſe Veränderungen gewahrte, aber obgleich Thereſe dies bemerken mußte, äußerte ſie doch kein Wort darüber, ſondern erwiederte ſeinen haſtigen Gruß mit ernſter Gemeſſenheit, in der aber nicht gerade eine beleidigende Kälte lag.

Indem er ſich nachläſſig nach ihrem Befinden während ſeiner Abweſenheit erkundigte, worauf ſie ebenſo kurze Antworten gab, legte er Hirſchfänger und Jagdtaſche, die er in der Hand trug, auf einen Seſſel nieder und ſtellte die elegant und vortrefflich gearbeitete Büchsflinte daneben; dann ſetzte er ſich an den Tiſch, dem Sopha, auf dem ſeine Frau ſaß, gegenüber auf einen Seſſel.

„Es scheint, daß Du auf die Jagd gehen willst," sagte sie, während sie ihm den Kaffee einschenkte, im ruhigsten Tone.

„Ja," erwiederte er kurz. „Aber für wen hast Du denn heute eine so besondere Toilette gemacht?"

„Für wen Anderes als Dich? — Du wirst Dich übrigens erinnern, daß ich mich früher stets so kleidete, nur während ich krank war, gestattete ich mir etwas mehr Bequemlichkeit."

Sie hatte das Wort „war" so scharf betont, daß er unwillkürlich fragen mußte:

„Du fühlst Dich also gar nicht mehr krank und angegriffen?"

„Durchaus nicht mehr."

„Da ist ja eine glückliche Veränderung während meiner kurzen Abwesenheit vorgegangen," meinte er mit einem leichten Anfluge von Ironie, denn er hatte schon längst nicht mehr daran geglaubt, daß seine Frau sich, wenigstens körperlich, noch leidend fühle.

„Du hast Recht, es gab so mancherlei Veranlassung dazu," entgegnete sie ernst.

„Hoffentlich doch nur gute — das versteht sich ja eigentlich von selbst," meinte der Rittmeister, den die Antwort etwas in Verlegenheit setzte und der zu ahnen begann, daß es sich um Besonderes handle. „So sehr ich mich darüber freue, kann ich doch nicht meine Neugierde verbergen, zu erfahren, was Dich betroffen hat."

„Ich wollte so wie so darüber sprechen und ließ Dich deshalb bitten, mir eine Stunde Gehör zu schenken, bevor Du Dich auf die Jagd begeben würdest."

„Eine Stunde?" rief er, sich zu einem heiteren Lachen zwingend, aus. „Aber, liebe Therese, dann wird es bald Mittag sein, und Du siehst, daß ich schon vollständig zur Jagd gerüstet bin."

„Ich werde mich so kurz als möglich fassen," antwortete sie, wobei sich ihre Wangen noch mehr färbten.

Der Rittmeister, der aus ihrem ganzen Benehmen begriff, daß ihm keine angenehme Eröffnung bevorstehe, zwang sich, eine gleichgültige Miene zu machen, und lehnte sich mit über einander geschlagenen Armen in seinen Sessel zurück.

„Gut, ich werde Dich anhören," sagte er, die Zähne fest auf einander beißend, als ob er entschlossen sei, sich jeder Unterbrechung der Rede seiner Frau zu enthalten.

„Du kennst unsere Vergangenheit, Karl," begann Therese, die sich augenscheinlich ebenfalls allen Zwang anthat, um ruhig zu bleiben, „und ich brauche Dir nicht zu wiederholen, was mich bewogen hat oder vielmehr wodurch ich gezwungen worden bin, Dir meine Hand zu reichen. Ich täuschte Dich nicht, indem ich Dir Liebe heuchelte, Du wußtest, daß dieselbe in meinem Herzen längst gestorben war —"

„O, soll es da hinaus?" rief der Rittmeister, der schon nach den ersten Worten nicht mehr an sich halten konnte. „Du verlierst wahrhaftig Mühe und Zeit damit, mir diese alte Geschichte zu wiederholen, und ich die meinige, Dich anzuhören. Hast Du mir sonst noch etwas zu sagen?"

Er machte eine ungeduldige Bewegung, als ob er sich erheben wolle, aber, ihn fest ansehend, fuhr Therese fort:

„Auf mein Herz konntest Du also in unserer Ehe keinen Anspruch machen, und was ich Dir übrigens vor dem Altare gelobte, habe ich gehalten; Du wirst mir keinen gerechten Vorwurf machen können, weder unter vier Augen noch vor der ganzen Welt, auf deren Urtheil ich mich mit ruhigem Bewußtsein berufen kann. Dafür habe ich aber auch das unbestrittene Recht, zu verlangen, daß Du Deine Gelübde hältst. Ich habe Dir bewiesen, daß ich nicht fordere, was Du mir nicht zu geben vermagst, ich habe Dir volle Freiheit in Deinem Handeln gelassen, so verletzend dasselbe auch oft für die Gefühle einer Frau gewesen ist, und ich bin auch nicht Willens, Dich fernerhin in Deiner Freiheit zu beschränken."

Der Rittmeister hatte ihr mit wirklichem Erstaunen zugehört,

denn seiner Meinung nach mußte sie halbtoll sein, da sie wagte, ihm solche Dinge zu sagen; er kam sich vor wie der Löwe der Maus gegenüber und hielt es kaum für der Mühe werth, zornig zu werden; ein ironisches Lächeln spielte um seine Lippen, und er wollte sie aussprechen lassen, nur um nachher mit aller Strenge und Kraft diesen Widerstand, dem sie sich gewachsen glaubte, niederzuwerfen; ihre Kühnheit kam ihm geradezu lächerlich vor.

Therese achtete nicht im Mindesten auf sein Mienenspiel, das seine Gedanken deutlich genug verrieth; in steigender Bewegung und mit wachsender Kraft sprach sie weiter:

„Wenn ich die Augen aber auch für alle die Rechte, welche mir unbestritten zustehen, verschlossen habe, so war, meiner Meinung nach, bisher doch noch eines von Dir geschont worden, nämlich meine Ehre vor der Welt, ein Recht, das ich immer fest entschlossen war, mir nicht rauben zu lassen. Nachdem ich nun aber die Ueberzeugung gewinnen mußte, Du habest Dich nicht gescheut, mich auch auf diesem Flecke auf das Tiefste und Empfindlichste zu verwunden, halte ich die Zeit für gekommen, Dir zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter!"

„Und Du bist natürlich überzeugt, daß ich diesem Rufe sofort gehorchen werde wie der Schulbube der drohend erhobenen Ruthe seines Lehrers?" fragte der Rittmeister spöttisch, während der nahe Ausbruch des Zornes sich schon immer deutlicher auf seinem Antlitze ausdrückte.

„Ich bin überzeugt," erwiederte Therese stolz, „daß ich in diesem gerechten Kampfe siegen oder untergehen werde, denn der Entschluß steht fest in mir, alle meine Kräfte daran zu setzen."

„Sie scheinen in der That über Nacht bedeutend gewachsen zu sein. Aber kommen wir zur Sache; die Zeit drängt. Was willst Du eigentlich von mir?"

„Ich verlange, daß Du das elende Geschöpf, das sich meine Rechte anmaßt und von meinem Vermögen zehrt, die französische Tänzerin Ninon Lafleur, die zu Dir in einem unerlaubten,

schändlichen Verhältnisse steht, sofort aufgiebst und aus dieser Gegend entfernst, bevor die Leute mit Fingern auf Dich und mich zeigen."

Einen Moment lang schien der Schuldige wie vom Blitze getroffen worden zu sein; die unerwartete Anklage raubte ihm augenscheinlich die Ueberlegenheit, in der er sich bisher befunden zu haben glaubte, der Ausdruck des Zornes machte dem der Betroffenheit Platz. Aber er erholte sich schnell wieder von seiner Ueberraschung, denn an Geistesgegenwart — bei solchen Charakteren könnte man es besser Frechheit nennen — fehlte es ihm niemals, und scheinbar verwundert und gleichgültig meinte er:

„Du träumst wohl, liebes Kind? Welchen Namen nanntest Du soeben?"

„Er hat sich meinem Gedächtnisse nur zu tief eingeprägt," antwortete Therese mit Bitterkeit; „Ninon Lafleur."

„Und wer hat Dir ein solches Mährchen aufgebunden, wenn ich fragen darf?"

„Zunächst die verwittwete Oberlieutenant Braun," erwiederte sie mit einem stechenden Blicke.

Der Rittmeister wußte wirklich nicht, was er von dieser Antwort halten solle. Hatte sich Ninon im Uebermuthe vielleicht einen Scherz gemacht oder verfolgte sie irgend eine ernste Absicht in ihrer tollen Leidenschaftlichkeit? Sie sollte ihre eigene Verrätherin geworden sein?

„Hast Du denn diese Frau trotz meines ausdrücklichen Verbotes wiedergesehen?" fragte er, eigentlich nur um Zeit für die Lösung des Räthsels zu gewinnen.

„Was Dein Verbot anbetrifft, so war es nicht bindend für mich, denn die Ehe hat mich nicht zur Sklavin gemacht, die dem unmotivirten Eigenwillen eines Anderen unbedingten Gehorsam schuldet."

„Du warst also zum zweiten Male in der Villa?" fuhr er auf, doppelt erzürnt, auf seine ungehorsame Frau und Ninon, die ihm den zweiten Besuch derselben verschwiegen hatte.

„Ja, während Deiner letzten Abwesenheit," erwiederte Therese sehr ruhig.

„Also daher stammen diese Klätschereien? — War ich also nicht berechtigt, Dir den Umgang mit diesem Weibe zu verbieten, das es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, unsere Ehe noch mehr zu vergiften, als sie es ohnehin bereits ist?"

Den Weg, den er einschlug, es so darzustellen, als ob die Wittwe in der Villa an der March und die erwähnte französische Tänzerin zwei verschiedene Personen seien, konnte ihm nur die Verlegenheit eingegeben haben, denn es war schwer abzusehen, wohin er darauf gelangen wolle; seine Gattin ließ ihm aber nicht lange Zeit, sich weiter in das Netz dieser Lüge zu verstricken, denn sie zerriß es sogleich mit den in offenbarer Verachtung gesprochenen Worten:

„Gieb Dir nicht die Mühe, mich täuschen zu wollen; die Lüge ist immer feig, und ich muß gestehen, daß ich diesen Charakterzug nie bei Dir vorausgesetzt habe. Ich weiß sehr gut, daß diese sogenannte Oberlieutenant Braun keine Andere ist als jene Ninon, die Du jetzt noch häufig besuchst —"

„Woher weißt Du das?" unterbrach sie der Rittmeister, dessen Gedanken sich immer mehr verwirrten.

„Wenn ich den sicheren Erkundigungen, die ich eingezogen habe, selbst nicht Glauben beimessen wollte, so würden mich doch meine eigenen Augen überzeugt haben, denn als Du das letzte Mal nach Olmütz zu reiten vorgabst, begegnete ich Dir bei Deiner Rückkehr von der Villa im Walde; Du sahst mich freilich nicht, als Du, nur wenige Schritte von mir entfernt, vorüberrittest, denn ich hatte mich bei Zeiten hinter das Gebüsch zurückgezogen."

Der Rittmeister wurde abwechselnd roth und blaß und kaute an seinem Schnurrbarte. Er war jetzt weder im Stande, seine frühere spöttische Miene beizubehalten, noch zornig aufzubrausen, denn er mußte erst die volle Anklage hören, um danach seinen Entschluß zu nehmen — begriff er doch, daß sein erster Versuch,

Therese auf eine falsche Fährte zu führen, vollständig mißlungen sei.

„Diese zufällige Begegnung machte mir klar, was ich bis dahin noch nicht ahnte, obgleich Dein sehr unvollkommen begründetes Verbot, die Villa wieder zu betreten, mich bereits mit unbestimmtem Verdachte erfüllt hatte. Ich verschwieg, meiner unwürdigen Nebenbuhlerin gegenüber, was ich fühlte, aber Du wirst leicht die Empfindungen begreifen können, die ich hatte, als ich mit verstellten Liebkosungen ihr und Dein Kind an mein Herz drückte."

Der Rittmeister wurde wieder außerordentlich blaß.

„Kannst Du mir nun verdenken und wird es irgend ein Mensch mißbilligen, daß ich nach dieser Scene alle mir zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung setzte, um volle Klarheit zu erhalten? — Auf welche Weise ich dahin gelangt bin, wirst Du nie erfahren, was das Resultat meiner Nachforschungen gewesen ist, will ich Dir aber mittheilen, um Dir selbst ein so schmachvolles Geständniß zu ersparen. Du kanntest diese Tänzerin, ein Mädchen von leichtfertigen Sitten, schon zu der Zeit, als Du noch zu Josephstadt in Garnison standest und mir mündlich und brieflich Deine Liebe und Treue schwurest; ich begriff damals nicht Deine allmälig eintretende Kälte, die mir im Geheimen viel Schmerzen verursachte — jetzt hat sich das Geheimniß derselben vor mir enthüllt. Damals verlorst Du schon mein Herz; kein Anderer hat es Dir geraubt, sondern Du Dir selbst. Ich konnte klar sehen, wie wenig ich Dir werth war, als Du mich beredetest, mich der größten Gefahr auszusetzen, um Deinem Ehrgeize zu dienen, indem ich in dem blutigen Kriegsdrama eine olle als Spionin gegen die Preußen übernahm. Aber — ich ll es Dir zu Deinem Troste gestehen — ich that dies nicht hr Dir zu Liebe, sondern der Gedanke, meinem Vaterlande solche Weise zu dienen, war schon längst in mir zum Entsse gereift. — Als Du nach Olmütz versetzt wurdest, schicku auch das Mädchen mit dem Kinde und mit einer alten

Wärterin dahin; ich weiß, wo und wie sie dort gelebt hat, daß Du sie häufig besuchtest und große Summen für sie verschwendetest. Aber was kümmert mich Das? — Damals warst Du Dein eigener Herr und wirthschaftetest aus Deiner eigenen Börse. Hätte ich damals Deine Untreue erfahren, so würde ich Dir nicht einmal einen Vorwurf darüber gemacht haben, denn ich wünschte unser Verhältniß gelöst zu sehen. Ich weigerte mich, Deine Gattin zu werden, und Du zwangst mich dazu, nicht um mich, sondern um mein Vermögen zu besitzen, damit Du es jener Unwürdigen zu Füßen legen könntest. Das war ein doppelter Betrug an mir! — Ich hätte Dir den einen verzeihen können, wenn Du das erworbene Geld theilweise benutzt hättest, wie es Dir Pflicht und Ehre geboten, jenes Weib mit allen ihren Ansprüchen an Dich abzufinden und sie weit zu entfernen. Aber diese Absicht lag Dir ganz fern, im Gegentheil sollten die Opfer, die ich Dir bringen mußte, Dein verbrecherisches Verhältniß zu ihr nur noch mehr befestigen. Du miethetest die Villa an der March für sie, um sie und das Kind in Deiner Nähe zu behalten; und daß Du die Absicht verfolgtest, mir Alles zu nehmen, um es ihr zuzuwenden, zweifellos auch mich später gänzlich zu verlassen, wenn Du keinen Vortheil mehr von mir ziehen könntest, beweist Dein Plan, die Villa käuflich für sie zu erstehen. Du siehst, wie gut ich unterrichtet bin, daß ich nicht mit verbundenen Augen in die mir gelegte Falle gegangen bin, und nun stelle ich die berechtigte Frage an Dich, ob Du es noch unternehmen kannst, diese Beweise Deiner Handlungen und Absichten zu entkräften."

Therese schwieg, behielt aber den Blick herausfordernd auf ihren Mann gerichtet, der mit düsterem Schweigen die Enthüllung seines für so gut verborgen gehaltenen Geheimnisses aufgenommen hatte. Es handelte sich für ihn vorläufig nicht mehr darum, zu erfahren, woher seine Gattin das Alles wisse, sondern die drohende Gefahr abzuwenden, und dazu mußte er erst wissen, was sie zu thun beabsichtige.

„Ich setze den Fall, daß Alles so wäre, wie Du mir soeben vorgetragen hast," sagte er, seine Fassung möglichst bewahrend, „— was folgt daraus?"

„Daß," antwortete sie, empört über seine scheinbare Gleichgültigkeit, „Du jetzt die Wahl zwischen mir, Deiner rechtmäßigen Gattin, und Deiner bisherigen Geliebten hast, denn daß ich mich geduldig diesem Mädchen an die Seite stellen lasse, wirst Du schwerlich voraussetzen. Willst Du Dich nicht von ihr vollständig trennen, so wird unsere Ehescheidung zur Nothwendigkeit — vergiß aber nicht, daß ich dann dabei die Bedingungen zu stellen habe."

„Zunächst würde es für den letzteren Fall handgreiflicherer Beweise meiner Schuld bedürfen als Deiner bloßen Behauptung," sagte der Rittmeister, sie forschend anblickend.

„Diese Beweise habe ich, nämlich die Aussage anderer gut unterrichteter Personen und einen Brief von Deiner eigenen Hand, in dem Du mit dem Besitzer der Villa über den Ankauf derselben für eine Dame unterhandelst."

Der Rittmeister wußte nicht, von welchem der Briefe, die er an Abraham Levinstein gerichtet hatte, die Rede sei und in wie weit ihn derselbe graviren könne, aber er erschrak lebhaft, denn ein solches schriftliches Zeugniß konnte doch in jedem Falle die Richter bei einem etwaigen Prozesse sehr gegen ihn einnehmen.

„Wer sind denn die Personen und wo ist der Brief, von dem Du sprichst?" fragte er.

„Die Ersteren wirst Du erst vor den Schranken des Gerichts kennen lernen, wenn Du mich zwingst, sie vor dieselben zu berufen, und der Brief ist bis dahin gut verwahrt."

Der Rittmeister biß sich ärgerlich auf die Lippen, denn er war überzeugt, daß er von Therese kein weiteres Geständniß erlangen werde.

„In einem solchen Prozesse, dem Du mit großer Ruhe entgegenzusehen scheinst," sagte er höhnisch, „könnten doch Dinge

zur Sprache kommen, die ein eigenthümliches Licht auf Dich werfen würden, denn Du mußt zugeben, daß mir jedes Mittel zu meiner Vertheidigung freistehen würde. Heutzutage ist unser Prozeßverfahren öffentlich."

Die Wangen der jungen Frau glühten vor Unwillen und Zorn, als sie schnell entgegnete:

„Du hast bei solchen Enthüllungen dasselbe und noch mehr als ich zu fürchten, wie Du wohl weißt. Der Skandal würde auf Dich zurückfallen, wenn Du der Gattin, der Du mit aller Kenntniß ihrer Vergangenheit Deine Hand und Deinen Namen gegeben hast, über dieselbe Vergangenheit Vorwürfe machen wolltest, zumal sie nur Dir zu Liebe gefehlt hat. Das ist eine leere Drohung von Dir, die nur Gewicht hatte, so lange ich noch nicht Deine Frau war."

Diese Einwendung war zu einleuchtend, als daß er ihr weiter zu widersprechen versuchen mochte.

„Ich wünsche auch nicht einen solchen öffentlichen Prozeß," fuhr sie fort, „und würde es vorziehen, daß wir unsere Ehe unter einem anderen Vorwande nach gemeinsamen Einverständnisse trennen ließen; ich würde Dir dann gegen die schriftliche Verbürgung Deines Ehrenwortes, daß Du mich später nicht angreifen wollest, einen Theil meines Vermögens abtreten."

Der Rittmeister lachte bei diesem Vorschlage bitter auf. Es fiel ihm gar nicht ein, sich mit einem Theile von Dem abfinden zu lassen, was er doch schon ganz als das seinige betrachtete, und er wußte recht gut, daß er viel, sehr viel gebrauche.

„Wenn ich nun auf diesen Vertrag nicht eingehe?" fragte er.

„Dann wirst Du — und das war es ja nur, was ich von Dir verlangte, nicht die Scheidung — sofort Maßregeln treffen, um Ninon Lafleur zu entfernen."

„Das befiehlst Du mir also?"

„Ich fordere es als mein gutes Recht."

„Mein Kind," begann er nach einer Pause, in der er sie

mit einem düsteren Blicke voll Drohung betrachtet hatte, wieder in einer Art belehrenden Tones, „ich bestreite Dein Recht nicht, will mich auch gar nicht auf eine weitere Verantwortung gegen die mir vorgelegte Anklage einlassen, obgleich die ganze Sache vielleicht nicht so schlimm ist, wie sie Dir erscheint, ich erinnere Dich nur daran, daß die Welt gar nichts so Ungewöhnliches, besonders in unserem Stande und bei unseren Verhältnissen, darin zu sehen pflegt, daß ein Mann, der im eigenen Hause, in der Ehe nicht Befriedigung für sein Herz findet, dieselbe anderwärts sucht; so werden wenigstens meine Freunde urtheilen, und was Andere von mir denken, kümmert mich sehr wenig, zumal ich Niemandem rathen wollte, mir ein vorwurfsvolles Wort gerade in das Gesicht hinein zu sagen. Der zwischen uns aufgestellte, von beiden Theilen unterzeichnete Ehekontrakt ist unantastbar und ertheilt mir das Recht, meine Ausgaben nach eigenem Geschmack und Belieben zu machen; ich habe davon keinem Menschen, selbst Dir nicht, Rechnung abzulegen. Ich sehe deshalb durchaus keinen Zwang vorliegen, mein bisheriges Benehmen zu ändern, und will Dir den guten Rath geben, Dich nicht um Sachen zu kümmern, die Dich Nichts angehen. Was die Villa anbetrifft, so werde ich sie nicht kaufen, sowohl weil Du es nicht wünschest, als weil ich mit diesem Herrn Levinstein Nichts mehr zu thun haben mag, der, wie Du sagst, mit seinen Geschäftsbriefen so leichtsinnig umgeht, daß sie in fremde Hände kommen können. Um die Tänzerin bekümmere Du Dich ebenso wenig, wie sie sich dann um Dich bekümmern wird, — ich habe Dir schon neulich diesen Rath gegeben, und ich brauche, nachdem die Sache zwischen uns nun einmal zu einer Erklärung gekommen ist, mein Verbot wohl nicht zu wiederholen."

Die grenzenlose Frechheit ihres Mannes ließ Therese für einige Augenblicke verstummen; aber sie hatte ja eigentlich eine derartige Erwiederung vorausgesehen und sich darauf vorbereitet.

„Du scheust Dich also nicht," sagte sie mit heftig vibrirender Stimme, „Deiner Gattin gegenüber alle moralischen Rück-

sichten mit Füßen zu treten und Dich auf die Uebermacht, welche Dir die rohe Gewalt giebt, zu berufen?"

„Nein, ich scheue mich nicht davor, Dich in die Dir gebührenden Schranken, die Du heute mir gegenüber durchbrochen hast, zurückzuweisen," antwortete er, seinem Grolle freien Lauf lassend, „und ich versichere Dich, daß ich eine solche Sprache von Dir nie wieder dulden werde. Reize mich nicht, denn Du könntest dabei große Gefahr laufen. Ich bin jetzt Herr in diesem Hause und werde meine Stellung in demselben zu behaupten wissen."

„Ist das Dein letztes Wort?" fragte Therese, eine noch stolzere Haltung, als sie bisher gezeigt, annehmend und den drohenden Blick ihres Gatten mit einem festen, furchtlosen erwiedernd.

„Das ist es!" rief er, indem er zornig mit dem Fuße aufstampfte. „Aber es ist nun die höchste Zeit, daß Du in einen anderen Ton einlenkst, sonst —"

„Still!" unterbrach sie ihn ebenso gebieterisch als verächtlich. „Dann ist es auch an mir, Dir das letzte Wort zu sagen. Der Kampf zwischen uns beginnt, und ich will ihn nicht mit versteckten Waffen führen. Vernimm deshalb meinen festen, unwiderruflichen Entschluß! — Wenn Du mir innerhalb dreier Tage nicht den sicheren Beweis geliefert hast, daß jene Ninon Lafleur mit ihrem Kinde die Villa verlassen hat und sich überhaupt nicht mehr in der Nähe von Glücksburg und Olmütz befindet, so schwöre ich Dir, daß ich rücksichtslos die öffentliche Meinung zum Schiedsrichter zwischen uns anrufen und meinen Antrag auf Scheidung unserer Ehe, indem ich Dich des Bruches derselben beschuldige, bei dem Gerichte stellen werde; die Folgen davon wirst Du Dir leicht denken können: diese unglückliche Ehe wird trotz Deines Widerspruches getrennt, der Ehekontrakt, der mir mit List und Gewalt abgezwungen worden ist, während ich mich in leidendem, halbbewußtlosem Zustande befand, zerrissen und Dir die allgemeine Verachtung zu theil werden. Und

— höre mich weiter, bis zu Ende an! — solltest Du mich jetzt durch scheinbare Nachgiebigkeit zu täuschen suchen und ich dies später entdecken, so werde ich in demselben Augenblick den für jetzt aufgeschobenen Schritt thun. Das gelobe ich bei der Hoffnung, die ich auf die Vergebung meiner Sünden hege!"

Der Rittmeister war eine Weile sprachlos vor Wuth geworden, und sein Aussehen vermochte wirklich einen nicht durchaus beherzten, ihm an Kräften gleichstehenden Mann einzuschüchtern: sein Gesicht war bleich, doch traten an einzelnen Stellen dunkle Flecke auf demselben hervor, die Adern seiner Stirn schwollen fast fingerdick, die Augen rollten förmlich, und die auf einander gebissenen Zähne ließen ein deutliches Knirschen vernehmen; der Oberkörper beugte sich vor, etwa wie bei einem wilden Thiere, das zum Sprunge auf seine Beute ansetzt, und die Fäuste hatten sich geballt.

Diesem Schreckbilde gegenüber blieb Therese indessen, wenigstens äußerlich, ganz kalt — ja, ihr fester Blick schien den Halbrasenden sogar noch herausfordern zu wollen.

„Du wagst es, mir zu drohen, elendes Weib?" rang es sich endlich mit Mühe über die vor Wuth bebenden Lippen ihres Gatten.

„Ich habe immer leere Drohungen verachtet, sie sind feig," erwiederte sie kalt; „ich spreche nur Das aus, was ich ausführen werde."

„Tod und Teufel!" brüllte der Rittmeister, durch den Hohn, der in den ersten Worten gegen ihn selbst lag, auf das Aeußerste gebracht.

Mit einem Satze sprang er nach dem Sessel hin, an den er seine Büchsflinte gelehnt hatte, ergriff dieselbe und stammelte, während er den Hahn spannte:

„Du sollst sogleich sehen, welcher Art meine Drohungen sind! Knie nieder und bete, denn Dein letzter Augenblick ist gekommen! Werde daraus, was da wolle, Du sollst mir nicht ungestraft getrotzt haben!"

Aber Therese sank nicht in die Knie, sondern stand felsenfest vor der sich gegen sie hebenden Mündung des Gewehres. Einen Moment lang zuckte es um ihre Lippen wie ein spöttisches Lächeln, aber sie mochte doch wohl begreifen, daß ihr Mann sich in einem Zustande befand, der an Wahnsinn streifte und ihm jede Ueberlegung raubte, daß sie sich daher Alles von ihm versehen könne, denn sie drängte jenes Lächeln zurück und begnügte sich, ihren flammenden Blick noch durchbohrender auf ihn zu heften.

Jedermann weiß, welch' eine gewaltige Macht in dem festen Blicke eines entschlossenen, furchtlosen Menschen liegt, wenn er ihn auf einen von Leidenschaft erhitzten Anderen richtet; der vernünftige Geist feiert dann fast immer einen glänzenden Sieg über den wilden thierischen Instinkt. Und viele Menschen sind mit einem besonderen Zauber eines solchen Blickes begabt, der gar keinen Widerstand duldet; dazu gehörte — jetzt gewiß zu ihrem Glücke — auch Therese von Tannenburg.

Der Rittmeister mußte diese Wirkung ihres flammenden Auges, das sich wie Dolchspitzen durch die seinigen bis tief in die Seele hinein bohrte, fühlen, denn er ließ das schon angeschlagene Gewehr langsam, offenbar wider Willen, sinken, seine Augen machten dieselbe Bewegung mit, und er stand unbeweglich — nur ein tiefes Keuchen seiner Brust ließ sich vernehmen.

„Wozu eine solche Scene?" fragte jetzt im ruhigsten Tone die unbeugsame Frau. „Ich habe den Tod noch nie gefürchtet, und gerade in diesem Augenblicke liegt mir sehr wenig an meinem Leben. Deine Kugel würde gerade alle meine Wünsche erfüllen, meinem Herzen Ruhe und Frieden geben und mir die Rache sichern. Einen Mörder richtet man auf dem Schaffot, und obenein würden die Leute eine solche an einem wehrlosen Weibe verübte Heldenthat des Rittmeisters Karl von Tannenburg für einen würdigen Schluß seiner Laufbahn erklären!"

Der Rittmeister schleuderte das Gewehr von sich und blieb in derselben Stellung, aber beruhigt war er noch lange nicht; man sah nur zu deutlich, daß die Wuth jetzt noch mehr in ihm kochte.

Nach einer kleinen Pause, in der sie nur einen neuen Angriff abgewartet zu haben schien, setzte sich Therese wieder auf das Sopha nieder, und als ob ihr Mann durch die Bewegung, die sie dabei machte, wieder mehr zur Besinnung gebracht worden sei, wandte er sich um und begann, die Arme über einander schlagend, im Zimmer langsam auf und nieder zu gehen.

So vergingen wohl zwei bis drei Minuten, die für jeden Zuschauer äußerst peinlich gewesen wären; die beiden Betheiligten mochten entweder gar nicht bemerken, daß die Zeit verging, oder diese ihnen zur Ewigkeit werden.

Endlich, als sich die furchtbarste Erregung einigermaßen gelegt hatte, blieb der Rittmeister nahe vor seiner Gattin stehen und sagte, ohne sie anzusehen, mit gedämpfter, immer noch leise zitternder Stimme:

„Du hattest Recht; ich war ein Thor, mich von der Hitze so weit fortreißen zu lassen; ich besitze ja noch genug andere Mittel, Dich unschädlich zu machen."

„Ich bin wirklich begierig, diese kennen zu lernen," erwiederte Therese achselzuckend.

„Du wirst sie vielleicht bald zu Deinem Schrecken kennen lernen. Du hast mir selbst den offenen Krieg erklärt, und ich nehme den Handschuh auf, den Du mir hingeworfen hast; erinnere Dich aber, daß im Kriege alle Mittel, zum Ziele zu gelangen, gelten."

„Ich habe von Dir keine andere als eine solche Ansicht erwartet und werde auf meiner Hut sein."

Er schleuderte noch einen wüthenden Blick auf sie, dann nahm er das Gewehr vom Boden auf, legte Hirschfänger und Jagdtasche an und verließ das Zimmer mit dröhnenden Schritten, ohne ein weiteres Wort zu sagen oder sich umzusehen.

Als er fort war, schien Therese erst die Nachwirkung der aufregenden Scene zu empfinden; sie seufzte tief, aber in ihren Augen spiegelte sich auch der glühendste Haß; doch nachdem sie sich mit der feinen Hand über die Stirn gestrichen hatte, zeigte ihr Gesicht wieder den Ausdruck ruhiger Entschlossenheit, und sie flüsterte vor sich hin:

„Muth! Ich werde dennoch die Siegerin bleiben. Wenn ihn meine Drohung nicht so tief getroffen hätte, würde er nicht so maßlos wüthend geworden sein. Es ist wahr, mein Leben hing an einem seidenen Faden!“

XII.

Das letzte Wort.

Der Rittmeister ging, mit dem Gewehre unter dem Arm, über den Hof und machte dabei eine so finstere Miene, daß alle ihm begegnenden Dienstboten scheu auswichen und ihm eine noch tiefere Verbeugung als sonst machten. Indessen erwiederte er keinen dieser Grüße.

Der Zufall führte ihm auch Johann in den Weg. Er sah ihn scharf an und sagte dann, von einem plötzlichen Einfalle ergriffen, im Vorübergehen leise zu ihm:

„Gehe sogleich in den Park, aber ohne die Aufmerksamkeit der anderen Leute zu erregen; Du wirst mich dort treffen."

Der Bediente machte anfänglich eine etwas bestürzte Miene, denn sein Herr schien ihm nichts Gutes im Sinne zu haben, aber die Neugierde überwog doch jede Bedenklichkeit, und übrigens war er ja auch unbedingten Gehorsam zu leisten schuldig. Er schlich sich also ohne Aufsehen in den Park und zwar nach der kleinen Thür in der Umzäunung hin, durch welche man schon früher den Lieutenant von Mohrfeldt und Isaak Wolff eintreten gesehen hat, um sich zu einem Rendezvous mit der Schloßherrin in den nahegelegenen kleinen Pavillon zu begeben, denn nur von dorther konnte Johann den Rittmeister, der den Weg um das Haus herum machen mußte, erwarten.

Er hatte sich nicht getäuscht; einige Minuten später, als er angekommen war, schwang Jener sich mit Leichtigkeit über den Zaun und nickte befriedigt mit dem Kopfe, als er ihn erblickte. Der Diener eilte herzu und blieb in abwartender, demüthiger Stellung vor seinem Herrn, der die Flinte auf den Boden gesetzt und sich mit beiden Armen auf die Mündung gestützt hatte.

„Kann ich mich in jeder Beziehung auf Deine Treue verlassen?" fragte der Rittmeister, den düsteren Blick fest auf Johann, der doch einen kleinen unheimlichen Schauder fühlte, heftend.

„Ganz gewiß, Euer Gnaden."

„Wenn Du das bewiesen hast, wird es Dein Schaden nicht sein," fuhr der Rittmeister fort, „denn Du wirst dann die Stelle meines ersten Dieners im Hause einnehmen und ich werde dafür sorgen, daß Du in jeder Beziehung zufrieden sein sollst; ertappe ich Dich dagegen auf einer Untreue, auf einem Verrathe, so magst Du Dich auf Alles gefaßt machen. Verstehst Du mich?"

Johann schwebte deutlich der langersehnte Hausmeisterposten vor; seine Eitelkeit und Neugierde waren gleichzeitig angeregt. Schon lange hatte er darüber nachgesonnen, ob er nicht besser thun werde, sich entschieden auf die Seite des Herrn gegen die Frau zu schlagen, und dies erschien ihm noch wünschenswerther, seitdem er vor einigen Tagen, als er den Brief an den Juden auf der Eisenbahnstation abgeben mußte, sich überzeugt hatte, die Gnädige werde ihm doch nie ihr volles Vertrauen schenken."

„Der Herr Rittmeister werden bald nicht mehr zweifeln, daß Sie mich zu jedem Dienste gebrauchen können," antwortete er.

„Ja, ich glaube wohl, daß es Dir nicht an Verschlagenheit fehlt, es wird also nur Deines guten Willens bedürfen," sagte der Rittmeister.

„Rechnen Euer Gnaden sicher darauf!"

„Gut; so verlange ich zuerst eine rückhaltslose, wahrheitsgetreue Beantwortung der Fragen, die ich an Dich stellen werde.

Hüte Dich, mir eine Lüge aufbinden oder etwas verschweigen zu wollen!"

Dabei machte der Rittmeister eine so grimmige, drohende Miene, daß Johann abermals ein leises Frösteln empfand.

„Wie stehst Du mit dem Kammermädchen meiner Frau, der Lina?" fragte Jener nun rasch.

Johann räusperte sich, denn er schwankte, welche Antwort er auf die unerwartete Frage geben solle.

„Ich meine, ob Du eine Liebschaft mit ihr hast."

„Hm, hm, Euer Gnaden — es ist wohl so Etwas," stotterte der Bediente. „Wir gedachten uns zu heirathen, wenn das nur möglich wäre."

„So? Das ist mir lieb. Ich werde für Eure Ausstattung sorgen, wenn ich Euch Beide zuverlässig gefunden habe. Du besitzest also das vollständige Vertrauen des Mädchens?"

„Ich glaube wohl," erwiederte Johann, sich ein wenig in die Brust werfend, und ein Lächeln der Freude über die Aussicht, welche sein Herr ihm eröffnete, war auf sein Gesicht getreten.

„Nun, dann wirst Du mir um so besser Auskunft geben können, denn vier Augen sehen mehr als zwei. Ihr Beide habt die Reise nach Dresden mit meiner Frau kurz vor unserer Verheirathung gemacht. Weißt Du Etwas über den Grund dieser Reise?"

„Wahrhaftig nicht, Euer Gnaden, betheuerte Johann. „Die gnädige Frau befahl, und wir packten die Koffer ein, ohne zu wissen, wohin es gehen sollte."

„Sie hatte sich also auch nicht zu Lina darüber ausgesprochen?"

„Sie thut dies niemals."

„Ihr reistet ohne Aufenthalt bis Dresden?"

„Ja, Herr Rittmeister, und stiegen dort im Hotel *** ab."

„Und was geschah weiter?"

Johann kam in Verlegenheit, wie sich leicht bemerken ließ,

aber ein fester Blick des Rittmeisters und dessen Worte: „Ich will Alles wissen, und Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich Deine Aussage meiner Frau hinterbringe oder Dir irgendwie übeldeute" — öffneten die Lippen des Dieners zum Verrathe seiner Herrin.

„Die gnädige Frau schrieb sogleich nach der Ankunft ein kleines Billet," berichtete er, „und schickte einen Kellner damit in die Stadt aus."

„An wen war der Brief adressirt?" fragte der Rittmeister hastig.

„Ich weiß es nicht, Euer Gnaden — ich schwöre es Ihnen. Aber bald darauf kam ein preußischer Offizier und ließ sich bei der gnädigen Frau anmelden."

„Sein Name?"

„Lieutenant von Mohrfeldt."

„Aha!" rief der Rittmeister triumphirend aus, aber, sich schnell fassend, setzte er gebieterisch hinzu: „Weiter!"

„Die gnädige Frau nahm den Besuch an. Sie schien sehr heiter und erfreut, als ich denselben anmeldete, aber der Herr sah finsterer als gewöhnlich aus."

„Du kanntest ihn bereits?"

„Ja wohl, von der Zeit her, als er hier im Schlosse verwundet lag, nachdem die preußischen Vorposten nächtlich überfallen worden. Die gnädige Frau hatte mich damals zu seinem besonderen Wächter bestellt, aber sie nahm mir den Dienst fast immer selbst ab."

„Wie lange dauerte der Besuch dieses Offiziers in dem Gasthause zu Dresden?"

„Eine gute Stunde ungefähr, gnädiger Herr, so viel ich mich noch entsinne."

„Und Du und Lina wissen nicht, was dort vorgefallen ist? Ihr habt doch ohne Zweifel an der Thür gehorcht?"

„Das war unmöglich, denn ein anderes Zimmer lag zwischen dem unsrigen und dem der gnädigen Frau. So viel aber

ist gewiß, daß die Unterredung sehr lebhaft gewesen sein muß, denn wir vernahmen oft die hocherhobenen Stimmen. Endlich ging der Lieutenant von Mohrfeldt wieder, wobei er sehr bleich und erzürnt, sogar verstört aussah. Uns aber theilte die Gnädige mit, daß sie sogleich abreisen werde, nachdem sie noch einmal an den Lieutenant geschrieben, dieser jedoch ihren Brief durch Lina, die ihn überbrachte, zurückgeschickt hatte. Wir reisten ab, und unterwegs erkrankte, wie der gnädige Herr schon wissen, unsere Dame so bedenklich, daß wir in Prag bleiben mußten."

Der Gesichtsausdruck des Rittmeisters während dieses Berichtes war sehr verschieden gewesen; bald blitzte ein flüchtiges Lächeln der Befriedigung auf, bald zeigte sich Spott oder Aerger; im Ganzen schien der letztere vorherrschend zu sein. Eine Weile schwieg er nachdenklich, dann setzte er sein Examen fort:

„Warst Du mit Deiner Herrin zu der Zeit, als der Krieg ausbrach, auf Schloß Rosenau? Ich entsinne mich nicht, Dich jemals dort gesehen zu haben."

„Ich war auch nicht dort, Herr Rittmeister, aber Lina," erwiederte Johann mit einer pfiffigen Miene, die sagte, er wisse recht gut, um was es sich handle.

„Und was hat Dir Lina von dort erzählt?"

„Ueber den Lieutenant von Mohrfeldt?"

„Ja," meinte der Rittmeister ungeduldig. „Ich weiß, daß er dort einige Tage im Quartiere gelegen hat."

„Sehr wohl, und ehe er mit den übrigen Offizieren und Soldaten ausmarschirte, was sehr schnell geschehen sein soll, ließ ihn die gnädige Frau zu sich bescheiden."

„So so? War er auch vor seiner Verwundung schon auf Glücksburg?"

„Ja, zweimal, so viel ich weiß."

„Und was sagte Lina dazu? Das heißt: zu Dir darüber?"

Johann spielte den Verlegenen und zuckte die Achseln.

„Nur heraus mit der Sprache!" rief der Rittmeister heftig, indem er ihn an die Schulter faßte.

„Ach, Euer Gnaden, das war thörichtes Weibergeschwätz.“

„Ich will es aber hören. Fürchte Nichts, ich werde es weder Dich noch Lina entgelten lassen.“

„Nun, gnädiger Herr, sie behauptete — aber ich habe es immer bestritten — unsere gnädige Frau würde nach dem Kriege den preußischen Lieutenant heirathen.“

„Hat ihre Herrin jemals davon gesprochen?“ fragte der Rittmeister mit unterdrücktem Grolle.

„Bei Leibe nicht! Es war nur Lina's Vermuthung.“

„O, die Zofen haben ein scharfes Auge und ein richtiges Urtheil, was ihre Herrschaft anbetrifft!“ murmelte der Rittmeister wie für sich selbst.

„Gut, Johann,“ fuhr er dann laut fort, „ich bin mit Deinen Aussagen zufrieden, und es bleibt bei meinem Versprechen. Ich will jetzt nur noch wissen, ob Dir oder Lina etwas Besonderes aufgefallen ist, wenn ich vom Schlosse abwesend war.“

„Ich wüßte nicht, Euer Gnaden. Aber ja! die gnädige Frau empfing kürzlich Nachmittags den Besuch der Frau Oberstin von Tannenburg und des Fräuleins vom Bergschlosse; — es war an demselben Tage, an dem Sie das letzte Mal nach Olmütz ritten, und auch die gnädige Frau war ausgefahren. Ich ritt ihr nach, um sie von der Ankunft der Damen, die sie erwarteten, zu benachrichtigen.“

„Und wo fandest Du meine Frau?“

„Der Wagen hielt auf der Landstraße, die von Tobitschau nach der Festung führt; die gnädige Frau war ausgestiegen.“

„Nun, wo war sie?“

„Sie verbot mir streng, es irgend Jemandem zu sagen,“ erwiederte Johann, wieder den Verlegenen spielend, obgleich er längst die Partie des Verräthers ergriffen hatte.

„Ich befehle Dir aber, es mir zu sagen. Uebrigens weiß ich es bereits. In einer kleinen Villa, die hinter dem Walde am Ufer der March liegt — nicht wahr?“

„Es ist richtig, Euer Gnaden. Sie kehrte sogleich nach

dem Schlosse zurück, und am anderen Morgen übergab sie mir einen Brief, um ihn auf die nächste Eisenbahnstation zu besorgen."

Der Rittmeister horchte hoch auf und wiederholte dann lebhaft:

„Ein Brief? — Du mußt gelesen haben, an wen er gerichtet war."

„Das that ich auch, denn man hatte es mir nicht verboten. Der Brief war an einen Juden Isaak Wolff in Nechanitz gerichtet, der sich früher schon einige Zeit im Schlosse aufgehalten hatte."

Der Rittmeister stieß einen halblauten Ruf der Ueberraschung aus; er hielt sich für überzeugt, Therese korrespondire durch die Vermittelung des jungen Juden noch jetzt mit Hugo von Mohrfeldt; auf einen anderen Gedanken kam er nicht, denn diese Vermuthung hatte ihm zu viel Wahrscheinlichkeit. So viel er aber auch noch fragen mochte, Johann wußte keinen weiteren Bescheid zu geben, und nachdem er ihn nochmals belobt, ihm Verschwiegenheit über dieses Zusammentreffen im Parke eingeschärft und nachlässig ein paar Goldstücke in die Hand gedrückt hatte, wandte er sich und ging wirklich auf die Jagd.

Aber diese Beschäftigung mußte ihm wohl heute kein besonderes Vergnügen gemacht haben, denn er kehrte ungewöhnlich früh nach dem Schlosse zurück und brachte auch nicht die kleinste Beute mit sich; vielleicht hatte er auch nur die Einsamkeit gesucht, um seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können und über sein weiteres Benehmen einen Entschluß zu fassen. Als er sich nach seinen Zimmern begab, machte er eine fast noch finsterere Miene als vorher.

Wie schon früher gesagt, vermied er gern, mit seiner Gattin an einem Tische zu Mittag zu speisen, und entschuldigte dies gewöhnlich durch seinen längeren Aufenthalt auf der Jagd; dieses Mal aber kehrte er noch vor der für das Diner festgesetzten Stunde zurück, und Therese war, wie man denken kann, nicht

wenig erstaunt, als er ihr sagen ließ, daß er heute zu Tische kommen werde.

Sollte er sich so schnell schon entschlossen haben, auf ihr Verlangen einzugehen, und wollte ihr dies mittheilen oder bereitete er einen neuen Angriff auf sie vor? — Das vermochte sie nicht zu errathen und fühlte sich einigermaßen beunruhigt; doch sah man ihr dies keineswegs an, als sie, nachdem sie sorgfältige Haustoilette gemacht hatte, sich in den Speisesaal begab.

Johann servirte dort, wie gewöhnlich. Man kann sich denken, wie neugierig der Bursche war, an diesem Tage die beiden Gatten bei einander zu sehen, denn so viel glaubte er mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß der Rittmeister im höchsten Grade eifersüchtig auf seine Frau wegen des preußischen Lieutenants sei, nur begriff er nicht, was die Villa an der March und der Jude in Nechanitz damit zu thun hätten.

Therese erschien zuerst im Speisezimmer, wo sie schon den Bedienten fand, und als sie an ihm vorüberging, warf sie ihm einen bedeutungsvollen Blick zu und flüsterte:

„Reinen Mund gehalten, Johann!"

Diese Warnung bezog sich jedenfalls auf den nach Nechanitz gesandten Brief — wie Johann glaubte, auch auf den Besuch in der Villa — und der untreue Diener hatte die Schamlosigkeit, seine beliebte Pantomime zu machen, indem er die Hand auf das Herz legte und sich mit dem ehrlichsten und unterwürfigsten Gesichtsausdrucke verbeugte.

Die Dame hatte sich kaum auf ein kleines Ecksopha niedergelassen, als der Rittmeister durch eine andere Thür eintrat. Sein Anzug war nach der Rückkehr von der Jagd wieder geordnet, und er sah zwar ernst, aber doch nicht mehr so auffallend finster als vorher aus. Welches nun auch seine Absicht sein mochte, so zwang ihn die Gegenwart des Dieners doch, seiner Gemahlin alle Rücksicht zu erweisen; er begrüßte sie mit einigen förmlich artigen Worten und bot ihr dann seinen Arm, um sie zu Tische zu führen. Hätte Johann nicht die Unterredung

mit seinem Herrn im Parke gehabt, so würde er jetzt schwerlich etwas Außergewöhnliches in dem Leben der beiden Gatten geahnt haben.

In einer Ecke des glänzend dekorirten Speisesaales befand sich ein Büffet mit allerlei Silberzeug, Glaswaaren und Tafelgeschirren, und hinter demselben verborgen ein Schiebefenster, durch welches die Speisen der aufwartenden Dienerschaft von außen her gereicht zu werden pflegten. Johann empfing dort die Schüsseln, präsentirte sie und blieb dann in einiger Entfernung hinter dem Stuhle der Hausfrau stehen, um deren etwaige Befehle zu empfangen; so war es gewöhnlich, und es wurde davon nur eine Ausnahme gemacht, wenn die Herrschaft sich vertraulich unterhalten wollte, in welchem Falle der Diener einen Wink bekam, sich aus dem Zimmer zu entfernen.

Letzteres geschah aber heute nicht; die beiden Gatten wechselten nur wenige gleichgültige Worte mit scheinbar ruhiger Höflichkeit, und Johann's Neugierde fand in keiner Weise Befriedigung, denn der Rittmeister blieb ebenso gut Meister seiner Gesichtszüge, wie Therese dies fast immer war. Als nun aber das Mittagsmahl beendet und der Kaffee gebracht worden war, winkte Ersterer dem Bedienten, hinauszugehen.

Das Ehepaar, das am Tische sitzen geblieben war, verharrte eine Weile in Schweigen, und Keiner von Beiden schien den Anderen anzusehen, obgleich sie sich heimlich beobachteten. Der Rittmeister eröffnete dann das Gespräch, wobei er seine erst halbgeleerte Tasse etwas ungestüm von sich schob; seine Stirn hatte sich, sobald der Diener das Zimmer verlassen, wieder in tiefe Falten gelegt, und sein Blick erhob sich, als er begann:

„Du wirst errathen haben, daß mich nach dem heute Morgen zwischen uns Vorgefallenen ein besonderer Grund bewogen hat, Dich noch einmal aufzusuchen; meine Heftigkeit verhinderte mich, Dir Alles zu sagen, was mir auf dem Herzen lag; ich will dies nachholen, um Dich von einem wahnsinnigen Schritte abzuhalten, der Dich verderben und mit Schmach bedecken würde."

Therese, die wohl eine freundlichere Einleitung erwartet hatte, wandte jetzt auch die Augen auf ihren Mann und erwiederte ruhig und stolz:

„Ich verstehe noch nicht, was Du damit sagen willst."

„Du wirst Dich erinnern, daß Du heute Morgen behauptetest, ich habe keine Waffen, die ich gegen Dich kehren könnte, in der Hand, die einzige wenigstens sei so zweischneidig, daß sie mich selbst am meisten verletzen müsse."

„Das ist auch noch jetzt meine Meinung; Du wirst nicht öffentlich zu behaupten wagen, daß Du, blos durch eigennützige Absichten bewogen, eine Frau geheirathet habest, die Dir ihre Ehre zum Opfer gebracht hatte."

„Das könnte allerdings nur im Nothfalle geschehen und, da es auf den Gang des Prozesses natürlich keinen Einfluß üben würde, von mir nur als ein Mittel, mich an Dir zu rächen, benutzt werden," entgegnete er mit affektirter Gleichgültigkeit und fuhr dann in einem Tone, der halb hämisch, halb drohend klang, fort: „Wenn ich Dich aber anklagen würde, auch in Deiner jetzigen, zweiten Ehe Deine Pflichten verletzt, mindestens Deinen Ruf auf eine Weise kompromittirt zu haben, die zu den schlimmsten Vermuthungen Anlaß geben muß?"

„Dann würde ich jedenfalls die Mittel finden, ein solches Lügengewebe, so fein dasselbe auch angelegt sein möge, zu zerreißen," versetzte Therese, verächtlich die Achseln zuckend.

„Es ist hier nicht von einem Lügengewebe die Rede, sondern von der Enthüllung der Wahrheit," sagte der Rittmeister mit erhobener Stimme und warf einen durchbohrenden Blick, in dem sich sein innerlicher Triumph spiegelte, auf sie. „Kannst Du leugnen, daß Du noch jetzt mit dem preußischen Lieutenant von Mohrfeldt, Deinem Geliebten, der nahe daran war, mir, Deinem Verlobten, Deine Hand wegzustehlen, heimlich korrespondirst?"

Eine brennende Röthe ergoß sich über Theresens Antlitz, die Folge theils des Zornes über die von ihrem Manne ge-

brauchten Ausdrücke, theils der Betroffenheit, daß er ihres Verhältnisses zu Hugo erwähnte, was er bisher immer vermieden hatte, keineswegs aber ihres Schuldbewußtseins, wie jeder unbefangene Zeuge wohl hätte vermuthen müssen und wie es sich auch der Rittmeister auslegte. Ihre Ueberraschung war aber so groß, daß sie nicht den Ausruf zurückhalten konnte:

„Ich sollte heimlich korrespondiren?"

„Meinst Du, daß ich nicht ebenso gute Beweise für meine Anklage habe, wie Du für die Deinige?" fuhr er finster auf. „Hast Du nicht erst vor wenigen Tagen noch durch Vermittelung des Juden Isaak Wolff einen Brief an ihn gesandt?"

Therese würde über den Irrthum ihres Mannes in ein lautes, höhnisches Gelächter ausgebrochen sein, wäre sie nicht wirklich darüber erschrocken gewesen, daß er von der Absendung jenes Briefes Kenntniß habe, und hätte sie im Augenblicke eine Erklärung deshalb geben wollen. Freilich mußte er, falls es zur gerichtlichen Klage kam, doch wohl erfahren, daß ihr Isaak Wolff die Beweise seiner Untreue geschafft habe, aber vor der Zeit wollte sie dies nicht verrathen, da sie, wohl nicht ohne Grund, fürchtete, ihr Gatte möge es sich dann angelegen sein lassen, diesen wichtigen Zeugen auf die eine oder andere Weise unschädlich zu machen. Sein Irrthum kam ihr jetzt sehr zu statten, und dennoch konnte sie ihn nicht in demselben lassen. Hier war schwer ein Ausweg zu finden, und blos um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, sagte sie, in der Ueberzeugung, daß nur Johann geplaudert haben könne:

„Du läßt also Deine Frau durch die Dienstboten ausspioniren? — Das kann freilich zu sonderbaren Mißverständnissen führen."

Der Rittmeister fühlte sich einigermaßen beschämt durch den gerechten Vorwurf; andererseits wollte er aber auch den verrätherischen Diener nicht bloßstellen, weil er dessen Spionage noch ferner zu benutzen gedachte; er nahm deshalb zu einer Lüge, auf die er sich schon vorbereitet, seine Zuflucht und sagte:

„Du irrst Dich; Johann scheint leider mehr Dir als mir ergeben zu sein, und ich beabsichtige, ihn bei erster Gelegenheit fortzujagen. Der, welcher mir diese Mittheilung machte, hat den Menschen in der Livree unseres Hauses in aller Frühe des Tages auf dem Bahnhofe gesehen, was ihm auffällig erschien; er hat ihn beobachtet und bei der Abgabe des Briefes dessen Aufschrift gelesen."

Dieses Mal glaubte Therese ihrem Gatten; sie hatte Wichtigeres im Kopfe, als sich in neue Zweifel einzulassen; die Erklärung war ja auch ganz wahrscheinlich.

„Wer sagt Dir denn nun," fragte sie, alle Fassung zusammennehmend, „daß dieser an Isaak Wolff adressirte Brief einen anderen an den Lieutenant von Mohrfeldt umschlossen habe?"

Der Rittmeister war durch diese einfache Frage eigentlich sehr überrascht; er hatte sie sich selbst noch nicht einmal vorgelegt, da er die Vermuthung sogleich zur Gewißheit erhoben, und jetzt fand er keine andere Antwort darauf als:

„Nun, das läßt sich doch leicht errathen. Was solltest Du sonst mit dem Juden zu schaffen haben?"

„Obgleich dies durchaus kein verfängliches Geheimniß ist," erwiederte sie, spöttisch lächelnd, „fühle ich mich doch nicht verpflichtet, Dir davon Rechenschaft abzulegen; Du weißt, daß ich früher häufig mit Isaak Wolff, den ich erst durch Dich kennen lernte, in Verbindung gestanden habe, und ich begreife nicht, wie Du Dich darüber wundern kannst, daß ich ihn noch jetzt mit meinen Aufträgen beehre."

„Aber die geheimnißvolle Weise, den Brief zur Post zu befördern?" rief der Rittmeister, schon etwas unsicher geworden.

„Geheimnißvoll?" wiederholte Therese. „Kann ich meine Briefe und Diener nicht fortschicken, wann ich will? Wozu bedürfte es da wohl der Geheimnißthuerei?"

„Deine angenommene Ruhe täuscht mich nicht," erwiederte er mit zusammengezogenen Brauen; „ich bin einmal auf der Spur und werde sie bis zum Ziele zu verfolgen wissen."

„Ich habe durchaus Nichts dagegen, wenn Du Dir diese vergebliche Mühe machen willst. — Jedenfalls aber," setzte sie ernster und mit von Neuem sich röthenden Wangen hinzu, „muß ich darauf dringen, daß Du nicht Beschuldigungen gegen mich erhebst, für die es Dir an Beweisen fehlt."

„Soll sich das auf Dein Verhältniß zu dem Lieutenant von Mohrfeldt beziehen?"

„Es existirt kein solches Verhältniß!" sagte Therese lebhaft. „Du bist nicht eifersüchtig, was sich vielleicht noch entschuldigen ließe, denn wo keine Liebe besteht, kann es auch nicht Eifersucht geben; Deine Worte sollen also eine absichtliche Beleidigung für mich sein."

Der Rittmeister lehnte sich mit über einander geschlagenen Armen in seinen Sessel zurück und stieß ein lautes, bitteres Lachen aus.

„Hast Du Deine Bekanntschaft mit jenem Menschen nicht schon auf Rosenau angeknüpft?" fragte er.

„Du würdest vermuthlich nicht eine so verächtliche Bezeichnung für Herrn von Mohrfeldt gebrauchen, wenn er hier wäre," entgegnete Therese verletzt.

„Meinst Du etwa, daß ich mich vor ihm fürchten würde?"

„O nein, aber der gewöhnliche Anstand würde Dir alle kränkenden und unpassenden Ausdrücke verbieten, und es liegt kein Heldenmuth darin, hinter dem Rücken eines Anderen über ihn zu spotten. Daß ich die Bekanntschaft der Offiziere machte, welche der Zufall als Gäste, wenn auch uneingeladen, in mein Haus geführt hatte, war wohl natürlich."

„O, es giebt verschiedene Arten von Bekanntschaften!" rief er giftig. „Wenn man tage- und wochenlang an dem Bette eines hübschen jungen Mannes zubringt —"

„Es wird mir Niemand einen gerechten Vorwurf daraus machen, daß ich einen Verwundeten, den man ohne meinen Willen hierher gebracht hatte, pflegte," sagte sie, doch ein wenig

bleicher werdend, denn sie begriff, daß ihr Mann besser unterrichtet sei, als sie gedacht hatte.

„Auch nicht daraus, daß Du dem Wiederhergestellten, der Deiner Pflege, wie Du es nennst, nicht mehr bedurfte, bis nach Dresden nachgereist bist, um dort seinen Besuch zu empfangen und mit ihm Briefe zu wechseln, was doch Alles sehr aufregender Art gewesen sein muß, da Du unmittelbar darauf in eine Krankheit fielest? — Ich weiß Alles, mein Schatz, und wußte es schon, als ich Dich in Prag traf.“

„Und Du hieltest es dennoch nicht unter Deiner Würde, die Geliebte eines Anderen zu Deiner Gattin zu erheben?“ fragte sie mit bitterem Hohne.

Der Rittmeister schwieg. Sein Herz war wieder mit Zorn und Wuth erfüllt, wie der Kampf auf seinem Gesichte deutlich verrieth, aber er erinnerte sich der am Morgen stattgefundenen Scene, die eigentlich doch mit seiner Niederlage geendet hatte, und drängte gewaltsam den Ausbruch jener Empfindungen zurück.

„Wenn ich noch nicht tief genug in Dein Herz geschaut hatte,“ begann Therese wieder, nachdem sie eine Weile vergebens auf eine Antwort gewartet hatte, und maß ihren Gatten dabei mit Blicken voll Stolz und Verachtung, „so hat sich mir dasselbe doch jetzt bis in seine innersten Falten enthüllt. Ja, ich gestehe Dir offen, daß ich nun auch den letzten Rest von Achtung, den ich noch vor Dir hegte, verloren habe. Was kümmert es mich in diesem Falle noch, ob Du mich für schuldig hältst oder nicht? — Um mich zu rechtfertigen, wiederhole ich also nicht, daß ich in keiner Verbindung mehr mit dem Lieutenant von Mohrfeldt stehe; versuche es, mich auf diese Weise anzugreifen, und Du wirst Dich selbst lächerlich machen. Doch will ich einem Drange meines Herzens Genüge thun, indem ich Dir offen erkläre: Ja, es ist wahr, daß ich Hugo von Mohrfeldt geliebt, leidenschaftlicher als je einen anderen Mann geliebt habe! Es ist wahr, daß ich, ungeachtet der Brautschaft, die uns, Dich und mich, nur noch dem Namen nach verband, entschlossen war, Hugo

meine Hand zu reichen, sei es auch, daß ich deshalb mein Vaterland und dieses mir durch die Gewohnheit lieb und zur Heimath gewordene Haus verlassen müßte, und um dies auszuführen, folgte ich ihm nach Dresden, unbekümmert um Deinen Zorn und Dein Rachegefühl, unbekümmert um das mögliche Urtheil der ganzen Welt. Verstehst Du wohl? ich hätte dem Manne, den ich liebte, jedes Opfer gebracht, Dich aber, der mir dabei in den Weg zu treten versuchen konnte, mißachtete ich. Hugo glaubte sich im Rechte, das Herz und die Hand, die ich ihm anbot, auf den Knieen wiederholt anbot, zurückzuweisen, weil er erfahren hatte, daß ich mich im Rausche einer nur zu thörichten Leidenschaft früher Dir hingegeben habe, er glaubte nicht, daß dieses Verbrechen jemals gesühnt werden könne, und stieß mich mit Verachtung Deinethalben zurück; das war unser Abschied für die Ewigkeit in Dresden, und mit der Verzweiflung, dem Hasse gegen Dich im Herzen kehrte ich zurück. Du wußtest das geistige und körperliche Elend, in dem ich mich befand und das meine Kräfte vollständig gebrochen hatte, damals zu benutzen und glaubst nun, mich durch die Worte eines Priesters und einige armselige gerichtliche Klauseln auf Lebenszeit zu Deiner Sklavin, die Du nach Belieben mit Füßen treten, beleidigen und berauben kannst, gemacht zu haben. O, über den thörichten Irrthum, der das menschliche Herz so vollständig verkennt! Die gewaltsam geknickten süßen Blüthen trugen eine giftige Frucht, nachdem der Baum eine kurze Zeit hindurch gekränkelt hat — wo früher die Liebe wohnte, da herrscht jetzt der Haß; er fällt auf Dich, hüte Dich! — — Was kannst Du mir denn jetzt noch nehmen, wovor soll ich mich fürchten? — Aber wage es nicht, meines Unglückes noch zu spotten! es würde Dich bald genug gereuen!"

Therese war, während sie sprach, immer leidenschaftlicher geworden und befand sich zuletzt in einer Ekstase, die etwas Erschreckendes, selbst für die gestählten Nerven ihres Gatten, hatte. Ihr Antlitz war wieder todtenbleich und spiegelte die ganze Macht der wild in ihr gährenden Empfindungen ab, das Fun-

keln ihrer schwarzen Augen glich versengenden Blitzen, und man konnte sich versucht halten, zu glauben, letzteren werde in jedem Momente ein vernichtender Donnerschlag folgen. Gegen das Ende ihrer Rede, die sie mit lebhaften Gestikulationen begleitete, hatte sie sich erhoben und war dem Rittmeister, der sich förmlich wie ein schüchterner Vogel von dem Blicke der giftigen Schlange bezaubert und gebannt fühlte, immer näher getreten, und nun wandte sie sich, noch einmal kurz und bitter in einer Weise auflachend, die das Blut zu Eis erstarren konnte, schnell um und verließ in stolzer und fester Haltung das Zimmer.

Der Rittmeister hatte die volle Ueberzeugung gewonnen, daß er ihre Kräfte unterschätzt und zu viel gewagt habe. Er fühlte sich gedemüthigt und, augenblicklich wenigstens, außer Stande, einen weiteren Entschluß zu fassen. Halbbetäubt blieb er noch einige Minuten lang sitzen und starrte die Thür an, die sie heftig hinter sich zugeworfen hatte.

XIII.

Der Major.

Als Hugo von Mohrfeldt an dem Morgen, welcher der durch den Spuk gestörten Nacht folgte, erwachte, erinnerte er sich sogleich des sonderbaren Ereignisses und der räthselhaften Aeußerung des alten Peter, daß dieser Aehnliches schon einmal erlebt habe. Nachdem er nun seine neulichen Nachforschungen mit derselben Erfolglosigkeit wiederholt, erwartete er mit nicht geringer Ungeduld den Greis, der sich an jedem Morgen einzustellen pflegte, um nach seinen Befehlen für den Tag zu fragen.

Die alte Magd, die ihm das Frühstück brachte, sah den jungen Herrn, sowie die Zimmer mit offenbarer Scheu an, aber Hugo that, als ob er dies nicht bemerke, und ließ sich auf kein Gespräch ein. Ueberhaupt versuchte er, die Gedanken an die nächtliche Erscheinung ganz loszuwerden, denn dieselben schweiften doch in der Irre umher, und vielleicht ließ sich erst ein Anhalt finden, wenn der alte Mann, wie er versprochen, erzählt haben würde.

Endlich erschien Peter; sein Ernst schien heute noch tiefer als gewöhnlich zu sein, und er blickte den Lieutenant mit augenscheinlicher Besorgniß an. Zwar stellte er nur die gewöhnliche Frage, aber Hugo merkte ihm leicht an, daß ihm noch mehr das Herz bedrücke.

„Nun, Förster," sagte er, ihm einen Stuhl anbietend, „Sie hatten mir in dieser Nacht eine Erzählung versprochen, und wenn ich auch sonst gerade nicht neugierig bin, so wird diese Geschichte vielleicht dazu beitragen können, ein Ereigniß dieser Nacht aufzuklären."

Der Greis schüttelte den Kopf, als er erwiederte:

„Das glaube ich kaum, Herr Lieutenant; mir hat der Vorfall den alten Kopf noch mehr verwirrt."

„Nun, Sie sind doch nicht gar abergläubisch, Peter?" fragte Hugo, sich zum Lächeln zwingend.

„Ich habe es nie geglaubt, Herr, aber heute möchte ich es werden. Doch Sie haben befohlen, daß ich Ihnen die Geschichte von dem seligen Herrn erzähle, und Sie mögen dann selbst urtheilen, ob die Sache nicht sonderbar ist."

„Also um meinen unglücklichen Verwandten handelt es sich wieder?" fragte Hugo, von einem unheimlichen Gefühle beschlichen.

„Es werden jetzt drei Jahre her sein," begann der Alte, mit dem Kopfe nickend, „und wir hatten gerade dieselbe Jahreszeit und das gleiche schlechte Wetter, Sturm und Regen, besonders in den Nächten. Der alte Herr schlief, wie Sie ja schon wissen, immer in dem Zimmer und in dem alten Bette da" — er deutete auf Hugo's Schlafgemach — „und hatte den Mohr bei sich; hier in der Stube umher hingen mancherlei Waffen, die er sehr liebte. Ich und die beiden Knechte wohnten ganz ebenso wie jetzt. Von Spuk im Schlosse sprach damals noch kein Mensch, wenigstens habe ich es nie gehört — freilich verkehrte ich auch nicht viel mit den Leuten. Von der trüben Stimmung des Herrn habe ich Ihnen schon neulich erzählt, aber sie war damals noch bei Weitem nicht so gefährlich, wie in seinen letzten Lebensjahren. Abergläubisch, wie Sie es nennen, war er jedoch, das kann ich behaupten, denn wenn ich Abends bei ihm saß, sprach er oft ganz seltsame Dinge, blickte sich zu-

weilen scheu um, besonders wenn der Sturm draußen so heulte und kreischte — im Walde machte er sich nicht das Mindeste daraus — und oft fragte er mich, ob ich wohl glaube, daß die Todten, seien es nun unschuldig Gemordete oder arge Verbrecher oder dergleichen, wieder aufstehen und umhergehen könnten. Ich sagte natürlich, das sei Unsinn, aber lachen konnte ich darüber nicht, junger Herr, denn ich wußte wohl, warum der alte Herr so sprach: er dachte an das unselige Duell in Petersburg. Um jene Zeit wurde er aber immer finsterer und trauriger, und ich zerbrach mir vergeblich den Kopf darüber; ich meinte, das zunehmende Alter sei daran schuld. Eines Morgens jedoch — es war gerade so wie heute: da saß er auf dem Lehnstuhle, wie Sie jetzt und ich hier an derselben Stelle — winkte er mir plötzlich, meinen Stuhl näher zu ihm zu rücken, und erzählte mir auf geheimnißvolle, ängstliche Weise, daß er in der Nacht durch ein sonderbares Geräusch, das nicht vom Winde herrühren könne, erweckt worden sei; es müsse Jemand bei ihm im Zimmer gewesen sein, behauptete er, und dabei blieb er, obgleich ich ihm seine Einbildung auszureden mich bemühte und wir das ganze Zimmer durchsuchten. Auch außerhalb des Hauses war nirgends eine Spur zu entdecken, daß Jemand sich demselben genähert habe."

„Und der Hund?" unterbrach Hugo den Erzähler.

„Er war unruhig gewesen, hatte gegen das Fenster hin gebellt und geknurrt — aber ich komme nachher auf ihn zurück. Gut, dasselbe wiederholte sich mehrere Male, aber nicht regelmäßig in allen Nächten, und nur dann, wenn es stürmte. Wir stellten Wachen aus, ließen des Nachts die Hunde los — das schien einigermaßen zu helfen."

„Aha!" machte Hugo, leicht lächelnd, innerlich aber wirklich etwas beruhigt.

„Hören Sie nur weiter, Herr Lieutenant! — Eine Zeit lang blieb es ruhig, und wir ließen in unserer Wachsamkeit nach; da begann es von Neuem und, wie der Herr behauptete,

stärker als zuvor. Mohr wurde auch ganz wild, später aber schien er sich selbst zu fürchten, denn er heulte entsetzlich."

„Das war natürlich, weil Ihr die Wachen und die Hunde außerhalb des Hauses fortgelassen hattet."

„Wir stellten sie wieder aus, aber nun half es Nichts mehr. Der alte Herr schwur, daß es immer toller und deutlicher würde."

„Und die anderen Leute bemerkten Nichts davon?"

„Nein, niemals. Auch ich wachte in einigen Nächten bei dem Herrn, und Alles blieb still. Dadurch gewann ich denn allmälig die Ueberzeugung, er werde einzig durch seine aufgeregte Phantasie getäuscht, — nur das Benehmen des Hundes blieb mir unerklärlich; das Thier theilte ganz die Unruhe des Herrn, und selbst am Tage ließ er sich nur ungern in das Schlafzimmer locken, schnüffelte überall umher und zeigte sich scheuer als sonst. Merkwürdig war es auch, daß unter den Landleuten nun auf einmal das Gerücht auftauchte, es spuke in und bei dem Schlosse; allerdings mochten die Knechte wohl geplaudert haben, obgleich ich ihnen dies streng verboten hatte, aber jene Gerüchte waren doch bestimmter und es wurde ihnen mehr Wichtigkeit beigelegt, als man sonst auf die Einbildungen eines alten halbkranken Mannes giebt. Und der Herr war in Folge dieser nächtlichen Störungen halbkrank geworden, mehr im Gemüthe als am Körper; sonst noch ganz rüstig, war er doch blaß, das Auge unstät, der ganze Ausdruck seines Gesichts finster und leidend geworden. Da half kein Zureden; anfänglich hatte er gestritten, jetzt sagte er gar Nichts mehr und schüttelte nur mit trüber Miene den Kopf. Diese Anfälle traten übrigens nur von Zeit zu Zeit deutlich hervor, woraus ich schloß, seine Nachtruhe werde auch nicht mehr so oft gestört."

„Ihr hattet also Eure Wachen ganz aufgegeben?"

„Allerdings; sie nützten zu Nichts. Wir hatten Alles durchspäht und keine Spur gefunden; es wurde uns immer klarer, daß der Herr nur phantasire und vielleicht selbst den Hund be-

unruhige. Es war wohl ein halbes Jahr vor dem Tode meines Gebieters — Mitte letzten Winters — und ich schlief Nachts ganz ruhig, obgleich der Wind wieder einen gräulichen Lärm machte, da fuhr ich plötzlich in die Höhe und es war mir, als sei ich durch einen in nicht gar zu weiter Entfernung gefallenen Schuß geweckt worden; die Hunde, die ich bei mir hatte, schlugen an, und ehe ich mich noch recht besinnen konnte, vernahm ich ganz deutlich einen zweiten Schuß; er mußte aus den Zimmern des Herrn kommen. Sie können sich leicht denken, Herr Lieutenant, wie ich erschrak, — ich dachte an alles Andere als an Gespenster, meinte sogar, der Herr habe sich ein Leid angethan. Die Hunde bellten wüthend und wollten zur Thür hinaus; ich war mit einem Satze von meinem Lager aufgesprungen und ließ mir kaum Zeit, mich nothdürftig zu bekleiden, dann eilte ich hierher."

„Es war gerade so wie in dieser Nacht!" setzte der alte Peter mit einem Seufzer hinzu.

„Nun?" fragte Hugo mit Spannung. „Wie fanden Sie den Herrn?"

„Jene Thür war nur eingeklinkt, er pflegte sie Nachts nie zu verriegeln, ich konnte also ungehindert eintreten. Es brannte kein Licht in den Zimmern, aber wir hatten Vollmond, und wenn ihn die Wolken auch manchmal bedeckten, so wurden sie doch schnell vom Sturme gejagt, daß das helle Licht sekundenweise wieder hervorbrach, und das geschah gerade, während ich den Fuß über die Schwelle setzte. Ich fuhr erschrocken zurück, in dem Momente glaubte ich selbst ein Gespenst vor mir zu haben. Im zweiten, hier in diesem Zimmer, gerade in der Mitte, stand der Herr im weißen Hemde, wie er aus dem Bette aufgesprungen war, unbeweglich, den Oberkörper vorbeugend, das Gesicht der Schlafzimmerthür zugewandt; mit beiden Händen hielt er ein Doppelgewehr — ich sah nachher, daß beide Läufe abgeschossen waren, und der Pulverdampf schwebte noch in den Stuben — wie zur Abwehr weit vor sich hingestreckt.

Ich sagte, daß ich bei meinem Eintritte über diesen gespensterhaften Anblick erschrocken gewesen sei, aber ich wurde es noch mehr, als ich mich schnell gefaßt hatte und näher zu ihm getreten war. Ich werde das Bild, das ich da deutlich vor Augen hatte, nie vergessen, Herr Lieutenant, es schaudert mir noch heute bei der Erinnerung daran durch Mark und Bein. Er war von einem förmlichen Starrkrampfe ergriffen und eiskalt, wie ich fühlte, als ich seine Hand berührte, das Gesicht todtenbleich, die Augen weit geöffnet, und das Haar hatte sich buchstäblich in die Höhe gesträubt. Zu seinen Füßen lag Mohr platt auf dem Boden und heulte und wimmerte leise. Ich stieß einen Ruf des Schreckens aus und rief: „Gnädigster Herr!" — da ließ er plötzlich das Gewehr fallen und brach lautlos zusammen; er würde auf den Boden niedergestürzt sein, hätte ich ihn nicht in meinen Armen aufgefangen."

„Und was geschah dann?" fragte Hugo nachdenklich, als der Greis eine Pause machte, denn das Athmen schien ihm ordentlich schwer zu werden.

„Mittlerweile kamen auch die Knechte, die den Schuß ebenfalls gehört hatten, und wir brachten den Herrn nicht ohne Mühe in sein Bett zurück und konnten ihn erst nach längerer Zeit wieder aus seiner Ohnmacht erwecken. Darauf war er mehrere Tage lang so ernstlich krank, daß ich nicht von seinem Lager gehen konnte —"

„Hatten Sie denn keinen Arzt rufen lassen?" fragte Hugo.

„Der Herr verbot es mir, und ich selbst hielt es nicht für nothwendig, da ich mich bald von der Art seiner Krankheit überzeugt hatte; es war nur Aufregung und Furcht, denn, wie er mir erzählte, als er sich einigermaßen erholt, war der Spuk in der Nacht ärger als je gewesen."

„Und welche Erscheinungen behauptete er gehabt zu haben?" fragte Hugo gespannt.

„So mancherlei Beängstigendes; ganz aus der Fassung hatte ihn aber eine in hellem Lichte erscheinende Figur gebracht—"

„In ein Sterbehemd gehüllt, mit Blut befleckt, den einen Arm drohend erhoben, nicht wahr?" meinte Hugo.

Der alte Peter war keineswegs erstaunt über diese Beschreibung, die, wie sein Kopfnicken bewies, ganz richtig sein mußte, sondern er sagte nur traurig und ernst:

„Ja, ja, so war es; ich wußte heute Nacht sogleich, daß auch Sie das Gespenst gesehen haben würden. Darauf eben hatte der alte Herr zwei Schüsse abgefeuert, gerade wie Sie, Herr Lieutenant, heute Nacht Ihren Revolver."

Die beiden Männer schwiegen nachdenklich eine Weile.

„Lieber Förster," sagte Hugo dann ruhig, „ich war allerdings heute Nacht, als ich soeben aus dem Schlafe erwachte, aufgeregt und ließ mich durch die Ueberraschung verleiten, den Schuß abzufeuern; damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß ich an übernatürliche Erscheinungen glaube. Wir haben es hier mit einer schändlichen Täuschung durch Menschenhand zu thun und müssen Alles daran setzen, dieselbe zu ermitteln. Für einen bloßen Scherz ist die Sache zu ernst und jedenfalls für den Thäter mit zu viel Mühseligkeiten verknüpft; es muß also Bosheit dahinter stecken. Die Absicht, auf die Phantasie meines verstorbenen Verwandten einwirken zu wollen, seinen ohnehin schon geschwächten Geist noch mehr zu zerstören, hat jedenfalls vorgelegen und ist leider nicht ohne Erfolg geblieben, wie Sie mir erzählt haben; wie man aber hoffen kann, mich durch dergleichen Dinge einzuschüchtern, und zu welchem Zwecke, ist mir bis jetzt noch unbegreiflich."

Der Alte machte eine Miene, aus der man lesen konnte, daß er Hugo's Ansicht nicht unbedingt theile; er schien wirklich an Uebernatürliches zu glauben.

„Haben Sie keine Vermuthung," fuhr Hugo fort, „wem daran liegen konnte, eine ernstliche Krankheit oder noch tiefere Geistesverstimmung des alten Herrn herbeizuführen?"

Der alte Peter sah ihn mit einiger Verwunderung an und antwortete:

„Nein, junger Herr, das weiß ich wahrhaftig nicht.“

„Eine Frage im tiefsten Vertrauen, Peter — aber geben Sie mir die Hand darauf, nie eine Sylbe darüber zu äußern.“

Der Greis reichte ohne Zögern seine schwielige Hand hin, sagte aber dabei:

„Der Handschlag ist überflüssig, junger Herr; ich plaudere mit keinem Menschen, und die Leute im Hause hören von mir nicht mehr, als ich ihnen durchaus sagen muß.“

„Entsinnen Sie sich genau, ob der Inspektor Kolinko zu der Zeit, als der Verstorbene solche Erscheinungen gehabt hatte, immer auf dem Gute anwesend war?“

„Er ist nie auf mehrere Tage abwesend gewesen, so viel ich weiß, höchstens zur Zeit, wenn die großen Getreideverkäufe auf dem Markte zu Mitau oder Riga stattfanden.“

„Und dann zeigten sich die Gespenster nicht?“

„Das kann ich wirklich nicht mit Bestimmtheit sagen; der Herr verschwieg ja auch oft, was er gesehen haben wollte. Aber haben Sie denn den Inspektor in Verdacht?“

„Das gerade nicht, aber ich wüßte keinen anderen Menschen in der Gegend, der so viel Geschicklichkeit besitzen sollte, solche Trugbilder hervorzuzaubern.“

„Und welchen Zweck hätte er dabei haben können?“

„Hm, vielleicht den alten Herrn ganz von den Wirthschaftsangelegenheiten abzuziehen, um in denselben freie Hand zu behalten.“

„Die hat er stets gehabt; der selige Herr unterschrieb alle seine Rechnungen auf Treu' und Glauben und billigte jede Anordnung, die er traf.“

Das hatte Hugo allerdings auch schon von dem Grafen gehört, und andere Gründe für eine solche Handlungsweise des Inspektors vermochte er nicht zu finden; dennoch wollte der einmal gefaßte Verdacht nicht von ihm weichen.

„Was halten Sie überhaupt von diesem Manne, Peter?“ fragte er. „Sprechen Sie es offen aus!“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich ihn nicht leiden möge.“

„Aber warum nicht? — Meinen Sie, daß er den Herrn übervortheilt haben könne?“

„O nein; Gott bewahre mich, daß ich einem Anderen ohne Grund mißtraue! — Die Einnahmen vom Gute sind höher als sonst, seitdem er die Wirthschaft führt, und man hält ihn allgemein für einen rechtlichen Mann. Aber er ist herrisch und eigenwillig, hart gegen die Leute, und über mich wollte er sich auch anfänglich erheben, doch ich sagte ihm gerade heraus, daß ich nicht sein Diener sei, und der selige Herr unterstützte mich dabei. Seitdem haben wir uns nicht mehr um einander bekümmert.“

Hugo sah ein, daß er von dem Alten nicht mehr erfahren könne, und beeilte sich, das Gespräch abzubrechen.

„Wir werden dieses schändliche Geheimniß dennoch enthüllen,“ sagte er, indem er aufstand. „Heute ist das Wetter ruhig und gut, und Sie sagen ja, das Gespenst lasse sich nur in stürmischen Nächten sehen, was ganz dafür spricht, daß wir es mit Menschen zu thun haben, die in Lärm und Verwirrung auf ihren heimlichen Wegen sicherer zu gehen glauben. Wenn eine solche Nacht wieder kommt, worauf wir in dieser Jahreszeit wohl nicht lange zu warten brauchen werden, dann will ich den Hund bei mir behalten und hoffe, nicht wieder auf ein bloßes Schattenbild Feuer zu geben. Aber Sie trennen sich wohl nicht gern von dem Thiere?“

„O, der alte Herr hat ihn ja auch immer bei sich gehabt, und es ist ganz gut, wenn Sie den Mohr an sich gewöhnen.“

„Gut, dann will ich ihn gleich heute zu mir nehmen.“

„Wie Sie befehlen, junger Herr.“

Der Greis ging und brachte Mohr, der dem neuen Herrn große Zutraulichkeit bezeigte; auch die Gespenstergeschichte schien er vergessen zu haben, seitdem er längere Zeit hindurch nicht in diesen Gemächern gewesen war, denn Hugo bemerkte keine besondere Unruhe an ihm, als er ihn in das Schlafzimmer führte.

Wie gesagt, war dieser Tag ziemlich schön, und der Lieutenant, der keine wichtigen Geschäfte hatte und die Gedanken an die vergangene Nacht gern zerstreuen wollte, entschloß sich, dem Major Andronikoff den zugesagten Besuch abzustatten, obgleich er davon gerade kein besonderes Vergnügen erwartete; der Höflichkeit mußte aber doch genügt werden.

Er befahl daher, die Wagenpferde vor den leichten Jagdwagen zu spannen, und einer der Knechte, den der alte Peter in eine verschossene, ziemlich sonderbar aussehende Livree gesteckt hatte, mußte als Kutscher dienen. Da der Weg ziemlich weit war und Hugo früh zurückzukehren gedachte, fuhr er schon am Vormittage ab.

Der Weg war in Folge des Regens herzlich schlecht, bis er die Chaussee erreichte, und obgleich die kräftigen Pferde das leichte Fuhrwerk vollständig in der Gewalt hatten und der Kutscher Peitsche und ermunternden Zuruf nicht fehlen ließ, brauchte man doch beinahe drei Stunden, um an das Ziel zu kommen.

Wie weit sich die Besitzungen des Majors erstreckten, konnte Hugo natürlich nicht unterscheiden, aber das Wohnhaus mit den dazu gehörigen Gebäuden verrieth nicht große Wohlhabenheit des Besitzers. Es lag eine ziemliche Strecke abseits der Chaussee und man hatte bis dahin noch einen in erbärmlichem Zustande befindlichen Weg zurückzulegen. Das Ganze sah eigentlich nur wie ein großes Bauergehöft aus, denn die Gebäude waren eng zusammengedrängt und gewährten in ihrem Verfalle oder wenigstens ihrer Vernachlässigung keinen freundlichen Anblick; rings umher war die Gegend flach und kahl, Feld, Wiese und viel Moorgrund, erst in weiterer Entfernung sah man Wald und andere bewohnte Ortschaften, auch die Stadt Mitau.

Das Herrenhaus, das von einigen alten Bäumen, die mit ihren kahlen Aesten und Zweigen den traurigen Eindruck noch vermehrten, umgeben wurde, hatte nur ein niedriges Stockwerk mit einem unverhältnißmäßig hohen Dache von gebräunten und bemoosten Ziegeln, aus dem ein paar große Lukenfenster hervor-

schauten; mehr als sieben oder acht Zimmer mochte es nicht in sich fassen, und die kleinen Fenster in der grauen Mauer, deren Putz großentheils abgebröckelt war, hatten nichts Einladendes. Noch viel armseliger erschienen die Wirthschaftsgebäude, die einen Hof hinter dem Hause einschlossen, und die Häuser der Kossäthen, welche sich in geringer Anzahl dicht an die herrschaftliche Besitzung lehnten, konnten als wahre Hütten gelten.

Das Alles stimmte freilich wenig mit dem behaupteten Reichthum des Majors überein, aber Hugo erinnerte sich, daß er im gräflichen Hause gehört habe, Jener sei erst seit kurzer Zeit hier ansäßig und gedenke sich bald zu verändern.

Das Anfahren des Wagens brachte keineswegs mehr Leben in dieses todte Bild, und nur eine menschliche Figur ließ sich erblicken, die langsam um die Ecke des Hauses geschlendert kam, dabei stark hinkend. Es war dies ein langer, sehr magerer Mensch, dem der enge, bis beinahe auf die Füße hinabreichende gelbgraue Militairmantel ein noch unproportionirteres Aussehen gab; auf dem Kopfe trug er eine weiße Soldatenmütze, flach und mit sehr breitem Teller. Als er den Wagen erblickt und eine Weile mit seinen schmalgeschlitzten, grauen und glanzlosen Augen angestarrt hatte, nahm er die kurze Pfeife, die er im Munde führte, heraus, steckte sie unter den Brustüberschlag des Mantels und setzte sich in etwas schnellere Bewegung.

Nach Hugo's Schätzung konnte dieser Mann, wahrscheinlich der Leibdiener des Majors, ungefähr fünfzig Jahre alt sein; die Formen seines Gesichts entsprachen ganz denen des langgezogenen Körpers, und die vorerwähnten Augen, die spitze Nase und schmalen Lippen verliehen dem blassen, wettergefurchten Gesichte eine abstoßende Häßlichkeit, die durch das kurzgeschorene rothe Haar und den wie eine Bürste verschnittenen Schnurrbart noch gesteigert wurde.

Der Lieutenant war im Begriffe, den an den Wagen Tretenden zu fragen, ob der Major zu Hause sei, als Letzterer ein Fenster öffnete und dem Gaste freundlich Willkommen zurief.

„Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen nicht sofort entgegeneile, Herr von Mohrfeldt,“ setzte er hinzu, „ich will nur meinen Schlafrock ablegen. Iwan, führe den Herrn in das Haus und sorge für Pferde und Kutscher auf das Beste!“

Damit verschwand der Major in seinem eleganten türkischen Schlafrocke und mit der langen Pfeife in der Hand wieder, und Iwan, der jetzt begriff, der Fremde stehe in vertraulichem Verhältnisse zu seinem Herrn, riß die Mütze vom Kopfe, schlug den Wagentritt herab und nahm eine ganz militairische Haltung an.

Als Hugo ausgestiegen war, folgte er dem Diener, der kein Wort sprach und alle seine Bewegungen mit militairischer Steifheit und Akkuratesse machte, und ließ sich in ein Zimmer führen, zu dem man unmittelbar aus der Hausthür gelangte. Iwan schloß die Thür wieder hinter ihm, um den zweiten Theil seines Auftrages auszuführen, und Hugo hatte, da er ganz allein war, Muße, sich in dem Wohnzimmer des Majors umzusehen.

Dasselbe war groß, aber niedrig und verrieth auf den ersten Blick die Junggesellenwirthschaft. Der gedielte Fußboden und die mit einer hellen, sehr defekten Tapete bekleideten Wände waren keineswegs sauber gehalten, die ehemals weißen Gardinen stark von Tabakrauch gefärbt und verstaubt, die Fensterscheiben trübe und die Meubles, die noch aus dem vorigen Jahrhundert herstammen mochten, ohne Geschmack und Symmetrie aufgestellt; dazwischen herrschte eine bunte Unordnung. Auf dem Sopha lagen einige Kleidungsstücke, in der Ecke ein vollständiges Sattelzeug, hier und da lehnte eine Pfeife an der Wand oder einem Stuhle, und Tische und Kommoden wurden von einem wirren Durcheinander bedeckt, das sich nicht so leicht entziffern ließ. Eleganz und Luxus vermißte man durchaus; ein wohlhabender Pächter pflegte besser eingerichtet zu sein.

Während Hugo noch Alles mit keineswegs angenehmen Empfindungen überblickte, wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet, und der Major trat rasch ein. Er trug jetzt, wohl seinem Gaste zu Ehren, einen dunkelgrünen Offiziersüberrock, in

dessen einem Knopfloche man mehrere Ordensbänder sah; die Uniform kleidete ihn jedenfalls noch besser, als der Jagdanzug, in dem ihn Hugo zum ersten Male gefunden hatte.

„Es ist schön, daß Sie mich besuchen," sagte er lebhaft, beide Hände des Lieutenants nehmend und warm drückend; „ich hatte Sie schon seit einigen Tagen mit Ungeduld erwartet und war nahe daran, selbst zu Ihnen hinüberzureiten."

Hugo entschuldigte sich mit den mancherlei Geschäften, die er bei der Uebernahme des Gutes habe.

„Das ist natürlich, ich dachte es mir wohl," sagte der Major, „habe ich doch sogar meine Plage mit diesem kleinen Fleckchen Erde gehabt, das kaum an Ihr Vorwerk hinanreicht. Wir wollen keine förmlichen Umstände mit einander machen — bitte, setzen Sie sich, hier sind Cigarren, die Sie nicht ganz schlecht finden werden —"

„Ist das hier nicht die reine Junggesellenwirthschaft?" fuhr er lachend fort. „Ein wahres Feldlager! Aber was thut's? Sie sind ja auch nicht verheirathet und werden sich vielleicht noch nicht viel besser einrichten gekonnt haben. Wir haben wenigstens den Vortheil, daß wir uns nicht zu geniren brauchen, keine bessere oder zartere Hälfte zankt über verräucherte Gardinen und auf die Dielen verstreute Asche. Es lebe die Freiheit! — He, Iwan! — Wo steckt der Kerl nur? — Er soll uns eine Flasche Wein bringen und ein Frühstück bereiten, so gut er es versteht. Iwan ist nämlich mein Koch — und kein schlechter, versichere ich Sie — nebenbei Haushofmeister, Kammerdiener, Kutscher, Reitknecht, kurz Alles in Allem, ein prächtiger Kerl!"

Während er so plauderte, komplimentirte er Hugo auf das Sopha, lief geschäftig nach dem Hinterzimmer, um aus dem Fenster nochmals nach Iwan zu rufen, steckte sich dann eine Cigarre an und setzte sich neben seinen Gast. In seinem ganzen Wesen lag eine so liebenswürdige, sorglose Vertraulichkeit, daß Hugo sich dadurch überrascht fühlte, denn neulich im gräf-

lichen Hause war er ihm ganz anders erschienen; dennoch beschloß er, sich der neuen Bekanntschaft nicht zu rückhaltslos hinzugeben.

Als Iwan, der, wie der Major erzählte, ein im Kaukasus verwundeter Invalide und ihm ganz ergebener Diener war, den Wein und ein wirklich schmackhaftes Frühstück gebracht hatte, wurde die Unterhaltung der beiden Herren immer lebhafter; sie bezog sich theils auf ihre militairischen Erlebnisse, theils auf die jetzigen Verhältnisse. Der Major erwähnte auch wieder seiner Absicht, sich in der Gegend ein bedeutenderes Besitzthum zu kaufen, und seine Reden bestätigten die Mittheilung des Grafen, daß er sehr reich sein müsse; dabei spottete er selbst über seine jetzige armselige Einrichtung und meinte in heiterer Laune:

„Aber warten Sie nur, Herr Kamerad, es wird bald Alles anders werden, wenn ich meinen starken Nacken erst unter das Joch der Ehe gebeugt habe."

„Ist das Scherz oder Ihre wirkliche Absicht?" fragte Hugo, der unwillkürlich mit nicht ganz behaglichen Gefühlen an Feodora denken mußte.

„Mein voller Ernst," lachte der Major. „Sehen Sie denn nicht aus dieser ganzen Umgebung, daß mir eine Frau durchaus nothwendig ist?"

Es lag Etwas in diesen scherzhaften Worten, das Hugo nicht recht gefiel; es kam ihm vor, als ob der Major ernstlich beabsichtige, aus seiner zukünftigen Gattin nicht mehr als eine Wirthschafterin zu machen, als ob er für die schönere und heiligere Bedeutung der Ehe gar keinen Sinn haben könne.

„Nun, wenn Sie die Ordnung einer weiblichen Hand in Ihrer Umgebung so sehr entbehren," sagte er leichthin, so brauchten Sie ja einstweilen blos eine Wirthschafterin zu miethen."

„Ja," erwiederte der Major ernst und doch mit einem Anfluge von listigem Lächeln, „daran habe ich wohl schon gedacht, aber eine alte rothäugige, zänkische Hexe mag ich mir nicht in

das Haus nehmen, und ein junges, hübsches Kind — das ist gefährlich! Es könnte mich bei meiner Zukünftigen in schlechten Kredit setzen."

„Vielleicht ließe sich ein Mittelding finden," meinte Hugo scherzend.

„O, nur nichts Halbes! Davon bin ich nie ein Freund gewesen. Wie gedenken Sie sich denn aber in der Beziehung einzurichten?"

„Vorläufig behelfe ich mich mit meinem alten Hausinventarium, dem Förster meines verstorbenen Verwandten, und einer Magd, die ganz brav und tüchtig zu sein scheint, obgleich Sie dieselbe vielleicht auch mit dem Titel „alte Hexe" beehren möchten."

„Alle Wetter! Sie haben ja aber einen wahren Juwel auf Ihrem Gute, den ich mir an Ihrer Stelle nicht so leicht entgehen lassen würde. Haben Sie ihn wirklich noch nicht ausfindig gemacht?"

Er blickte dabei den Lieutenant eigenthümlich an, muthwillig lächelnd und doch scharf forschend.

„Nun?" fragte Hugo, sich im Augenblicke nicht erinnernd, worauf der Major anspielen könne.

„Haben Sie nicht die schöne Tochter Ihres Inspektors gesehen?"

„Sie kennen das junge Mädchen?" fragte der Lieutenant überrascht.

„Warum nicht? Ich habe den Grafen ein paar Mal nach Langenau bei seinen Inspektionen begleitet, und übrigens lag es mir wirklich einmal im Sinne, das schöne Gut zu kaufen, das heißt, wenn es überhaupt verkäuflich wäre."

Hugo ging auf die letzte Frage nicht ein, sondern entgegnete nur:

„Wo denken Sie hin, bester Herr Major? Die hübsche Flora würde gewiß nie das Haus ihres Vaters und ihre Geschwister verlassen, um eine dienende Stellung anzunehmen;

ihrem ganzen Benehmen nach wäre mir das auch gewiß nie in den Sinn gekommen."

„Nun, nun," meinte der Major in einer Weise, die nicht recht unterscheiden ließ, ob er im Ernste oder Scherze spreche, „so viel ich gehört habe, lebt das junge Mädchen nicht in recht herzlichem Einverständnisse mit dem Vater und verließe sein Haus vielleicht sehr gern. Uebrigens ist solch' ein Posten bei dem regierenden Gutsherrn gar nicht so übel. Aber ich will Ihnen keinen guten Rath geben, ich könnte sonst nachher auch die Verantwortung dafür haben."

Bei den letzten Worten lachte er laut, und obgleich sich Hugo durch diese Art von Vertraulichkeit gerade nicht angenehm berührt fühlte, hielt er eine harte Erwiederung doch nicht am Platze und lächelte kalt.

Damit war übrigens das Gespräch über Feodora Kolinko abgethan, und die beiden Herren unterhielten sich bald wieder von anderen Dingen. Der Major bestand darauf, daß Hugo das Mittagsmahl bei ihm einnehme, und dies ließ sich ohne Unhöflichkeit nicht ausschlagen. Iwan erhielt von seinem Herrn die nöthigen Instruktionen deshalb und führte sie so gut aus, daß der Lieutenant seine Geschicklichkeit als Koch wirklich nur lobend anerkennen konnte. Auch einen vorzüglichen Wein brachte der Major auf den Tisch, und dieser verfehlte nicht, die gute Stimmung der beiden Offiziere zu erhöhen, besonders aber bei Ersterem, der sich in dem verführerischen Genusse weniger mäßig als sein Gast zeigte.

Natürlich kam auch die Rede auf den Grafen Herrendorf und dessen Familie. Der Major sprach sich sehr anerkennend über die Gastfreundschaft aus, die er in diesem Hause gefunden habe, und Hugo konnte ihm natürlich aus eigener Erfahrung nur beistimmen.

„Wie gefällt Ihnen die Comtesse?" fragte Jener plötzlich, indem er den Lieutenant wieder mit der seinen Augen eigenthümlichen Schärfe anblickte.

Hugo erwiederte, daß er sich bei der kurzen Bekanntschaft noch nicht getraue, ein Urtheil zu fällen.

„O, so ernst wollte ich es auch mit meiner Frage nicht nehmen!" rief der Major, wieder lachend. „Ich meine nur, ob ihre äußere Erscheinung einen befriedigenden Eindruck auf Sie macht. Wer in die Seele einer Frau zu blicken sich bemüht, täuscht sich oft; ich huldige der sehr bequemen Annahme, daß das Gesicht ein Spiegel der Seele ist, und wenn ich bei der Wahl meiner Gattin einmal darin geirrt haben sollte, nun, so bin ich doch wenigstens nicht vollständig betrogen worden. Feodora ist sehr schön, nicht wahr?"

Der Leichtsinn, der in dieser Aeußerung lag, besonders da er sie mit Feodora in Verbindung brachte, die Zusammenstellung ihres Namens, den er in so vertraulicher Weise aussprach, mit seiner Wahl einer Gattin, machten einen so peinlichen Eindruck auf den Lieutenant, daß er unwillkürlich erröthen mußte, wodurch er jedenfalls ein größeres Interesse an der Comtesse verrieth. Der Major mußte dies nur zu gut bemerkt haben, denn seine Stirn zog sich in Falten und in seinen Augen leuchtete ein eigenthümlicher Blitz auf, aber diese Symptome seines Unmuths waren auch schnell wieder verschwunden, bevor sie Hugo hatte gewahren können.

„Ja, die Comtesse ist schön," antwortete Hugo in gesucht gleichgültigem Tone, „aber ich habe schon schönere Frauen gesehen, bei denen Ihr Lehrsatz gar nicht zugetroffen hat; in diesem Falle zweifle ich nicht an seiner Richtigkeit."

„Man könnte aus Ihrer Bemerkung beinahe schließen, daß Sie schon traurige Erfahrungen auf Amors Schlachtfelde gemacht haben — aber ich will nicht indiskret sein. Man muß sich durch dergleichen Erinnerungen nicht die gute Laune verderben; ich wenigstens liebe nicht das Grübeln über die Vergangenheit, sondern erhalte mir lieber den Kopf frei für Gegenwart und Zukunft. Wissen Sie übrigens, daß mir die Com-

tesse manchmal auch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart zu leben scheint?"

„Ich verstehe Sie nicht recht, Herr Major," sagte Hugo, dem das ganze Gespräch sehr peinlich war, während er sich doch nicht ganz der Neugierde verschließen konnte, zu erfahren, wie der Major eigentlich von Feodora denke und was er ihr gegenüber beabsichtige.

„Nun, ich habe bemerkt, daß sie zuweilen während des lebhaftesten Gesprächs in Träumereien versinkt und nur mit halbem Ohr oder gar nicht hört. Das ist ein bedenkliches Symptom bei einem jungen Mädchen. Haben Sie nicht auch dieselbe Wahrnehmung gemacht?"

„Das kann ich entschieden verneinen," entgegnete Hugo, obgleich er dem Major im Stillen Recht geben mußte.

„O, Sie Glücklicher!" rief Dieser mit einem komischen Seufzer. „Da werde ich am Ende noch auf Sie eifersüchtig werden müssen, wenn Ihnen die junge Dame mehr Aufmerksamkeit schenkt als mir."

„O bitte! ich bin nicht so eitel, mir einzubilden, daß dies möglich wäre."

„Danke für das Kompliment, aber Ihre edle Bescheidenheit hilft mir nichts, Herr Kamerad, wenn die Comtesse einmal anders denken sollte. Für einen gefährlichen Nebenbuhler scheinen Sie mir aber wirklich etwas zu kalt in Betreff der Damen zu sein; seit einer Viertelstunde, während deren wir von ihr sprechen, haben Sie noch nicht einmal das Glas an die Lippen geführt, um heimlich auf ihr Wohl zu trinken. Lassen Sie uns anstoßen; es gilt der schönen Comtesse! Möge sie, wenn ihr Herz wählt, wenigstens nicht ganz über ihre beiden ergebenen Diener hinwegsehen!"

Hugo langte nur zögernd nach seinem Glase, denn die Scherze des Majors, hinter denen ihm doch Ernst versteckt zu sein schien, gefielen ihm nicht im Mindesten, und er überlegte bereits, wie er ihnen ein Ende machen solle, ohne Jenen zu

verletzen oder sich selbst in einen ungegründeten Verdacht zu bringen, als die Vollendung des Toastes dadurch gestört wurde, daß sich vor dem Hause ein lautes Lärmen hören ließ, das sich aus Peitschenknallen, Rollen von Wagenrädern und Menschenstimmen zusammensetzte. Der Major sprang mit einem Ausrufe der Ueberraschung auf und eilte an das Fenster; in demselben Augenblicke sah auch Hugo schon von seinem Platze aus drei Wagen bei dem Hause vorfahren; es waren leichte, offene Fuhrwerke, und auf jedem derselben befanden sich mehrere Herren. Als diese den Major erblickten, brachten sie ihm als Gruß ein paar donnernde Hurrahs, und er winkte ihnen mit der Hand sein Willkommen zu, worauf er, sich zu dem Lieutenant rasch umwendend, sagte:

„Da bekomme ich unerwartet recht zahlreichen Besuch, Alles gute Freunde aus der Stadt und Umgegend, unter denen Sie vielleicht manche interessante Bekanntschaft machen können. Erlauben Sie jetzt nur, daß ich den neuen Gästen entgegengehe und sie einführe."

Damit verschwand er. Hugo glaubte sich nicht geirrt zu haben, wenn es ihm vorkam, als ob der neue Besuch dem Major nicht allein nicht angenehm sei, sondern ihn sogar in Verlegenheit setze; dies war aber nicht mehr in seinen Mienen zu lesen, als er nach der draußen stattgefundenen stürmischen Begrüßung seine Gäste in das Zimmer führte und sie vorstellte.

Es waren zehn bis zwölf Männer verschiedenen Alters und Aussehens, bei denen nur darin eine Aehnlichkeit stattfand, daß sie sämmtlich in der heitersten Laune zu sein schienen; manche der Herren mochten wohl überhaupt an dem lustigen Leben schon längst etwas zu großen Geschmack gefunden haben, denn auf ihren Gesichtern ließ sich eine gewisse Abspannung erblicken; mit kleinen Ausnahmen waren sie recht elegant gekleidet, und ihre Manieren bezeichneten sie sämmtlich als den höheren Ständen angehörig. Da waren, wie sich aus der Vorstellung des Majors ergab, ein paar verabschiedete Offiziere, Gutsbesitzer, Staats-

beamte aus Mietau, fast Alle von Adel und der Nationalität nach Deutsche, Russen und Polen.

Gegen den Lieutenant benahmen sich Alle sehr höflich, was er vielleicht hauptsächlich der Bezeichnung des Majors als Besitzer von Langenau verdankte, er selbst aber mußte sich aufrichtig gestehen, daß nicht ein Einziger der Ankömmlinge einen besonders anziehenden Eindruck auf ihn mache, denn aus der leichten, alltäglichen Konversation ersah er bald eine Aehnlichkeit mit den Gesinnungen des Majors, die ihm zuweilen heute gar nicht behagt hatten.

Der Mittagstisch war durch Iwan schnell abgeräumt worden, nachdem die Herren versichert hatten, daß sie bereits auf dem nahen Gute eines der Anwesenden gespeist hätten, worauf der Entschluß gefaßt worden sei, den Major zu überraschen, und nun erschien eine ganze Flaschenbatterie, und das Zimmer hatte sich bald in dichte Tabakswolken gehüllt, während die Unterhaltung einen ziemlich lärmenden Charakter annahm.

Hugo fühlte sich dabei keineswegs wohl, denn die letztere interessirte ihn nicht, da sie sich meistentheils um ihn nicht bekannte lokale Verhältnisse bewegte, weshalb er nur geringen Antheil daran nehmen konnte; als er aber nach einiger Zeit, die er aus Höflichkeit zu bleiben genöthigt gewesen, dem Major seine Absicht mittheilte, bald aufzubrechen, erhoben Alle dagegen Einspruch, indem sie versicherten, wie angenehm es ihnen sei, seine nähere Bekanntschaft als zukünftiger Nachbar zu machen. Am einsylbigsten dabei war der Major selbst, der überhaupt von einer Art Unruhe oder Verlegenheit beherrscht zu werden schien, auch bemerkte der Lieutenant später, nachdem er sich zum Bleiben hatte entschließen müssen, daß er hin und wieder mit Einzelnen der Gesellschaft flüsterte, wobei er Seitenblicke auf ihn warf und Jene von einem Vorhaben abzumahnen schien.

Das war Hugo auffällig und wurde ihm peinlich; das Räthsel sollte sich aber bald für ihn lösen.

Wie es schien, gegen den Willen des Wirthes wurde nach

einiger Zeit ein Spielchen vorgeschlagen, und der Major mußte sich bequemen, dasselbe zu arrangiren, wobei er ein paar Mal etwas ängstlich zu forschen schien, was Hugo wohl davon denken möge. Obgleich dieser das Spiel durchaus nicht liebte, mußte er sich natürlich doch jeder Aeußerung seiner Abneigung enthalten und hoffte, um so besser bald seinen Aufbruch bewerkstelligen zu können, wenn das allgemeine Interesse sich ganz auf die Karten gewandt habe, und daß dies geschehen werde, sagten ihm die lüsternen Mienen der Männer, die ihm fast wie gewerbsmäßige Spieler vorkamen, wenigstens war es leicht ersichtlich, daß sie dieser Leidenschaft stark huldigten und zweifellos nur zu ihrer Befriedigung hierher gekommen seien.

Selbstverständlich handelte es sich um ein Hazardspiel, nämlich Pharao, und die Einsätze wurden gleich von Anfang an recht hoch gemacht. Hugo hatte nicht viel Geld bei sich, dennoch wies er das leise Anerbieten des Majors, ihm mit seiner Kasse auszuhelfen, höflich zurück; er hatte sich vorgenommen, sich nur mit Zurückhaltung an dem Spiele zu betheiligen, obgleich er voraussah, daß man von ihm wohl Anderes erwarten werde. Was kümmerte ihn aber das Urtheil dieser Leute? Er war nicht so thöricht eitel, sich bei ihnen durch ein Eingehen auf ihre Leidenschaft in Achtung setzen zu wollen.

Ein Gutsbesitzer übernahm die Bank mit einer so ansehnlichen Summe, daß sich nicht mehr daran zweifeln ließ, es handle sich hier mehr um den Gewinn als das Vergnügen, und dies bestätigte auch bald die immer deutlicher hervortretende Leidenschaft der Pointeure. Die einzige Unterhaltung bildeten jetzt das eintönige Ausrufen der abgezogenen Karten, die unwillkürlichen Ausrufe der Gewinner und Verlierer und das Klappern des Geldes; dabei wurden aber die Flaschen und Cigarren keineswegs vergessen.

Hugo hatte sich nicht geirrt; seine Zurückhaltung schien nicht zu befriedigen, und er fing manchen unmuthigen oder spöttischen Blick auf, der heimlich über ihn gewechselt wurde, doch blieb er

vollständig kalt dagegen und beharrte bei seinen niedrigen Sätzen, die ihn weder ansehnlich gewinnen noch verlieren ließen.

„Sie lieben wohl das Spiel nicht?“ fragte ihn einmal leise der Major, der bisher ganz seinem Beispiele gefolgt war.

„Nein, ich spiele eigentlich nie,“ erwiederte er kurz.

„Hm, was soll man machen?“ sagte Jener, die Achseln zuckend. „Ich bin eigentlich auch kein Freund davon und durchaus nicht dafür passionirt, aber auf dem Lande nöthigt die Langeweile hin und wieder dazu, und ich muß nun schon meinen Gästen ein Opfer bringen, obgleich ich lieber die Unterhaltung mit Ihnen fortgesetzt hätte.“

Der gute Major schien indessen nicht die volle Wahrheit gesprochen zu haben, denn er ließ sich bald von dem allgemeinen Taumel so sehr fortreißen, daß ihn Hugo doch für einen leidenschaftlichen Spieler halten mußte. Dadurch gewann er gerade nicht in seinen Augen, die ganze Gesellschaft, deren Aufmerksamkeit für ihn jetzt um mehrere Stufen gesunken war, wurde ihm immer lästiger, und er war recht froh, als er endlich, nachdem er sich durch die Bitten des Majors nicht länger hatte zurückhalten lassen, seinen Wagen wieder bestieg.

Daß der Major nicht sein wirklicher Freund werden könne, stand in ihm fest; der Mann war ihm zu leidenschaftlich, leichtfertig, und er hatte ihn selbst im Verdachte der Heuchelei.

XIV.

Der alte Thurm.

Als Hugo wieder zu Hause ankam, meldete ihm der alte Peter, der Graf sei dagewesen, um, wie er gesagt hatte, einen freundschaftlichen Besuch abzustatten, und habe eine Einladung für den jungen Herrn zum folgenden Tage hinterlassen. Das war jedenfalls eine um so größere Aufmerksamkeit, als der Lieutenant erst Tags zuvor auf Schloß Herrendorf gewesen war, und es konnte ihm nur schmeichelhaft sein, daß man ihn dort gern zu sehen scheine; deshalb und weil er sich in der gräflichen Familie wohl fühlte und gerade nach dem Besuche bei dem Majore begriff, daß er hier wahrscheinlich den einzigen angenehmen Umgang finden könne, war er auch sogleich entschlossen, von der Einladung Gebrauch zu machen.

Als er sich zu Bett gelegt hatte, blieb er noch lange wach, denn mannigfache Gedanken beschäftigten ihn. Daß dazu die Erwartung gehörte, ob der Gespensterspuk in dieser Nacht wieder etwas von sich vernehmen lassen werde, war nicht zu leugnen, aber er sah ihm mit großer Ruhe entgegen; die Pistole lag auf dem Tischchen vor seinem Bette, ihm so nahe, daß es nur einer Bewegung der Hand bedurfte, um ihrer versichert zu sein, und vor seinem Lager hielt, auf einer Decke von Wolfsfell liegend, Mohr, der mit seiner Umquartierung ganz zufrieden schien, getreulich Wache.

Der Lieutenant dachte aber mit viel lebhafterem Interesse an andere Dinge als den Spuk; er suchte sich über den Major ganz klar zu werden, woran ihm wohl weniger gelegen hätte, wenn dieser Mann nicht zweifellos, was er ja obenein nicht einmal sehr zu verheimlichen bemüht gewesen, Absichten auf Feodora von Herrendorf verfolgte. Daß diese nur solche sein konnten, welche man im gewöhnlichen Leben „reelle" nennt, verstand sich wohl von selbst, und da es Hugo nicht einfiel, als Nebenbuhler des Majors auftreten zu wollen, gingen ihn dessen Bewerbungen eigentlich gar nichts an; jedenfalls war er weder zu einem Urtheile, ob die Comtesse recht handle, falls sie jene günstig aufnehmen sollte, noch dazu berufen, ihr ein Warner zu werden, wozu er unwillkürlich große Lust verspürte. Bisher hatte er bei Feodora allerdings nur Abneigung gegen den Major zu erblicken geglaubt, und dennoch war ihm die Vorstellung der Möglichkeit, er könne sich getäuscht haben oder sie ihre Ansichten ändern, im höchsten Grade peinlich.

„Was kümmert das mich aber?" sagte er endlich unwillig zu sich selbst. „Ich nehme doch kein wärmeres Interesse an dem jungen Mädchen, darf unser Verhältniß noch nicht einmal ein freundschaftliches nennen, und vielleicht beurtheile ich den Major auch viel zu hart; er ist ein lebenslustiger junger Mann, reich und verwöhnt, als Soldat etwas leichtfertig und ungenirt in seinen Ausdrücken, und wenn er sich augenblicklich gerade nicht in der besten Gesellschaft bewegt, so bringen das vielleicht nur die Verhältnisse mit sich; jedenfalls habe ich noch keine Beweise, daß er wirklich unwürdig sei."

Trotz dieses Raisonnements blieb er unruhig und verstimmt.

Die Mitternachtsstunde kam heran, und er löschte das Licht aus, weil er die nächtlichen Gespensterumtriebe nicht vor der Zeit zu stören gedachte. Eine Weile hielt er sich noch wach; da aber Alles ruhig blieb, besiegte ihn der Schlaf, und er erwachte anderen Morgens erst zu ziemlich später Stunde.

Es war einer der wenigen schönen Spätherbsttage, ganz geeignet zu einem Ausfluge, und Hugo entschloß sich deshalb, den Weg nach Herrendorf zu Pferde zu machen. Da man ihn zum Diner en famille erwartete, ritt er schon vor der Mittagsstunde fort.

Die Gedanken, die er Abends vorher gehabt hatte, beschäftigten ihn auch noch unterwegs, und ein paar Mal mußte er über die Hartnäckigkeit, mit der sie sich ihm aufdrängten, halb verdrießlich lächeln; einmal ertappte er sich sogar auf dem Einfalle, daß sein Schwager Hermann Günther und sein bester Freund, der Lieutenant von Wettstern, welche Beiden allein die Vertrauten seines Seelenzustandes nach der Trennung von Therese von Liebow geworden waren, wahrscheinlich auch ihr Lächeln nicht zurückhalten würden, wenn sie jetzt in sein Inneres blicken könnten.

„Warum sollten sie denn aber lachen?" fragte er sich, beinahe erschrocken. „Darüber, daß ich, der allen Frauen Gleichgültigkeit geschworen, plötzlich mich so viel mit Einer beschäftige? Bah, das ist ganz natürlich, da ich hier nur diese eine weibliche Bekanntschaft gemacht habe, und man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, mein Puls schlüge auch nur um ein Tempo schneller, sobald ich an Feodora von Herrendorf denke — —"

Hugo brach in diesem Gedankengange ganz plötzlich ab und fühlte wirklich ein schnelleres leises Herzklopfen und wie ihm das Blut in die Wangen steige, denn als er den Blick von dem Halse seines gemächlich im Schritte gehenden Pferdes erhoben und auf den Weg vor sich hatte schweifen lassen, traf derselbe auf zwei ihm im scharfen Trabe entgegenkommende Reiter, und er erkannte in ihnen den Grafen und die Comtesse. Sie mußten ihn schon bemerkt haben und über die Begegnung erfreut sein, denn sie ließen ihre Pferde jetzt im Galopp ausgreifen und näherten sich ihm schnell. Auch Hugo gab seinem Thiere die Sporen, und bald hatte man sich vereinigt und begrüßte sich gegenseitig mit herzlicher Heiterkeit.

Feodora war eine vollendete Reiterin, kein Wunder, da sie in früher Jugend schon unter Anleitung des Vaters ein Pferd zu tummeln gelernt hatte. Das lange Reitkleid von dunkelem Tuche, das sich eng an ihre schönen Formen schmiegte, der für die rauhere Jahreszeit mit grauen Baranken verbrämte Ueberwurf nach polnischem Schnitte und der kleine Filzhut mit kühn geschweifter Krämpe und wehender schwarzer Feder kleideten die Comtesse noch viel besser als die Gesellschaftstoilette, und die herbstliche Luft sowie der scharfe Ritt hatten ihre Wangen mit einer so lieblichen Frische angehaucht, daß sie Hugo schöner als bisher erschien. Unwillkürlich mußte er sich Theresens von Liebow erinnern, als er auf deren Gute Rosenau den ersten Spazierritt mit ihr gemacht hatte, welcher so verhängnißvoll für ihn wurde, indem er dabei sein Herz an die schöne Wittwe verlor; diese Erinnerung erfüllte ihn aber jetzt nicht mit Kummer und Verdruß, den er auf die vor ihm befindliche Amazone übertragen hätte, sondern erweckte nur einen Anklang der seligen Empfindungen, die damals seine Brust durchströmt hatten.

Feodora ahnte gewiß nicht, was er fühlte und dachte, aber sie mußte doch den eigenthümlichen Ausdruck seiner sich voll ungeheuchelter Bewunderung auf sie heftenden Blicke bemerken, denn ihre Wangen rötheten sich noch tiefer und über ihr lachendes Antlitz flog, während sie die Augen niederschlug, ein Ausdruck, den man für das Ergebniß von einer Art Scham oder Schreck halten konnte; Nichts lag näher, als daß ein junger Mann dieses Benehmen der Comtesse sehr günstig für sich auslegen konnte.

Auch Hugo fühlte sich wie von einem Blitzstrahle durchzuckt; es war ihm, als ob die Schuppen von seinen Augen fielen und er jetzt klar begreife, was sich ihm schon früher in des jungen Mädchens Benehmen wie ein Räthsel aufgedrängt hatte, daß sie nämlich ein mehr als gewöhnliches Interesse an ihm nehme. Mit dieser Ueberzeugung ging auch in ihm eine große

Veränderung vor, die sich freilich wohl schon vorbereitet, aber nicht zum Durchbruche hatte gelangen wollen; er sah in Feodora auf einmal mehr noch als ein schönes und liebenswürdiges Mädchen, und wenn in seinem Herzen auch nicht gerade helle Flammen emporschlugen, so fühlte sich dasselbe nach der Eiseskälte, die er bisher zu empfinden geglaubt hatte, doch auf das Wohlthuendste erwärmt und er meinte in seinem Innern eine Stimme zu hören, die ihm zurief: „Die Nacht der Vergangenheit ist besiegt, die Licht und Freude bringende Sonne steigt wieder am Horizonte der Zukunft auf!"

Jetzt hätten Hermann Günther und Wettstern mit Recht lachen können, nicht aus Spott, sondern voll Zufriedenheit.

Der Lieutenant hatte diese plötzliche Empfindung übrigens schnell wenigstens so weit bekämpft, daß Feodora, als sie wieder zu ihm aufsah, wohl nur schwer errathen konnte, was in ihm vorgegangen war, und Beide hatten die unbefangene Heiterkeit augenblicklich wiedergefunden. Wenn der alte Graf vielleicht auch nicht ganz blind gewesen war, so schien er über seine Bemerkung doch keineswegs verdrießlich, sondern lächelte recht vergnügt, als er Hugo mit den herzlichen Worten die Hand reichte:

„Es ist Ihr Glück, daß wir Sie schon unterwegs getroffen haben, denn da ich gestern während Ihrer Abwesenheit keine Zusicherung Ihres Besuches erhalten konnte, würden wir nicht angestanden haben, Sie aus Ihrer alten Burg abzuholen, die Feodora, eine große Freundin alterthümlicher Romantik, längst schon einmal in Augenschein zu nehmen beabsichtigte."

Die Comtesse warf ihrem Vater einen leicht vorwurfsvollen Blick zu und meinte, daß heute eigentlich nicht die Rede davon gewesen sei, den Ritt so weit auszudehnen, und Hugo, der Jedem viel freundlicher und lebendiger als bisher erscheinen mußte, erwiederte, daß er nun wirklich bedauere, so früh aufgebrochen zu sein, aber nicht auf das Vergnügen verzichte, nächstens der Comtesse das „alte Eulennest" zu zeigen. Man lachte und scherzte, und Feodora mußte auf die dringenden Bitten des Lieu-

tenants wirklich versprechen, mit ihrem Vater in den nächsten Tagen dem Langenauer Schlosse einen Besuch abzustatten.

„Ich tröste mich mit der Hoffnung, daß Sie an die Klause eines armen Waldeinsiedlers nicht zu hohe Ansprüche stellen werden," sagte der Lieutenant, „sonst würde ich wirklich über meine Einladung verlegen werden."

„O, dieses Mal wollen wir gerade die wilde Romantik genießen," lachte der Graf; „wenn ein Jahr in's Land gegangen ist, werden die alten ehrwürdigen Ruinen wohl schon verschwunden und an ihrer Stelle ein Zauberpalast emporgestiegen sein, der unser bescheidenes Wohnhaus in Herrendorf beschämt, und dann besuchen wir vielleicht auch nicht mehr einen Einsiedler."

Gestern noch würde Hugo diese letzte Anspielung mit großem Ernste zurückgewiesen haben, augenblicklich fehlte ihm aber der Muth dazu, und in einiger Verlegenheit erwiederte er:

„Ich glaube nicht, daß mein Vater oder meine Schwester sich entschließen würden, mir hier Gesellschaft zu leisten."

„Ei nun!" rief der Graf, „wer kann wissen, was über's Jahr schon geschehen ist?"

Auf die Comtesse schienen diese im Scherze hingeworfenen Worte einen besonders tiefen und ernsten Eindruck zu machen, denn das Lächeln verschwand von ihrem Gesichte und sie wandte den Kopf zur Seite.

Der Graf, der dies bemerkte, machte eine Miene, als ob er in der Uebereilung Etwas gesagt habe, das er jetzt bedauere, Hugo aber fand in dem Wesen Feodora's nur eine Bestätigung seiner früheren Vermuthung und kam nicht aus der guten Laune. Der Graf brachte übrigens das Gespräch schnell auf einen anderen Weg, indem er versicherte, er habe Hugo noch nie so munter und wohlaussehend gefunden wie an diesem Tage, und dem stimmte auch Feodora bei. Hugo meinte, das müsse wohl der Sonnenschein machen, den die Wolken seit mehreren Tagen schon nicht hätten zum Durchbruche kommen lassen, und er wußte wohl am besten, wo ihm die Sonne aufgegangen sei.

Die Befangenheit der Comtesse war bald wieder vollständig geschwunden, und während sie ihr Pferd mit einer Gewandtheit regierte, die den ganzen Beifall jedes Kenners verdiente, nahm sie an der Unterhaltung den lebhaftesten Antheil.

Im Laufe des Gespräches erwähnte Hugo auch, daß er Tags zuvor dem Major Andronikoff seinen Besuch abgestattet habe, und wenn er auch nicht geradeheraus gestand, daß und warum er sich dort nicht gefallen, so leuchtete dies doch deutlich genug durch seine Worte; der Graf und Feodora konnten nicht darauf eingehen, ohne zudringlich zu erscheinen, aber es blieb Hugo nicht verborgen, daß die Mienen der Letzteren eine gewisse Befriedigung ausdrückten. Mehr als jemals hielt er sich überzeugt, er habe sich in ihrer Abneigung gegen den Major nicht geirrt, und noch nie hatte er sich im Stillen so herzlich darüber gefreut.

Auch die Gräfin, die von ihrem vorübergehenden Unwohlsein vollständig wiederhergestellt war, empfing den Lieutenant mit großer Zuvorkommenheit, und bald kam es ihm selbst vor, als bilde er ein Glied dieser liebenswürdigen Familie, die ihm in jeder Weise Hochschätzung und Freundschaft bezeigte. Der Tag verging bei interessanter Unterhaltung, und Hugo entschloß sich nur ungern zum Aufbruch, als die Zeit dazu gekommen war.

Zwar hatte er wieder nicht viel Gelegenheit gefunden, mit der Comtesse ungestört sprechen zu können, obgleich es gewiß nicht in der Absicht ihrer Eltern lag, dies zu verhindern, doch war er durch ihr ganzes Wesen, manchen unwillkürlichen Blick, den er heimlich belauschte, und die mitten in der größten Heiterkeit plötzlich bei ihr hervortretende Befangenheit in dem ihm so angenehmen Glauben bestärkt worden, daß sie ihm sehr wohlwolle, dies aber in bei einem jungen Mädchen sehr natürlichem Zartgefühl zu verheimlichen bemüht sei. Ehe er schied, hatten sie und der Graf noch einmal das Versprechen wiederholt, ihn in den nächsten Tagen schon zu besuchen.

Er wunderte sich über sich selbst, als er auf dem Heimwege Zeit genug hatte, seine Empfindungen und Bemerkungen an diesem Tage zu überdenken. Noch vor Kurzem ein abgesagter Feind allen gesellschaftlichen Verkehrs, kehrte er jetzt aus dem gastfreundlichen Hause nur mit Widerwillen in seine Einsamkeit zurück und dachte mit Vergnügen an den ihm zugedachten Besuch; ja, er blickte noch weiter in die Zukunft hinaus und erwartete mit einiger Aengstlichkeit den ersten Brief seines Vaters, der vielleicht schon eine Bestimmung darüber enthielt, ob er länger auf Langenau bleiben solle. Wenn er früher den Wunsch gehegt hatte, das Gut möge verkauft werden, so schien ihm dies jetzt gar nicht mehr rathsam, und er begann selbst zu überlegen, ob der Vorschlag des Vaters, daß er seinen Abschied erbitte und das Gut definitiv übernehme, nicht ganz annehmbar sei. Das Soldatenleben im Frieden erschien ihm drückend und langweilig, die landwirthschaftliche Thätigkeit versprach ihm mehr Zerstreuung und Erfolg.

Wie wenig er sich dies auch gestehen mochte, so war der Hauptbeweggrund dieser überraschenden Sinnesänderung doch kein anderer als Feodora von Herrendorf. Angenehme Träume wiegten ihn ein und führten ihn wider Willen immer weiter hinein in das endlose Gebiet der Phantasie; er erinnerte sich des Scherzes des Grafen von dem auf den Ruinen des alten Schlosses erstandenen Zauberpalaste und daß die Waldeinsiedelei vielleicht über das Jahr schon ein gastfreundliches Haus sein werde, in dem er nicht mehr allein lebe. Sollte der alte Herr das ganz ohne alle Absicht gesagt haben? Es fiel ihm nicht ein, den Grafen, dessen Charakter ihm von der ehrenwerthesten Seite erschienen war, unwürdiger Spekulationen zu beschuldigen, aber wie nahe mußte wohl der Wunsch liegen, durch eine übrigens passende und der Neigung der Comtesse entsprechende Verbindung die beiden an einander grenzenden schönen Güter unter einen Herrn zu bringen, und wie freudig würde gewiß Oberst von Mohrfeldt darein gewilligt haben!

Wozu sich denn noch so fest an das Andenken der unwürdigen Therese hängen, die er ja doch nicht mehr hätte besitzen mögen, wäre sie auch noch frei gewesen? — Die Freunde hatten wohl Recht gehabt, als sie behaupteten, nur eine andere edle Neigung des Herzens werde im Stande sein, die Wunde desselben zu schließen, empfand er selbst doch jetzt schon eine Ahnung davon.

Hugo war schon auf dem besten Wege, mit der Erinnerung an Therese abzuschließen, aber er zuckte zusammen, als ihm plötzlich eine andere kam, die ihn den ganzen Tag über auch nicht ein einziges Mal nur leise berührt hatte.

Ueberhaupt hatte er in letzter Zeit nicht oft an das junge Mädchen gedacht, das, wie er sicher wußte, ihm sein unschuldiges, noch nie entweihtes Herz mit vollster Hingebung geschenkt — an Selma von Tannenburg, das Engelsfräulein vom Bergschlosse, wie sie die Volksstimme mit dankbaren Gefühlen für ihre Mildthätigkeit in den Hütten der Armen nannte. Wie hoch er auch immer die vortrefflichen Eigenschaften dieses lieblichen Kindes geschätzt hatte, seitdem er es kennen gelernt, so war doch einmal eine Stunde dagewesen, wo er, bereit, mit ihr zusammen zu sterben*), Gelegenheit gefunden, in die verschlossene Tiefe ihres leidenschaftlich bewegten Herzens zu blicken, und sich des Bekenntnisses nicht hatte erwehren können: „Hätte ich Selma früher kennen lernen als Therese, so würde ihr meine Liebe gehört haben."

Wie ein mahnender Vorwurf trat jetzt das Bild des unglücklichen Mädchens — er hatte ja gehört, daß sie in ihrer hoffnungslosen Liebe unglücklich sei, und konnte auch nicht daran zweifeln, daß ein solch' reines, ächt weibliches Herz nur einmal zu lieben fähig sei — vor ihn und schien ältere Rechte, als sie Feodora von Herrendorf besaß, geltend machen zu wollen; freilich

*) Die Leser von „Unter Preußens Fahnen" werden sich der Vertheidigung des Bergschlosses (Band IV. Kap. 10.) erinnern.

hatte er nie die Leidenschaft in ihrer Brust zu nähren gesucht, war sogar bemüht gewesen, sie davor zu warnen, aber dennoch berührte ihn der Gedanke peinlich, daß er ein jetzt in seiner Hand liegendes Lebensglück zerstören solle.

Augenblicklich befand er sich indessen noch zu sehr unter dem Einflusse der jüngstvergangenen Stunden, um wieder in die ihm mannigfach verbitterte Zukunft zurückkehren zu mögen, und fast mit Unmuth stieß er jenes holde Bild zurück, indem er sich sagte:

„Ich habe keine Vergangenheit mehr, nur noch eine Zukunft." — —

In den nächsten Tagen ließ Hugo es sich besonders angelegen sein, das alte Schloß auf den erwarteten Besuch vorzubereiten, was sich nicht allein auf die von ihm bewohnten Zimmer erstreckte, in denen er die Gäste nur aufnehmen konnte, sondern auch die übrigen Räume des Hauses mußten auf seinen Befehl möglichst gereinigt und ansehnlich gemacht werden.

Der alte Peter wunderte sich nicht wenig über diese außergewöhnlichen Maßregeln, die er selbst dann noch nicht recht begriff, als Hugo ihm gutlaunig mittheilte, daß er den Besuch des Grafen erhalten werde; als er aber hinzusetzte, auch die Comtesse werde ihren Vater begleiten und es handle sich darum, die Dame so würdig als möglich aufzunehmen, verzog der Alte das Gesicht zu der gerade nicht freundlichsten Miene, denn es mochte die Vermuthung in ihm auftauchen, das Schloß könne über Lang oder Kurz eine Herrin erhalten und die für ihn so gemüthliche Junggesellenwirthschaft dadurch gestört werden. Hugo errieth seine Gedanken und lächelte heimlich darüber.

Da Feodora eine besondere Vorliebe für die Ruinen ausgesprochen hatte und sich in Folge dessen erwarten ließ, sie werde dieselbe in den nächsten Augenschein zu nehmen wünschen, so ließ Hugo von dem Vorwerke her Leute kommen, die durch Schutt und Steine einen wenigstens einigermaßen passirbaren Weg zu dem alten Thurme bahnen sollten. Bevor diese Leute aber noch

eingetroffen waren, beschloß er, in eigener Person das Terrain zu rekognosciren, obgleich er dabei wohl einige Gefahr laufen konnte, denn das alte Mauerwerk schien nur noch lose an einander zu hängen, und der Förster Peter versicherte, zu der Absicht des jungen Herrn den Kopf schüttelnd, seit vielen Jahren schon habe Niemand mehr den Fuß auf die verfallenen Thurmtreppen gesetzt, weil man damit einzustürzen gefürchtet.

Aber der Lieutenant war gerade nicht in der Stimmung, um auf eine solche Warnung zu hören, denn er fühlte sich überaus leicht und zu einem kleinen Wagstücke ganz aufgelegt; scherzend erwiederte er, in alter Zeit habe man viel zu solide gebaut, als daß ein solcher Unfall zu befürchten sein könne.

In der That machte er sich auch auf den Weg; gewissermaßen unklar schwebte ihm dabei noch etwas Anderes vor, ob ihn in dem alten Gemäuer nicht der Zufall auf eine Spur leiten würde, der sich in Bezug auf den Gespensterspuk folgen ließe; man bringt ja Gespenster und solche alte Gebäude schon unwillkürlich mit einander in Verbindung.

Es kostete nicht geringe Mühe und Anstrengung, nur bis zu der Pforte des alten Thurmes vorzudringen, wenn man so überhaupt eine große, unregelmäßige Mauerbresche nennen wollte, die sich da befand, wo ehemals der Eingang gewesen war, denn zunächst mußte man die schlüpfrige und trotz ihres Einsturzes noch ziemlich steile Grabenwand hinabklettern und dann über ein Gewirr von großen und kleinen Steinen gehen, die oft unter den Füßen nachgaben und abglitten, aber Hugo setzte dies glücklich durch.

Er hatte bei dieser Expedition keinen Begleiter bei sich, denn die Glieder des alten Peter waren für eine solche Strapaze ersichtlich schon zu steif und unsicher, die Knechte hatten im Hause zu thun, und Mohr war nach einigen vergeblichen Versuchen, seinem Herrn zu folgen, bellend und heulend am Grabenrande zurückgeblieben.

Den Lieutenant überrieselte doch ein kleiner Schauder, als

er vor der gähnenden dunklen Höhle stand, in der man bei dem geringen Lichte, das von oben herab durch einige Scharten und Spalten des Gemäuers drang, kaum die verfallenen, ungewöhnlich hohen Steinstufen zu erkennen vermochte; ein feuchter und kalter Luftzug wehte ihm entgegen. Er hatte nicht einmal eine Laterne bei sich, die auf einer solchen Wanderung eigentlich doch nöthig gewesen wäre, und er dachte jetzt wirklich mit einigem Unbehagen daran, wie leicht er einen Fehltritt thun und Schaden nehmen könne, aber umkehren mochte er schon der Dienstleute wegen nicht, die ihn vielleicht vom Wohnhause aus neugierig beobachteten.

Er trat also muthig auf jede Gefahr hin ein und begann vorsichtig die Stufen zu ersteigen. Anfänglich waren dieselben noch ziemlich fest, je höher er aber kam, wo sie mehr der Luft ausgesetzt gewesen, desto wankender wurden sie und desto vorsichtiger mußte er auftreten. Der Thurm hatte in alter Zeit wahrscheinlich nur als Warte gedient, denn sein Durchmesser war nicht so groß, daß er bewohnbare Räume enthalten konnte. Die Treppe wand sich spiralförmig in die Höhe, und jedesmal, wo sie einen Absatz machte, befand sich eine Plattform und rings um dieselbe her schmale Schießscharten in der wohl zwei Fuß dicken Mauer. Auch diese Platten, die ganz mit herabgefallenem Schutte bedeckt waren, wankten schon, und Hugo nahm sich vor, Feodora und deren Vater von dem Besteigen dieser gefährlichen Ruine abzuhalten, denn dieselbe in Stand zu setzen, würde zu viel Zeit und Mühe erfordert haben, ohne daß dadurch ein Nutzen erreicht worden wäre. Er selbst aber war entschlossen, jetzt so weit als möglich vorzudringen, um sich zu überzeugen, ob sich nirgends etwas Interessantes, vielleicht eine Erinnerung an längstvergangene Zeiten entdecken lasse. Mit einem Gartenstocke, an dessen unterem Ende sich eine kleine eiserne Schaufel befand — er hatte ihn zufällig im Hause vorgefunden und mitgenommen — untersuchte er ein paar Mal die Schutthaufen, fand aber Nichts, was seine Neugierde befriedigt hätte.

So gelangte er auf die oberste, von großen Zinnen umgebene Plattform und war wirklich überrascht durch die schöne Aussicht, die sich ihm von hier darbot, denn der Thurm überragte die meisten Bäume des ihn umgebenden Waldes, und während man auf der einen Seite über Herrendorf hinweg die Thürme von Mitau erblicken konnte, sah man auf der anderen das Vorwerk von Langenau mit seinen Feldern und noch viele andere kleine Ortschaften, in derselben Richtung sogar, was Hugo anfänglich für einen Nebelstreifen oder eine regelmäßige Wolkenschicht hielt, die Ostsee.

„Es ist schade, daß Feodora diese schöne Aussicht nicht wird genießen können," sagte er zu sich selbst; „keine Frage, daß sie das Interessanteste an dem ganzen Eulenneste ist."

Nachdem er der Umschau müde geworden war, trat er den Rückweg an. Während des Hinabsteigens gewöhnte sich sein Auge wieder mehr an die Dunkelheit, und als er nun das Erdgeschoß des Thurmes erreicht hatte, begann er dasselbe noch einmal aufmerksam zu durchsuchen, denn es ließ sich doch annehmen, daß sich darunter noch ein Keller befinden werde. Auch hier fand sich der dünne Schutt wieder berghoch aufgethürmt, und mit der Länge der Zeit hatte sich eine fast ganz glatte Oberfläche darüber gebildet. Es mußte daher bei näherer Betrachtung auffällig erscheinen, daß sich an einer Stelle eine schmale, unregelmäßige Senkung befand, als ob der Schutt gewaltsam niedergedrückt worden sei, vielleicht durch Menschentritte, und diese Bemerkung spornte den Lieutenant zu genauer Untersuchung an.

Er führte kein anderes Beleuchtungsmaterial bei sich als eine Anzahl in Wachs getränkter Schwefelhölzchen, deren er sich zum Anzünden seiner Cigarren zu bedienen pflegte, und eines nach dem anderen derselben benutzend, drang er langsam und vorsichtig auf jener Spur vor; plötzlich aber schrak er zurück, denn er hatte unmittelbar vor sich ein klaffendes tiefes Loch wahrgenommen, jedenfalls den Eingang zu dem vermutheten Keller.

Bei behutsam fortgesetzter Prüfung überzeugte er sich, daß diese Höhlung rund, von geringem Durchmesser und wohl an zwanzig Fuß tief sei; es ließ sich nur vermuthen, daß sie in den vergangenen Jahrhunderten als ein schwerer Kerker benutzt worden sei, wie man solche Verließe fast noch in allen alten Ritterburgen findet.

Eine andere Entdeckung interessirte Hugo aber noch viel mehr; er erblickte nämlich das Ende einer hölzernen Leiter, die in die Vertiefung hinabgelassen war und gegen den oberen Rand lehnte, so daß man sie herauszuziehen vermochte. Peter hatte versichert, daß seit vielen, vielen Jahren kein Mensch den Thurm betreten habe; wie war also diese Leiter hierhergekommen, deren Holz dem Einflusse der Zeit nicht hätte widerstehen können?

Hugo's erster Gedanke war leichtbegreiflicher Weise an die gespenstischen Umtriebe, obgleich er sich noch nicht zu erklären vermochte, wie dabei sein Fund gedient haben könne, und schon wollte er die Knechte herbeirufen, damit sie Licht brächten und die Leiter emporzögen, als ihm einfiel, daß dann davon gesprochen werden möchte und die Urheber des Spukes zu größerer Vorsicht gemahnt würden; er beschloß also, sich allein an das Werk zu machen.

Nicht ohne große Mühe gelang es ihm, die Leiter herauszubringen, und er sah nun, daß das Holz fest und wohlerhalten sei, so daß gar kein Zweifel darüber obwalten konnte, sie befinde sich noch nicht lange an dieser Stelle. Während er noch über ihren Zweck nachdachte und dabei mit seinem Stocke absichtslos in dem Schutte rührte, machte er eine weitere Entdeckung, die seine bisherige Vermuthung fast zur Gewißheit erhob; er berührte nämlich mit der vorerwähnten kleinen eisernen Schaufel einen harten Gegenstand, so daß es einen metallischen Klang gab, und zog dann eine starke eiserne Kette, an der Kugeln befestigt waren, hervor; wenn man diese schüttelte, so entstand dasselbe rasselnde Geräusch, das er in den Nächten vor seinem Fenster und über sich zu hören geglaubt hatte und dessen Ursache

sich, besonders wenn es durch einige Entfernung gedämpft wurde, nicht leicht erklären ließ. Den letzten Zweifel zu heben, fand sich in dem Verstecke noch ein von starker Pappe gebildeter unförmlicher Kopf mit zwei transparenten Löchern an Stelle der Augen und einer Vorrichtung, um ein Stückchen Licht hineinzubringen und das Ganze auf eine Stange zu stecken.

So war denn ein Theil der fast lächerlich einfachen Mittel entdeckt, mit deren Hülfe irgend ein Böswilliger den verstorbenen Herrn von Langenau nächtlicher Weise in Schrecken gesetzt und dies auch bei dessen Nachfolger versucht hatte. Jedenfalls hatte man sich der Leiter bedient, um von der Grabensohle aus so hoch zu gelangen, daß man den auf eine Stange gesteckten Kopf mit den feurigen Augen dem Fenster des Schlafzimmers nähern konnte. Unerklärt blieb freilich noch die gespenstische Figur, auf die der alte Herr und Hugo geschossen hatten, aber einen ähnlichen Zusammenhang hatte es damit gewiß auch.

Sehr zufrieden mit seiner Entdeckung, beschloß Hugo, davon zu keinem Menschen, selbst nicht dem alten Peter, zu sprechen und Alles wieder ebenso zu verstecken, wie er es gefunden hatte, damit der Uebelthäter sich in seinem Beginnen nicht stören lasse und in die Falle gehe, die er ihm in der nächsten Sturmnacht zu legen gedachte. Aus diesem Grunde befahl er auch den auf seinen Befehl später vom Vorwerk herübergekommenen Knechten, den alten Thurm selbst nicht zu betreten, und ließ in dem Graben nur so weit aufräumen, daß man ohne Gefahr bis nahe an den Eingang des ersteren gelangen konnte; weiter wollte er ja auch seine Gäste nicht führen.

In Folge seiner Anordnungen wurde wirklich im Schlosse und dessen nächster Umgebung mehr Ordnung hergestellt, und die alte Magd mußte mit einem Knechte nach der Stadt fahren, um Einkäufe für die Küche und an anderen Kleinigkeiten zu machen.

Da Hugo seine Gäste am nächsten Tage noch nicht erwarten durfte, benutzte er denselben, sich nach dem Vorwerke zu be-

geben, um mit dem Inspektor über mancherlei Wirthschafts-Angelegenheiten Rücksprache zu nehmen; einstweilen hatte er diesem Manne nämlich noch die freie Verwaltung überlassen und sich selbst nur eine Kontrole vorbehalten, da er sich selbstständigen Anordnungen noch nicht für gewachsen hielt; auch wollte er, bevor er eine Aenderung des bisherigen Ganges einführte, wo ihm dies passend erschiene, erst das Antwortschreiben seines Vaters abwarten.

Das Wetter war wieder schön, und Hugo machte den nicht weiten Weg zu Fuß; er hatte eine leichte Büchsflinte über die Schulter gehängt für den Fall, daß ihm zufällig irgend ein Wild zum Schusse kommen sollte, denn eigentlich war er kein großer Jagdliebhaber.

Der Inspektor befand sich zu Hause, und die Erledigung der Geschäfte ging ohne Weiteres von statten. Natürlich kam auch die Rede darauf, daß und zu welchem Behufe der Herr Leute vom Vorwerke nach dem Schlosse bestellt habe, obgleich Hugo aber dabei wieder den Inspektor scharf in das Auge faßte, verrieth dieser doch nicht die mindeste Unruhe, nur meinte er wie beiläufig:

„Wenn ich rathen dürfte, Herr Lieutenant, so sollten Sie den alten Thurm lieber nicht berühren lassen, denn er könnte den Leuten über den Köpfen zusammenstürzen."

„O, so schlimm würde es wohl gerade nicht werden," sagte Hugo ruhig lächelnd, „denn ich selbst habe gestern schon das ganze alte Gemäuer bis zur obersten Plattform durchstöbert."

Der Inspektor zuckte mit keiner Miene; er schüttelte nur den Kopf und erwiederte:

„Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich ein solches Wagestück nicht gern unternehmen würde, obgleich ich in meiner Jugend in dem Rufe stand, kein kühnes Abenteuer zu scheuen; aber freilich, wenn die Jahre kommen und man Familie hat, wird man ängstlicher und vorsichtiger."

Besonders die Erwähnung seiner Familie machte Hugo's

Verdacht wieder wankend; ein so gestellter Mann hätte doch äußerst gewichtige Gründe haben müssen, um sich und die Seinigen in eine Gefahr, die ihn so viel kosten konnte, zu bringen.

„Wie befindet sich Ihre Familie?" fragte der Lieutenant, den Stoff des Gesprächs schnell wechselnd. „Ich habe Ihr Fräulein Tochter heute noch nicht gesehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant," erwiederte Jener mit einer Kälte, aus der man hätte entnehmen können, daß er sich für das an den Seinigen genommene Interesse nicht sehr verpflichtet fühle — vielleicht daß er die Anknüpfung von Beziehungen zwischen dem jungen Herrn und Flora fürchtete, wie sie Major Andronikoff in frivolem Scherze angedeutet hatte — „die Kinder sind Alle gesund wie immer, Gott sei Dank, und meine älteste Tochter ist nach dem nächsten Dorfe, L***, das ungefähr eine Stunde entfernt ist, hinübergegangen, um ihre Freundin, die Tochter des Schullehrers, zu besuchen."

Hugo fragte nicht weiter, weil er den mißtrauischen Ton des Inspektors vorher wohl bemerkt hatte, verabschiedete sich und trat den Rückweg an, die von Jenem ihm angebotene Begleitung freundlich zurückweisend.

Das Wetter war angenehm, und da ihn zu Hause keine wichtige Beschäftigung erwartete und er den langweiligen Abend nicht noch mehr zu verlängern wünschte, nahm er sich vor, einen Umweg durch den Wald zu machen, wo er seinen Gedanken recht ungestört nachhängen könne; daß diese sich noch immer vorzüglich auf die Comtesse Feodora richteten, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.

Um diese Zeit ging die Sonne schon bald nach vier Uhr unter, und man näherte sich bereits dieser Stunde. Im Walde herrschte schon eine leichte Dämmerung, aber die Gipfel der Bäume wurden noch von den Sonnenstrahlen geröthet, was einen wunderschönen Anblick gewährte; tiefe Stille herrschte und wurde nur zuweilen durch das Zwitschern der Vögel, die ihre Nester aufzusuchen begannen, unterbrochen.

Hugo hatte die Jagd ganz vergessen und ging langsam auf einem schmalen Fußpfade, der von dem abgefallenen gelben Laube bedeckt wurde, vorwärts; zu beiden Seiten drängten sich die umfangreichen Stämme des Laubholzes und die schlanken der Tannen und Fichten, und dazwischen befand sich niedriges, dichtverwachsenes Gestrüpp. Dies verhinderte eine weitere Aussicht, und Hugo vermißte dieselbe auch nicht bei seinen Träumereien.

Auf einmal wurden die letzteren durch das Wiehern eines Pferdes in nicht weiter Entfernung unterbrochen. Das erschien ihm seltsam, denn die Landstraße lag nicht in der Nähe, und was sollte Jemand zu Pferde oder mit einem Wagen in dem dichten Walde suchen? — Er blieb stehen und horchte; der Ton wiederholte sich bald, und es war nicht schwer, die Richtung, aus der er kam, zu entdecken; da diese in seinem Wege lag, schritt der Lieutenant schneller vorwärts. Plötzlich aber prallte er zurück und blieb wie angewurzelt stehen, denn ein höchst überraschendes Bild bot sich seinen Blicken dar.

Seitwärts vom Wege traten Bäume und Gebüsch etwas zurück, denn ein morscher Baumstamm war hier gefällt oder durch den Sturm umgestürzt worden. Die zufällig auf solche Weise gebildete Ruhebank hatten zwei Personen eingenommen, die Hugo nur zu gut bekannt waren, von denen er aber nie vermuthet hätte, daß sie in so vertraulichen Beziehungen zu einander ständen, wie jetzt der Augenschein lehrte. Ein Stückchen hinter ihnen war das Pferd, dessen Wiehern er vorher vernommen hatte und das jetzt ungeduldig mit den Hufen scharrte, vermittelst der Zügel an einen Baumast gebunden, ein elegant aufgezäumter und gesattelter Rappe von edler Race.

Sein Herr, der Major Andronikoff, bildete die eine Hälfte des zärtlichen Pärchens, das auf dem Baumstamme saß, die andere — Flora Kolinko. Ueber die Natur ihres Verhältnisses und ihrer Unterhaltung konnte gar kein Zweifel obwalten, denn der Major hatte den Arm um die Taille des jungen Mädchens geschlungen und dieses schmiegte sich ohne Widerstreben dicht an

ihn. Der Major schien eindringlich, tröstend zu Flora zu sprechen, die den Kopf gesenkt und eine Hand über die Augen gedeckt hatte, als ob sie weine; darüber schienen Beide Auge und Ohr für alles Andere verloren zu haben, sonst hätten sie auf die im abgefallenen Laube rauschenden Tritte Hugo's aufmerksam werden, ihn sogar sehen müssen, denn er war kaum fünfzig Schritte von ihnen entfernt; das Pferd war aufmerksamer, es hatte die Ohren gespitzt und schnoberte dem Ankömmlinge entgegen, aber auch diese Anzeichen seiner Unruhe störten die beiden Liebenden nicht.

Hugo's Erstaunen folgte bald Unwille auf den Major und das junge Mädchen, das sich im väterlichen Hause den Schein so großer Sittsamkeit zu geben verstand; ohne Zweifel täuschte sie auch ihren Vater, dem sie ja gesagt hatte, daß sie eine Freundin besuchen wolle, denn dieser schien gar nicht der Mann zu sein, der ein solches Verhältniß billigen und sich mit dem Glauben täuschen konnte, der Major habe dabei reelle Absichten. Letzterer war jedenfalls ihr Verführer, und so weit Hugo seinen Charakter durchschaut zu haben glaubte, nicht ein solcher, der ernstlich daran denken würde, sein Unrecht auf irgend eine Weise wieder gutzumachen, und daß ein Unrecht bereits geschehen sei, deuteten sowohl die Thränen Flora's als ihre vollständig hingebende Haltung an der Seite dieses Mannes an. Noch mehr empört gegen den Major fühlte sich der Lieutenant aber darüber, daß dieser zu derselben Zeit, wo er eine solche heimliche Liebschaft unterhielt, sich um Feodora von Herrendorf zu bewerben wage, und davor trat fast der Gedanke zurück, Jener habe ihm selbst wohl, als er bei ihrer letzten Unterredung der Inspektorstochter erwähnte, eine sehr närrische Rolle zu spielen zugedacht.

In der ersten Aufwallung seines Unmuths wollte Hugo seinen Weg fortsetzen und die beiden Liebenden geradezu stören, aber er überlegte, daß dies das junge Mädchen zu tief beschämen müsse und er möglicherweise in einen Wortwechsel mit dem Major gerathen könne, dessen Folgen die ganze Sache nicht werth

sei. Obgleich der Letztere gewissermaßen auf sein Gebiet übergetreten war, würde er sich doch nicht haben gefallen lassen, daß sich Jemand um seine Liebschaften bekümmere, und nützen konnte Hugo's Dazwischentreten hier in der That nicht mehr, denn Flora war bereits verloren und würde ihm schwerlich Dank dafür gewußt haben.

Nachdem er dies schnell erwogen hatte, trat er behutsam seitwärts in den Wald und ging mit finsterer Miene auf einem anderen Wege weiter, denn nach Dem, was er gesehen, hatte er nicht die mindeste Lust, aus bloßer Neugierde das zärtliche Paar noch länger zu belauschen.

Sollte er dem Vater des Mädchens oder diesem selbst eine wohlgemeinte Warnung zukommen lassen? — Im letzteren Falle konnte er schwerlich auf Dank rechnen, im ersteren vielleicht den Frieden der Inspektorsfamilie für immer zerstören und die grausamste Behandlung Flora's durch ihren Vater herbeiführen. Dem Major Vorstellungen zu machen, daß er dieses Verhältniß ababreche, wäre geradezu lächerlich gewesen, und in der gräflichen Familie durfte er natürlich durchaus Nichts von seiner Bemerkung andeuten; er mußte also schweigen, nahm sich aber fest vor — er fühlte, wie sein Blut dabei in Wallung gerieth — um jeden Preis zu verhindern, daß der Major auch Feodora täusche.

XV.

Der Besuch.

Als Hugo an diesem Abende zu Hause ankam, wurde ihm gemeldet, daß der Major bald Nachmittags bei dem Schlosse zu Pferde angelangt sei, um ihm, wie er gesagt hatte, einen Gegenbesuch abzustatten; er war ohne Aufenthalt weitergeritten und hatte hinterlassen, daß er nächstens wiederkehren werde. Von da mußte er sich zu seinem ohne Zweifel schon im Voraus verabredeten Rendezvous begeben haben, denn um nach dem bezeichneten Dorfe zu gehen, brauchte Flora nicht den Wald zu passiren.

Hugo war es recht lieb, daß er diesem ihm zugedachten Besuche entgangen sei, und er suchte sich auch die Erinnerung an die Entdeckung, die er im Walde gemacht hatte, aus dem Kopfe zu schlagen; dies gelang ihm auch ziemlich dadurch, daß er sich eifrig mit den Vorbereitungen für den Empfang seiner anderen Gäste beschäftigte.

An einem der nächsten Abende schon ließ der Graf durch einen Boten bestellen, daß er und seine Tochter am folgenden Tage, wenn sich das Wetter so schön als bisher halte, kommen würden, und wir müssen gestehen, daß Hugo die Nacht fast noch unruhiger zubrachte als die, in denen er die gespenstischen Erscheinungen gehabt hatte, denn die Erwartung ließ ihn kaum ein Auge schließen.

Er hatte dem Grafen erwiedern lassen, daß er die Comtesse und ihn schon zu Mittag erwarte — die Gräfin hatte ihres wiedergekehrten Unwohlseins wegen seine Einladung ausgeschlagen — und die alte Magd hatte nun ungemein viel in der Küche zu thun, während der alte Peter und die Knechte, die sich in ihre Staatsanzüge gesteckt hatten, noch die letzte Hand an die Zimmer und andere Vorrichtungen legten. Hugo selbst war schon vor der Zeit seinen Gästen entgegengeritten.

So kam es, daß er ihnen ganz nahe bei Herrendorf begegnete, was sie nicht wenig überraschte und große Heiterkeit hervorrief. Lachend und plaudernd machte man zusammen den Weg, und es war beinahe schwer, die besonderen Aufmerksamkeiten, die der Lieutenant der Comtesse erwies, auf seine Galanterie als Wirth allein zu schieben; schien aber auch Feodora dadurch ein paar Mal in leichte Verlegenheit zu kommen, so steigerte sich doch nur die gute Laune ihres Vaters, und Hugo glaubte immer mehr die Gewißheit zu erlangen, daß er auf keinen großen Widerstand stoßen werde, wenn er es sich ernstlich angelegen sein lasse, die Gunst der Comtesse zu gewinnen.

Feodora hatte das alte Schloß noch niemals gesehen; zu Lebzeiten des alten Herrn hatten sich alle Nachbarn davon ferngehalten, weil sie wußten, daß Jener sie in seiner Menschenfeindlichkeit nur mit den unfreundlichsten Augen betrachten werde, und während der kurzen Zeit, in welcher der Graf das Gut verwaltete, hatte sie immer Abhaltung gehabt, ihn zu begleiten; man sah ihr deshalb, als man sich dem Schlosse näherte, die Ueberraschung an, die keineswegs angenehm zu sein schien, obgleich sie aus Höflichkeit für Hugo versicherte, daß man ihr zu ungünstige Schilderungen gemacht habe.

Der Lieutenant fühlte sich heute wirklich ein bischen beschämt über das traurige Aussehen des väterlichen Besitzthums und versicherte ein über das andere Mal, daß er, sobald es nur die Jahreszeit erlaube, an den Umbau gehen werde.

Es half wenig, daß die Hauptpforte mit Gewinden von

Tannenreisern bekränzt worden war, wie ähnliche Festons auch die Korridore schmückten, die düsteren verfallenen Mauern wurden dadurch nicht freundlicher. Besser sah es schon in den von dem jungen Herrn bewohnten Zimmern aus, wo auch für die Gäste eine ganz einladende Tafel gedeckt worden war. Der Graf lachte ungenirt, aber auf die wohlwollendste Weise über Mancherlei, was die Junggesellenwirthschaft nur zu sehr verrieth, Feodora dagegen suchte den etwas verlegenen Wirth durch die lobendste Kritik zu beruhigen.

Bei der Mahlzeit, die Nichts zu wünschen übrig ließ, als höchstens eine gewandtere Bedienung, wie sie die improvisirten Livreebedienten zu leisten vermochten, ging es recht heiter zu; nachher wollte man das Wohnhaus und die Ruine besichtigen und schließlich eine Spazierfahrt durch den Wald nach dem Vorwerke machen.

Hugo sprach viel von seinen Bauplänen und erbat dabei manchen Rathschlag vom Grafen und dessen Tochter. Diese Unterhaltung schien Feodora großes Vergnügen zu machen, und Hugo war entzückt über die Freude, die sie darüber bezeugte, daß er nicht beabsichtige, Langenau zu verkaufen, was er bei seinem Eintreffen wenigstens nicht für unmöglich erklärte. Er mußte natürlich annehmen, dieses Interesse Feodora's beziehe sich hauptsächlich auf seine Person, da er noch nicht wußte, daß Major Andronikoff bereits Lust bezeigt habe, das Gut zu erwerben, was ihr wohl sehr unangenehm gewesen wäre. Dies hörte er jetzt erst von ihr zu seiner Verwunderung, sprach aber auch sogleich mit großer Entschiedenheit aus, daß es dazu nicht kommen werde, denn nun war er fest entschlossen, selbst wenn sein Vater sich dem Verkauf geneigt zeigen sollte, diesem davon abzureden. Weiter wurde übrigens des Majors nicht erwähnt, als ob Jedem die Unterhaltung über ihn peinlich sei.

Nach Tische besichtigte man die übrigen Räume des Wohnhauses, und nun wollte Feodora auch den Thurm, den sie bereits vom Fenster aus gesehen hatte, näher kennen lernen.

„Hat man von dort oben eine freie Aussicht?“ fragte sie den Lieutenant, während man auf dem neuerdings einigermaßen gebahnten Weg in den Graben hinabstieg.

Hugo bejahte es, setzte aber auch hinzu, er könne die Verantwortung nicht übernehmen, seine Gäste die verfallenen Treppen hinaufzuführen; seit Jahren schon wolle Niemand das alte Gemäuer betreten.

„Aber Sie müssen doch schon oben gewesen sein, da Sie meine Frage soeben beantworteten?“ meinte Feodora, der die Einwendung gar nicht angenehm zu sein schien.

„Vor einigen Tagen, um mich zu überzeugen, ob ich Sie ohne Gefahr diesen Weg führen könne,“ erwiederte er; „aber ich muß Ihnen gestehen, daß mir auf den wankenden Stufen nicht ganz wohl zu Muthe war.“

„O, Sie hätten sich unseretwegen nicht einer Gefahr aussetzen sollen,“ sagte die Comtesse sehr lebhaft; „wenn es aber einmal geschah, so ist es nicht mehr als billig, daß wir Ihnen die Mühe nicht umsonst gemacht haben. Haben Sie meinetwegen keine Besorgniß; Dank der Erziehung, die ich schon von frühester Jugend an durch Papa erhalten habe, bin ich gewandt und habe starke Nerven; ich fürchte mich gar nicht vor der alten Ruine und bin sehr begierig auf einen freien Umblick, den man in unserer Gegend nirgends hat.“

„Ich bin unglücklich, gnädigste Comtesse, dieses Mal Ihrem Wunsche nicht nachkommen zu können —“

„Ach, Sie trauen mir keinen Muth zu, Herr von Mohrfeldt?“ rief Feodora lachend. „Wissen Sie nicht, daß uns Frauen der Widerspruch gerade am meisten reizt und das Verbotene neugierig macht?“

„An Ihrem Muthe, wo es einer wichtigen und edlen Sache gilt,“ erwiederte Hugo ziemlich ernst, „zweifle ich nicht, seitdem ich gehört habe, daß Sie sich der Pflege der Verwundeten und Kranken im Kissinger Lazarethe unterzogen haben; die Neugierde ist allerdings, wie man behauptet, ein kleiner weiblicher Erbfehler,

und Widerspruch unter Umständen berechtigt, letzteres aber selten gegen eine wohlgemeinte Warnung und Bitte."

Feodora schwieg einen Augenblick still und schien unentschlossen, dann aber sagte sie heiter:

„Sie sind auch gar zu ängstlich und besorgt für Ihre Gäste! Lassen Sie uns wenigstens den Versuch wagen; ich nehme Ihre Ritterdienste dabei an und werde mich dann ganz sicher fühlen."

Hugo machte noch einige Einwendungen, in die auch der Graf gleichgültig, weil er die Gefahr wohl nicht für groß hielt, einstimmte, aber die Comtesse hatte auch ihre kleinen Capricen und dieses Mal um so mehr Aussicht, dieselben durchzuführen, weil der Lieutenant sowohl wußte, die Aussicht vom Thurme sei das Beste, was er seinen Gästen bei diesem Besuche zu bieten vermochte, als weil ein gewisser Reiz für ihn darin lag, eine kleine Gefahr mit dem schönen Mädchen zu theilen und den ihm angebotenen Ritterdienst zu versehen; bei gehöriger Vorsicht ließ sich wohl nicht ein Unglücksfall befürchten. Er willigte also mit Achselzucken ein.

„Nein, Kinder," sagte der Graf, als man den dunklen Eingang erreicht hatte und die Stufen vor sich sah, „da bringt mich Niemand hinein. Wahrhaftig, Feodora, Herr von Mohrfeldt hat Recht; gieb Deine kleine Laune auf und warte lieber, bis sich hier ein etwas komfortableres Belvedere erhoben haben wird."

„O, wo bliebe dann die Romantik, die wir hier gerade gesucht haben?" rief die Comtesse scherzend. „Bleibe nur zurück, Väterchen, wenn Dir das Klettern zu unbequem ist — ich verlasse mich ganz auf meinen Ritter."

„Reichen Sie mir Ihre Hand, Herr von Mohrfeldt," setzte sie muthig hinzu; „die Gefahr verschwindet zur Hälfte, wenn man ihr ohne langes Besinnen entgegengeht."

Hugo hätte schon deshalb nicht länger widerstehen mögen, weil er die ihm gebotene kleine Hand fassen und eine Weile in der seinigen behalten durfte. Ihrer Aufforderung gehorchend, betrat er die Treppe, während der Graf ihnen nachrief, sie

möchten sich ja in Acht nehmen, er selbst wolle auf sie warten.

Wir haben schon beschrieben, wie mühselig und gefährlich der Weg, welchen die jungen Leute jetzt zurückzulegen hatten, war, und vielleicht bereute Feodora, als sie sich fast von vollständiger Finsterniß umgeben sah und der Boden unter ihren Füßen schwankte, doch ihren Eigensinn, aber sie wollte sich das nicht anmerken lassen und scherzte und lachte laut, während ihr Führer fortwährend bemüht war, ihr Vorsicht zu empfehlen, und ihre Hand unwillkürlich fester faßte; ein paar Mal war er genöthigt, die schlanke Gestalt noch näher zu berühren, und wäre es um sie her nicht so finster gewesen, daß Einer die Gesichtszüge des Anderen unmöglich beobachten konnte, so würde die Comtesse vielleicht noch einen anderen Grund gefunden haben, ihr Abenteuer für ein etwas bedenkliches zu halten.

Nach Verlauf einiger Minuten befand man sich indessen glücklich auf der obersten Plattform, und bis dahin hatte Hugo gerade Zeit genug gewonnen, wieder eine ruhige Miene anzunehmen; dagegen sah er die Wangen seiner Begleiterin etwas tiefer gefärbt, mochte dies nun eine Folge der Anstrengung beim Steigen sein oder sie Verlegenheit über die gewissermaßen vertrauliche Anlehnung an ihren Führer empfinden.

Die sich nun eröffnende, wie schon gesagt, überraschend schöne Aussicht half indessen glücklicherweise Feodora über ihre Befangenheit fort, und die Hand des Lieutenants loslassend, eilte sie an die Mauerbrüstung, stützte sich auf dieselbe und ließ ihre Blicke mit Entzücken dem Meere zuschweifen, das heute noch klarer als damals vor Hugo's Augen dalag.

„Das ist köstlich!" rief sie mit ungeheuchelter Freude, die ihr liebliches Antlitz noch verschönte, aus. „Wer hätte hier, mitten im Walde, einen solchen Schatz wie diese Aussicht vermuthet? — O, nun bereue ich nicht mehr meine Hartnäckigkeit, den Thurm ersteigen zu wollen!"

„Und ich nicht mehr, Ihrem Befehle gehorsam gewesen zu sein," sagte Hugo lächelnd, indem er an ihre Seite trat.

Feodora schwieg eine ganze Weile, versunken in den sich ihr bietenden Anblick und ernste Empfindungen, die sich ihrer bemächtigt zu haben schienen. Jeder wird ja schon an sich selbst empfunden haben, daß der aufwallenden Freude beim Anblicke von Naturschönheiten — und für eine solche konnte diese Aussicht wenigstens Dem gelten, der längere Zeit hindurch keinen freien Umblick gehabt hatte — eine ernste, andachtvolle Stimmung, welche die Bewunderung der göttlichen Schöpfung hervorruft, zu folgen pflegt, und je unbegrenzter die Ferne, die sich unseren Blicken darbietet, zu sein scheint, desto gewaltiger fühlt sich das Herz von einer Sehnsucht ergriffen, über die gewöhnlichen kleinlichen Verhältnisse des Lebens hinaus entweder dem Ziele bestimmter Wünsche oder einer nur geahnten Glückseligkeit zuzufliegen; diese Stimmung erweckt aber am meisten gerade das Meer, das ja für den Blick endlos ist.

Diese Empfindungen in Feodora achtend, richtete Hugo kein weiteres Wort an sie und begnügte sich, das schöne verklärte Antlitz mit heimlichem Entzücken zu betrachten, während sie seine Gegenwart ganz vergessen zu haben schien. Er sah Thränen in ihren langen Wimpern zittern, und ein leises schmerzliches Zucken spielte um ihre Lippen.

Was bewegte dieses jugendfrische, dem Anscheine nach glückliche Herz so tief, vielleicht schmerzlich? — Diese Frage, die er sich vorlegen mußte, erfüllte ihn zuerst mit Schreck und Besorgniß, schnell schloß sich aber daran eine andere: „Ist es Liebe, deren Sehnsucht aus diesen Thränen spricht? — Und wen sollte sie dann lieben, wenn nicht — —"

Hugo wagte die Antwort, die man leicht errathen wird, nicht zu vollenden, aber er fühlte sein Herz heftig klopfen und schrak, wie auf einem Unrechte ertappt, zusammen, als die Comtesse, die wieder Herrin ihrer Empfindungen geworden war, sich plötzlich zu ihm wandte und mit besonderer Lebhaftigkeit sagte:

„Nein, Herr von Mohrfeldt, Sie müssen mir versprechen, Langenau nicht in andere Hände kommen zu lassen, nicht auf die Vorschläge einzugehen, die Ihnen Major Andronikoff vielleicht bald machen wird."

„Ich glaube, es Sie fest versichern zu können. Aber weshalb sollte denn gerade der Major nicht der Besitzer dieses Gutes werden?"

Feodora erröthete über diese direkte Frage, die Hugo ohne weitere Ueberlegung entschlüpft war.

„Nun," sagte sie, in einiger Verwirrung zögernd, „ich möchte ihn nicht zum so nahen Nachbar haben. Aber," setzte sie hinzu, „ich bin doch sicher, daß Sie dies Niemandem, selbst nicht meinem Vater verrathen werden, der dem Major gar nicht so abgeneigt ist?"

„Sie können gewiß auf meine Verschwiegenheit rechnen," antwortete Hugo, heimlich über das ihm so angenehme Geständniß, das er ihr entlockt hatte, triumphirend, „und wie mein Vater auch über das Gut entscheiden möge, will ich mich doch dafür verbürgen, daß der Major niemals Besitzer von Langenau wird, weil Sie es nicht wünschen."

„Ich danke Ihnen," sagte Feodora, wieder einen leichteren Ton annehmend, obgleich man recht gut bemerken konnte, daß es ihr mit ihrer Bitte vollständiger Ernst gewesen war. „Sie wundern sich, daß ich so offen gesprochen habe, nicht wahr? — Ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich dazu die Gelegenheit suchte, als ich darauf bestand, den Thurm zu besteigen, wobei uns mein Vater, wie ich vermuthete, nicht begleiten würde."

„Darf ich denn, nachdem Sie mir einmal Ihr Vertrauen so weit geschenkt haben, gnädigste Comtesse, auch fragen, weshalb Sie dem Major so abgeneigt sind?" meinte Hugo. „Ich frage nicht aus bloßer Neugierde, sondern, wie ich bekennen will, damit ich mich nicht in dem Vortheile befinde, allein ein Geheimniß von Ihnen zu besitzen; ich muß Ihnen gestehen, daß ich Ihre Empfindungen in Bezug auf diesen Herrn theile."

„Wirklich?" rief Feodora, offenbar erfreut. „Das beruhigt mich über den Vorwurf, den ich mir schon so häufig gemacht habe, daß ich nämlich ungerecht gegen den Major sei. Ich kann ihn keiner bestimmten Schuld anklagen, ich erkenne sogar seine gesellschaftlichen Vorzüge an, denn das etwas freie Wesen kann man ihm als Feldsoldaten schon zu gut halten, und dennoch habe ich vom ersten Augenblicke unserer Begegnung an eine Art Antipathie gegen ihn gefühlt, die sich nicht durch die Vernunft erklären läßt, aber unwiderstehlich in meinem Gefühle liegt. Ich möchte sagen, daß ich eine leise Furcht in seiner Nähe empfinde."

Sie sprach sich jedenfalls nicht ganz offen aus, denn sonst würde sie haben hinzusetzen müssen, daß die ihr auf etwas zudringliche Weise dargebrachten Huldigungen des Majors die hauptsächlichste Ursache ihrer Abneigung seien.

„Gerade so ergeht es auch mir," sagte Hugo, der die wirklichen Gründe, die ihn gegen den Major eingenommen hatten, dem jungen Mädchen mitzutheilen natürlich nicht für passend fand. „Ich kann Sie versichern, daß ich nie sein Freund sein werde, obgleich er mir auf die höflichste Weise eine nähere Bekanntschaft angeboten hat; unsere Charaktere und Ansichten passen nicht zu einander."

„Nein, ich halte diesen Mann nicht für aufrichtig," entgegnete Feodora, ohne daran zu denken, welches indirekte Kompliment sie damit dem Lieutenant machte. „Ich begreife auch nicht recht, daß mein Vater ihm, trotzdem er seine früheren Verhältnisse nur aus seinen eigenen Angaben kennt, nach so kurzer Zeit der Bekanntschaft schon so viel Vertrauen schenkt, daß er wie ein alter Freund in unserem Hause verkehren kann; aber Papa denkt von allen Menschen immer das Beste, weil er selbst so edel und brav ist, und wenn man sagt, daß das Vertrauen ein Privilegium der Jugend ist, so behalten die besten Menschen es doch, nicht selten zu ihrem Schaden, das ganze Leben lang. Aber lassen wir nun den Major, nachdem wir uns unsere Meinung

über ihn mitgetheilt haben! Mein Vater wird schon ungeduldig und besorgt sein, ob wir unser Ziel glücklich erreicht haben."

Der Graf, der die Beiden an dem Platze, den sie eingenommen hatten, der hohen Zinnen wegen von unten nicht erblicken konnte, ließ wirklich schon lautes Händeklatschen vernehmen und rief den Namen seiner Tochter.

Feodora wandte sich rasch um und eilte nach der anderen Seite der Plattform, wobei sie Hugo's Warnung überhörte, vorsichtig aufzutreten.

Und diese Warnung war nicht unnöthig. Die Comtesse fühlte plötzlich, wie eine der großen Steinplatten, über die sie fortschreiten wollte, unter ihren Füßen nachgab, und als sie sich mit einem Aufschrei des Schrecks schnell zurückwarf, würde sie unfehlbar niedergestürzt und in den sich blitzschnell vor ihr öffnenden Abgrund versunken sein, wenn Hugo, der ihr auf dem Fuße gefolgt war, nicht hinzugespungen wäre, sie in seinen Armen aufgefangen und zurückgerissen hätte. Die aus ihren Fugen gelöste Steinplatte aber stürzte krachend in den Thurm hinein, riß noch einen Theil des unten befindlichen Mauerwerkes mit sich fort, und ein paar Sekunden lang glaubte der Lieutenant bei dem donnerähnlichen Poltern, der ganze Thurm werde in sich zusammenstürzen; eine dichte Staubwolke erhob sich aus der Oeffnung vor ihm, und gleichzeitig drangen solche aus allen Oeffnungen des Thurmes, so daß sie denselben eine Weile lang vollständig einhüllten.

Obgleich Hugo vom lebhaftesten Schreck ergriffen worden war, verlor er doch nicht die Geistesgegenwart und blieb unbeweglich stehen, um nicht zu einem wiederholten Einsturze Veranlassung zu geben; er dachte auch weniger an sich selbst als an Feodora, die ohnmächtig und starr, mit geschlossenen Augen in seinen Armen lag. Von unten herauf drang der ängstliche Ruf des Grafen, der entsetzt eine Strecke zurückgewichen war, als die Katastrophe eintrat, aber Hugo achtete jetzt nicht darauf, denn er fühlte sich ganz erstarrt und wagte

kaum zu athmen, als ob er das Unheil dadurch noch vergrößern könne.

Der Graf, der, als er keine Antwort erhielt, nichts Anderes denken konnte, als der Lieutenant und seine Tochter seien in das Innere des Thurmes hinabgestürzt und schwer beschädigt, vielleicht gar verschüttet worden, versuchte zuerst, durch die Oeffnung einzudringen, mußte dies aber der durch die Staubwolken noch vermehrten Dunkelheit wegen aufgeben und lief nun dem Wohnhause zu, um durch sein Hülfegeschrei die Leute zu alarmiren; diese aber hatten den Lärmen schon vernommen und steckten bestürzt die Köpfe aus den Fenstern, bis die Zurufe des Grafen und des zuerst gefaßten alten Peter sie daran mahnten, daß schleunige thätige Hülfe nothwendig sei, worauf sie, immer noch rathlos, herbeieilten.

Indessen hatte Hugo sich mit seiner theuren Last, die ihn nicht wenig in seinen freien Bewegungen hinderte, allmälig etwas von der gefährlichen Stelle zurückgezogen und wartete ab, bis sich der Staub verzogen haben würde, um beurtheilen zu können, ob der Rückweg über die Treppe noch möglich sei. Vorsichtig setzte er Feodora auf den Boden nieder und lehnte ihren Oberkörper gegen eine der feststehenden Mauerzinnen; dann beugte er sich über sie und rief wiederholt ihren Namen, denn in der Angst fiel ihm kein anderes Mittel ein und war wohl auch nicht vorhanden, sie in das Leben zurückzurufen.

Die Comtesse glich einer Leiche, und er war auch versucht, sie dafür zu halten, hätte er nicht, als er die Hand auf ihr Herz legte, das leise Klopfen desselben gefühlt. Die Hand auf die Stirn drückend, als wolle er einen Gedanken herauspressen, wie hier zu helfen sei, stand er neben ihr, ein Bild rathloser Verzweiflung, denn daß schnell geholfen werden müsse, begriff er.

Das Geschrei der herankommenden Leute brachte ihn erst wieder zu sich. Es fiel ihm ein, daß wenn Jene in ihrem Eifer, zu retten, ungeschickt zu Werke gingen, das Unglück noch größer werden könne, denn ein sich von Neuem loslösender

Stein konnte noch einen größeren Theil des morschen Gemäuers zu Falle bringen, deshalb begab er sich langsam nach der anderen Seite der Plattform und rief ihnen zu, anzuhalten und nicht in den Thurm einzudringen.

Bei seinem Anblicke stießen Alle einen Ruf der Freude aus, nur der Graf rief in einem wahren Jammertone, die Hände zu ihm emporstreckend:

„Wo ist meine Tochter?"

„Beruhigen Sie sich, Herr Graf," antwortete ihm Hugo, „die Comtesse ist unverletzt, aber der Schreck hat sie ohnmächtig gemacht. Nur Ruhe und Besonnenheit, Leute! Das Unglück ist nicht so groß, wie es aussieht."

Der Lieutenant gab jetzt selbst das beste Beispiel der Besonnenheit, die er empfahl. Mit fester Stimme ordnete er an, daß man Laternen und für den Nothfall eine Leiter, Seile und Hacken herbeischaffe, was unter Anleitung des alten Peter auch ganz ordnungsmäßig und schleunigst in das Werk gesetzt wurde. Inzwischen näherte er selbst sich behutsam dem Eingange der Treppe und überzeugte sich, daß dieselbe, soweit er hinabblicken konnte, nur wenig verletzt worden sei; wie es weiter im Innern des Thurmes aussah, ließ sich von seinem Standpunkte aus nicht beurtheilen. Wäre Feodora im Stande gewesen, unter seiner Führung hinabzusteigen, so würde er den Rückweg für weniger bedenklich gehalten haben, jetzt blieb ihm aber nichts Anderes übrig, als sie auf seine Arme zu nehmen und zu tragen, wodurch er natürlich verhindert werden mußte, ganz festen Fuß zu fassen und sich mit den Händen anzuhalten.

Zu ihr zurückkehrend, versuchte er von Neuem, sie durch Rufe, wobei unwillkürlich recht zärtliche Benennungen einflossen, in das Bewußtsein zurückzurufen, erreichte aber dadurch keinen besseren Erfolg als vorher. Auf das Bitterste verwünschte er seine Nachgiebigkeit, den Thurm mit ihr betreten zu haben, und der Reiz, den er vorher an dem kleinen Abenteuer gefunden, war ihm vollständig verloren gegangen; dagegen empfand er recht

tief, wie theuer ihm das schöne Mädchen sei, von dem er sich ebenfalls geliebt glaubte, und war fest entschlossen, lieber sich selbst zu opfern, als ihr ein noch größeres Unglück zustoßen zu lassen. Wäre er allein gewesen, so würde er sich an einem Seile, das man ihm wohl heraufwerfen und das er um eine der Zinnen schlingen konnte, denn diese standen mit der Umfassungsmauer unerschütterlich fest, an der äußeren Wand des Thurmes niedergelassen haben.

Als die Leute ihre Vorbereitungen getroffen und durch die an langen Stangen befestigten Laternen von unten her das Innere des Thurmes einigermaßen erleuchtet hatten, entschloß sich Hugo, den gefährlichen Weg anzutreten. Er nahm Feodora wie ein Kind auf den Arm, und bei dieser Bewegung ihres Körpers kam sie glücklicherweise wieder zu sich. Sie öffnete langsam die Augen, aber der Blick derselben war so matt, und schon daraus, daß sie widerstandslos Alles mit sich geschehen ließ, erlangte Hugo die Ueberzeugung, daß sie noch nicht bei völliger Besinnung und unvermögend sei, einen Schritt zu machen; länger wollte er aber nicht zögern.

Mechanisch schlang sie die Arme, sowie er dieselben legte, fest um seinen Hals, und so beschwerlich ihm dies auch wurde, nahm er alle Kräfte zusammen und betrat langsam, förmlich mit den Füßen fühlend, die erste Treppenstufe. Diese trug ihn und so setzte er den Weg von Stufe zu Stufe fort, nicht ohne oft in Gefahr zu gerathen, den Halt zu verlieren und in die dicht neben ihm befindliche Tiefe zu stürzen. Es war ein Glück, daß Feodora sich noch immer im Zustande halber Betäubung befand, denn sie rührte sich nicht und klammerte sich krampfhaft fest an ihn.

Je weiter der Lieutenant kam, desto beschwerlicher fand er den Weg, denn theils hatte die Treppe dort am meisten gelitten, theils gingen ihm die Kräfte immer mehr aus; der Schweiß rann ihm schon von der Stirn, und seine Knie und Arme zitterten; ein paar Mal mußte er sich, um Athem zu schöpfen, ge-

gen die äußere Mauer lehnen, dieser Aufenthalt durfte aber niemals lange dauern, da er seine Last nicht aus den mit jeder Sekunde mehr absterbenden Armen lassen konnte; nur die äußerste Willensanstrengung machte es ihm möglich, nicht dem Schwindel zu unterliegen, der ihn wiederholentlich zu befallen drohte, denn er wußte, daß er und Feodora dann verloren seien.

Sowohl Hugo als den unten mit unbeschreiblich ängstlicher Spannung Wartenden wurde die Zeit unendlich lang. Ein Fehltritt konnte die schwersten Folgen haben, denn noch immer lösten sich unter des Lieutenants Füßen kleine Steine ab und rollten in die Tiefe; in der Angst glaubte Jeder das ganze alte Gebäude zittern zu sehen.

Am schwierigsten war der Schluß der Wanderung, denn die herabgestürzten Trümmer hatten hier förmlich die Treppe versperrt; aber auch dieses Hinderniß überwand Hugo glücklich, und als er, unfähig, ein Wort dabei zu sprechen, die letzte Stufe überschritten hatte und Feodora in die nach ihr ausgestreckten Arme ihres Vaters legte, der alte Peter ihn beim Arme ergriff und Alle das Innere des Thurmes verlassen hatten, ertönte ein jubelnder Hurrahruf.

Hugo glich jetzt aber auch einem Träumenden, denn die übermäßige geistige Anspannung übte ihren Rückschlag, sobald er ihrer nicht mehr bedurfte; leichenblassen Antlitzes, vermochte er sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten und mußte von dem alten Peter, der eine wirklich väterliche Besorgniß für ihn an den Tag legte, und einem anderen Mann gestützt werden. Der Graf war augenblicklich noch zu sehr mit seiner Tochter beschäftigt, die er, sie mit den Armen umschlungen haltend, auf einen Stein niedergesetzt hatte, um für ihren Retter Sinn und Augen zu haben.

Nun aber erholten sich die beiden so arg Gefährdeten auf festem Boden und in der freien Luft schnell wieder. Feodora kam zuerst vollständig zu sich, erkannte ihren Vater und brach in einen Strom von Thränen aus, während sie sich in seine

Arme warf. Der alte Herr überhäufte sie, unbekümmert um die Zeugen, mit den zärtlichsten Liebkosungen, aber, sich plötzlich besinnend, entwand sie sich denselben, sprang auf und eilte dem Lieutenant entgegen, bei dem die augenblickliche Schwäche auch schon wieder vorübergegangen war und der nun, immer noch etwas schwankenden Schrittes, nachdem er dem alten Peter und den Leuten für ihre Theilnahme gedankt hatte, sich näherte, um zu sehen, was aus seinem Schützlinge geworden sei.

Hugo's blasse Wangen rötheten sich schnell wieder, als er Feodora gegenüberstand, und auch die ihrigen hatten die tiefste Färbung angenommen, denn sie erinnerte sich doch wohl der Situation, in der sie sich soeben in seinen Armen befunden hatte; die herzlichste Freundschaft und Dankbarkeit überstrahlten aber den Ausdruck ihrer Befangenheit, und indem sie ihrem Retter beide Hände bot, sagte sie im innigsten Tone:

„Ich verdanke Ihnen mein Leben; ich werde Ihnen immer verpflichtet sein, wenn ich auch augenblicklich nicht Worte für die Empfindungen, die mein Herz erfüllen, finden kann. Aber ich habe Sie auch noch um Verzeihung zu bitten, denn meine thörichte Laune, den Thurm besteigen zu wollen, und meine Unvorsichtigkeit, die mich Ihre Warnungen überhören ließ, haben dieses unselige Ereigniß herbeigeführt, das Sie mit mir hätte verderben können."

Hugo beugte sich auf die Hand der Comtesse nieder und küßte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, welche kaum die aufgeregte Stimmung entschuldigen konnte, aber noch mehr sagte der Blick, den er zu ihr aufschlug und förmlich in den ihrigen versenkte, als er entgegnete:

„Ich kann dieses Abenteuer kein unseliges nennen, vorausgesetzt, daß es für Sie, Comtesse, keine nachtheiligen Folgen, sondern nur die Erinnerung hinterläßt, die mir immer unvergeßlich bleiben wird."

Feodora gerieth augenscheinlich in Verwirrung; sie mußte endlich doch verstanden haben, mit welchen Augen Hugo sie be-

trachte und was er dabei empfinde, denn zu bloßen galanten Phrasen eignete sich der Augenblick am allerwenigsten, und sie hatte auch noch nie die Bemerkung gemacht, daß er ein Freund davon sei. Als er nun forschte, welchen Eindruck seine Worte auf sie gemacht hätten, sah er wieder einen wehmüthig schmerzlichen Zug in ihrem Antlitze, und sie schien zu kämpfen, ob sie Etwas, das ihr auf den Lippen schwebte, die sich leise bewegten, aussprechen solle. Indessen schnitt der Graf jedes weitere Wort ab, indem er hastig hinzutrat und den Lieutenant mit beinahe stürmischer Zärtlichkeit in seine Arme schloß, wobei er ihn mit Dankesversicherungen und Lobsprüchen seines aufopfernden Muthes überhäufte.

Diese ganze Scene, welche unmittelbar vor dem alten Thurme spielte, hatte etwas ungemein Rührendes und würde die Theilnahme jedes Zuschauers erweckt haben; solche fehlten aber, denn der alte Förster und die beiden Knechte des Hauses waren selbst handelnde Personen. Sie standen nur wenige Schritte von der Gruppe entfernt, welche die Herrschaft bildete, hatten die Mützen abgezogen, und aus ihren Mienen sprach deutlich die Freude über die Rettung des schönen jungen Paares.

„Ich würde den Thurm gern als Andenken an diesen Tag stehen lassen," sagte Hugo später, als man den Rückweg nach dem Wohnhause angetreten hatte, „aber ich fürchte nur, daß er für Andere noch einmal ein Unglück herbeiführen könne, und deshalb will ich ihn so bald als möglich vollständig niederreißen lassen."

„Ich bitte mir aber vorher eine Zeichnung davon aus," meinte die Comtesse, die, vielleicht nur um ihre Verlegenheit zu verbergen, wieder den Ton des Scherzes anzunehmen suchte. „Darf ich Sie nicht darum bitten, Herr von Mohrfeldt?"

„Ich bin in diesem Fache gerade kein Meister," erwiederte der Lieutenant achselzuckend.

„Aber Du selbst zeichnest und malst ja ganz vortrefflich,

Feodora!" rief der Graf, der jetzt den Arm seines Töchterchens zu Hugo's heimlicher Unzufriedenheit nicht mehr losließ. „Unser Freund wird gewiß Nichts dagegen haben, daß Du von einem Fenster des Wohnhauses aus eine Skizze entwirfst."

„Das wäre heute doch eine Unmöglichkeit," erwiederte Feodora, indem sie ihre kleine Hand zeigte, die noch immer von nervösem Zittern bewegt wurde.

„Ich hoffe, gnädigste Comtesse, daß der Unfall, den wir soeben erlebten, Sie nicht von einer Wiederholung Ihres Besuches auf Langenau abhalten wird," meinte Hugo, „und ich verspreche Ihnen, den Thurm noch so lange stehen zu lassen, bis Sie Ihre Absicht ausgeführt haben werden."

„Ja, ja," rief der Graf, ohne die Antwort seiner Tochter abzuwarten, „das wird sich machen lassen; wir nehmen Ihre Einladung an, lieber Mohrfeldt. Vorher aber, schon morgen, erwarten wir Sie auf Herrendorf, denn meiner Frau würde sonst die Zeit zu lang werden, dem Retter ihres Kindes Dank abstatten zu können. Der Himmel sei gelobt, daß sie nicht Zeugin dieses Vorfalles gewesen ist; ich glaube, daß sie die Angst getödtet hätte."

Feodora blickte stumm zur Erde; es schien, als ob der Gedanke, welchen Schmerz sie ihrer Mutter hätte bereiten können, jetzt jeden anderen in den Hintergrund dränge. Sie blieb auch fernerhin schweigsam, und man konnte ihr leicht ansehen, daß sie sich noch immer mehr angegriffen fühle, als sie gestehen wollte.

Es war deshalb auch keine Rede mehr davon, jetzt noch, wie vorher beabsichtigt worden, die Felder und das Vorwerk zu besuchen, und eigentlich war dies dem Lieutenant lieb, denn er hätte wahrscheinlich nicht vermeiden können, daß die Comtesse in Berührung mit der Tochter des Inspektors komme, was ihm nach der Erfahrung, die er über Letztere gemacht hatte, peinlich gewesen wäre.

Er erhob auch keine Einwendung, als der Graf, der von seiner Tochter wahrscheinlich einen heimlichen Wink erhalten

hatte, bald nachdem man im Hause wieder angekommen war, die Absicht aussprach, nach Herrendorf zurückzukehren, und erbat sich nur die Erlaubniß, sie selbst in seinem Wagen fahren zu dürfen, während einer der Knechte mit den Reitpferden folge. Dieser Vorschlag wurde auch mit Dank angenommen, denn das Reiten würde Feodora jetzt gewiß sehr beschwerlich gewesen sein; sie war noch immer sehr blaß, und in ihrem ganzen Wesen sprachen sich innere Unruhe und Reizbarkeit aus.

So fiel denn, zum großen Leidwesen der alten Magd, das sich noch steigerte, als der junge Herr später bei seiner Rückkehr versicherte, daß er keinen Appetit habe, die mit vieler Mühe und Geschicklichkeit bereitete Abendmahlzeit aus, die Braunen wurden vor den Wagen geschirrt, und Hugo nahm selbst Zügel und Peitsche, während seine Gäste sich in den Fond setzten.

Unterwegs nahm das Unwohlsein der Comtesse zu, und der Lieutenant war, als man auf dem Schlosse anlangte, taktvoll genug, trotz aller Bitten des Grafen sofort den Rückweg anzutreten, da, wie er meinte, sie sowohl der Ruhe bedürfen, als er störend sein würde, wenn sich Mutter und Tochter über das Vorgefallene aussprächen; dagegen versprach er, am folgenden Tage herüberzukommen, um sich nach dem Befinden der Comtesse zu erkundigen.

Als er ihr zum Abschiede wieder die Hand küßte, fühlte er abermals deren Zittern, und der Blick, mit dem sie ihn ansah, hatte beinahe etwas Trauriges. Er konnte dieses natürlich nur auf ihr körperliches Uebelbefinden schreiben, denn wenn sie ebenso dachte und fühlte wie er — und davon war er beinahe fest überzeugt — was konnte dann wohl schmerzliche Empfindungen in ihr hervorrufen? Aus seinem Benehmen konnte sie nur schließen, daß er eine lebhafte Neigung zu ihr gefaßt habe, und von Seiten der Eltern stand derselben doch schwerlich ein Hinderniß im Wege.

Dennoch fühlte er sich sehr beunruhigt, als er nach Hause fuhr, und je weiter er sich von Herrendorf entfernte, desto trü-

der wurden seine Gedanken. Trotz des Geständnisses, das er von Feodora erhalten und das ihm so viel Freude gemacht hatte, drängte sich in seinem Geiste doch immer wieder das Bild Major Andronikoff's zwischen ihn und sie, und er litt unter einem Gefühle, das mindestens viel Aehnlichkeit mit dem der Eifersucht hatte.

Es fiel ihm plötzlich ein, daß Feodora vielleicht absichtlich der Vorliebe oder Schwäche ihres Vaters für den Major erwähnt habe, um ihm einen Wink zu geben, daß Ersterer dabei besondere Pläne verfolge. Warum sollte der Graf auch nicht Jenen zu seinem Schwiegersohne wünschen, da er dem Lieutenant doch zuvorgekommen war und, wenigstens seiner eigenen Angabe nach, ein viel glänzenderes Vermögen und einen höherklingenden Titel in die Wagschale zu legen hatte, als dieser, der augenblicklich noch abhängig war und in Zukunft höchstens einen Theil von Langenau sein eigen nennen sollte?

In ihren Besorgnissen pflegt die Liebe immer schwärzer zu sehen, als eigentlich nothwendig ist, und so kam Hugo recht verstimmt wieder zu Hause an und zog sich sogleich auf sein Zimmer zurück, um verdrießlichen Träumereien nachzuhängen. Seine Abneigung gegen den Major hatte schon die Form des Hasses angenommen, und wäre ihm Jener jetzt unglücklicherweise in den Weg gekommen, so würde sich zweifellos ein Streit zwischen ihnen entsponnen haben, wozu ja die heimliche Liebschaft mit der Tochter des Inspektors schon Stoff geboten haben würde.

Solche Verhältnisse, wenn sie bis jetzt auch nur theilweise in der Einbildung lagen, mußten übrigens in das Spiel kommen, um die Umwälzung in Hugo's Gemüth und Ansichten zu vollenden, welche die Bekanntschaft mit Feodora von Herrendorf schon vorbereitet und besonders der heutige Tag unterstützt hatte. Fast mit leichtem Sinne konnte er jetzt an Therese zurückdenken, und der Unmuth, den er augenblicklich fühlte, war

lange nicht so gefährlich wie die Bitterkeit, die ihn vor Kurzem noch in Gefahr gebracht hatte, in die Krankheit unheilbarer Melancholie zu verfallen. Hinter der jetzigen Verstimmung hielt sich doch immer eine Hoffnung verborgen, und anstatt zu erschlaffen, begann der Geist wieder in seiner alten Thätigkeit zu erstarken, um die Kämpfe aufzunehmen, die sich ihm bieten sollten.

Die mit Hugo vorgegangene Veränderung war also eine glückliche zu nennen.

XVI.

Der Verleumder.

Die mit der größten Ungeduld und Unruhe von Hugo erwartete Stunde war endlich gekommen, wo er sein Pferd besteigen und nach Herrendorf hinüberreiten konnte, und je näher er dem Schlosse kam, desto mehr stieg seine Spannung, wie er Feodora sowohl in Bezug auf ihren Gesundheitszustand als ihr Benehmen ihm gegenüber finden werde. Seine erste hastige Frage an den Bedienten, der ihm das Pferd abnahm, war nach dem Befinden der Herrschaft, und er athmete ordentlich leicht auf, als er die Antwort erhielt, nur die Frau Gräfin sei noch immer etwas unpäßlich.

Als er nun den Blick zu den Fenstern des Gesellschaftszimmers aufschlug, bemerkte er die Comtesse an einem derselben, wie sie auf ihn hinabsah und erröthete, als sich ihre Augen begegneten; bevor er noch hatte grüßen können, war sie schon zurückgetreten. Wahrscheinlich hatte sie ihren Eltern seine Ankunft sogleich mitgetheilt, denn der Graf kam ihm schon auf der Treppe entgegen. Wie Hugo aber sein Gesicht auch beobachten mochte, weil er darin eine Miene zu entdecken fürchtete, die seine gestrigen Besorgnisse bestätigen könnte, so fand er darin doch nur Wohlwollen und Herzlichkeit; an eine geschickte Verstellung des alten Herrn konnte man aber nicht glauben, wenn man ihn nur seit einiger Zeit kannte.

„Comtesse Feodora's gestriges Unwohlsein ist doch ganz gehoben?" fragte der Lieutenant nach der ersten Begrüßung.

„Hm," meinte der Graf, während er seinen Arm genommen hatte und ihn dem Gesellschaftszimmer zuführte, „aufrichtig gestanden, beunruhigt mich ihr Wesen heute immer noch etwas, aber das ist wohl natürlich; der Schreck war groß, und meine Frau, deren Nerven, wie Sie schon wissen, gar zu reizbar sind, bereitete uns wider Willen, als wir ihr die Geschichte mit aller Schonung und fast scherzweise mittheilten, eine kleine Scene, die Feodora noch mehr erschüttert haben muß. Doch werden wir am besten thun, uns zu stellen, als ob wir keine Veränderung an ihr bemerkten, denn sie weist mit einer gewissen Heftigkeit alle besorgten Fragen zurück, und ich glaube auch, daß wir sie heute noch ganz heiter sehen werden."

Die Comtesse und ihre Mutter befanden sich im Gesellschaftszimmer, als die beiden Herren Arm in Arm eintraten. Das junge Mädchen kam dem Lieutenant wie einem vertrauten Freunde entgegen und bot ihm sogleich die Hand, während die Gräfin, der ihre Schwäche nicht erlaubte, sich vom Sopha zu erheben, ihm mit freundlichem Lächeln einen Blick zusandte, der vollkommen ihre innigste Dankbarkeit aussprach, obgleich er durch eine Thräne verdunkelt wurde.

„Ehe ich Ihnen noch einmal danke, Herr von Mohrfeldt," sagte Feodora mit bewegter Stimme, der sie offenbar den heitersten Ausdruck zu geben bemüht war, „muß ich Sie zu Mama führen, die ihre Ungeduld, Sie zu sprechen, kaum noch überwinden konnte."

Seine Hand in der ihrigen behaltend, ließ sie dem Worte die That folgen.

Die Gräfin machte nicht viel Worte, was sie aber sagte, kam aus dem tiefsten Herzen und that Hugo unendlich wohl; sie drückte seine Hand so warm und lange in der ihrigen, wie es wohl eine Mutter thut, wenn sie zu dem geliebten Sohne spricht, und er fühlte sich überzeugt, daß er sich einen Platz in

ihrem Herzen erobert habe, und fürchtete nicht mehr, daß sie seinen Wünschen in den Weg treten werde, wenn es zu einer Erklärung zwischen ihm und Feodora gekommen wäre, — eine solche gedachte er aber wirklich jetzt so bald als möglich herbeizuführen.

Dazu fand sich indessen die Gelegenheit nicht so schnell, wie er wohl wünschte, und überdies schien sich die Comtesse, wie ihr Vater bereits gesagt hatte, heute auch in einer ganz eigenthümlichen Stimmung zu befinden, die er sich nicht recht zu deuten wußte. Sie hielt sich von der allgemeinen Unterhaltung mehr zurück, und die Heiterkeit, die sie zuweilen herauskehren zu müssen glaubte, war offenbar eine gezwungene; dennoch konnte man nicht annehmen, daß sie es dem Gaste an Freundlichkeit fehlen lassen wolle — die Befangenheit, der sie sich nicht erwehren konnte, mochte ihr selbst peinlich sein. Hugo bemerkte wiederholentlich, wie sie heimlich Blicke auf ihn richtete, die eine Art Traurigkeit ausdrückten, aber er zog daraus nur die früheren Schlüsse.

Bald Nachmittags war er angekommen und mochte sich etwa zwei Stunden lang in der Gesellschaft der gräflichen Familie allein befunden haben, als, für Alle ganz und gerade nicht angenehm überraschend, ein neuer Besuch kam, nämlich Major Andronikoff.

Der Diener hatte ihn kaum angemeldet, so war der vertrauliche Ton, der bisher in dem kleinen Kreise geherrscht, verschwunden; die Gräfin schien unentschlossen, ob sie bleiben solle, und sich nur aus Rücksicht für ihren Gemahl dazu zu entschließen, Feodora und der Lieutenant wechselten einen Blick, der besser als Worte ihren Mißmuth verrieth, nur der Graf blieb unverändert und schickte sich mit ganz heiterer Miene an, den neuen Gast zu bewillkommnen.

Der Major trat wie gewöhnlich auf, leicht und ungenirt, als ob er überzeugt sei, daß er von Allen gern gesehen werden müsse; er schien auch die Kälte Feodora's, die sich auf förmliche

Höflichkeit beschränkte, nicht zu bemerken und ebenso wenig, wie sich Hugo Zwang anthat, als er seine ihm gebotene Hand annahm, und wie dieser sich auf die Lippen biß, als er ihn bei der vertraulichsten Begrüßung seinen Freund nannte. Dennoch aber hatte der Lieutenant sich schon aus dem ersten auf ihn fallenden Blicke des Majors überzeugt, derselbe sei keineswegs erfreut, ihn hier zu finden.

Hugo hatte bis dahin neben der Comtesse gesessen, und Andronikoff nahm nun mit einer bloßen Verbeugung, die zwar um Erlaubniß zu fragen schien, dieselbe aber nicht erst abwartete, seinen Platz an Feodora's anderer Seite, so daß sie gewissermaßen gezwungen war, sich für einen der beiden Nebenbuhler zu erklären; — die Beiden selbst wenigstens betrachteten sich wohl als solche.

Für den Unbefangenen wäre es aber schwer zu entscheiden gewesen, wen die Comtesse mehr begünstige, wenn man nur den Grad der äußeren Aufmerksamkeit, die sie ihnen schenkte, beobachtete, dagegen entging es dem durch die Eifersucht geschärften Auge des Majors nicht, daß der Lieutenant manchen recht freundlichen Blick erhielt, dessen er sich gerade nicht schmeicheln durfte.

Mochte ihn dies nun schon in einigermaßen üble Laune versetzen, wovon er sich übrigens durchaus Nichts merken ließ, so trug die Erzählung des Grafen von dem gestern erlebten Abenteuer gewiß nicht zur Verminderung derselben bei.

Ein Jeder war voll von Hugo's Lobe, und besonders Feodora selbst sprach so unverhohlen und wieder mit solcher Innigkeit ihr Dankgefühl aus, daß der Major ein paar Mal den Wechsel der Farbe auf seinem Gesichte nicht bezwingen konnte und sich auf die Lippen beißen mußte, um nur einigermaßen die Herrschaft über sich zu bewahren, Zeichen seiner wahrscheinlich doch nur unmuthigen Erregung, welche allen Anwesenden nicht entgehen konnten. Daß Feodora gerade daran Freude zu empfinden schien, indem sie die Verpflichtung, die sie Hugo schul-

dete, noch mehr hervorhob, erfüllte ihn mit Bitterkeit gegen den Lieutenant, und dennoch sah er sich genöthigt, ihm auch einige anerkennende Worte zu sagen, die Jener mit einer kalten und kurzen Verbeugung aufnahm.

„Sie Glücklicher!" fuhr er dann fort, wobei der verhohlene Spott nur zu deutlich hervortrat, „das Licht, in dem Sie jetzt strahlen, wird jeden anderen treuen Freund dieses hochverehrten Hauses in den Schatten stellen müssen; ich fange an, für meine Rechte als älterer Bekannter zu fürchten."

„O, fürchten Sie nicht, Herr Major, daß wir unsere übrigen Freunde, die diesen Namen wirklich verdienen, jemals vernachlässigen könnten," sagte Feodora mit einer eigenthümlich scharfen, fast ironischen Betonung.

„Ich will dieser Versicherung vertrauen und von Neuem Muth fassen," entgegnete der Major scherzend. „Hoffentlich werden Sie auch nicht daran zweifeln, Comtesse, daß ich in jedem Augenblicke bereit sein würde, dasselbe und noch mehr für Sie zu thun, wie Herr von Mohrfeldt?"

„Ich hoffe nicht, Sie auf diese Probe stellen zu müssen, Herr Major."

„O warum nicht?" fragte der Major etwas gereizt.

„Nun," rief das junge Mädchen lachend, „wünschen Sie etwa, daß ich den gefährlichen alten Thurm noch einmal besteige oder mich sonst einer Gefahr aussetze, nur um Ihnen Gelegenheit zu geben, mir das Leben zu retten?"

Der Major biß sich auf die Lippen, denn der Spott war nun nicht mehr gut zu verkennen.

„Nein, so ungalant und egoistisch bin ich nicht," sagte er; „Sie können überzeugt sein, daß ich auf das Aengstlichste besorgt sein würde, Sie von Allem zurückzuhalten, was Sie in ähnliche Gefahren bringen könnte, wenn ich dadurch auch eines kostbaren Ritterdankes verlustig ginge."

„Wenn Das ein Vorwurf für Herrn von Mohrfeldt sein soll," meinte Feodora, „so muß ich ihn auf mich ganz allein

nehmen, denn er hat es nicht an Abmahnungen von meiner eigensinnigen Laune fehlen lassen."

„Bewahre!" rief der Major; „es lag mir Nichts ferner, als meinen Freund beschuldigen zu wollen."

„Die Rechtfertigung der gnädigen Comtesse und mein Gewissen genügen mir auch vollkommen," sagte der Lieutenant mit großer Kälte. „Ich bedaure nur, Herr Major, daß Sie nicht in unserer Gesellschaft waren, denn zweifellos würden Sie sich dann einen Theil des Verdienstes, das man mir allzu gütig zuschreibt, nicht haben entgehen lassen."

Da der Ton der beiden Herren immer empfindlicher wurde, mischte sich der Graf hinein und brachte die Unterhaltung auf ein anderes Thema. Dessenungeachtet waren die vorigen Worte nicht so schnell vergessen worden, und dies, sowie die nicht gerade feindlichen, aber doch unmuthigen Blicke, welche sich die beiden Offiziere von Zeit zu Zeit heimlich zuwarfen, belasteten die ganze Gesellschaft gewissermaßen und ließen es nicht zu einer rechten Heiterkeit kommen.

Als ob noch Etwas daran gefehlt habe, die schlechte Laune des Majors zu steigern, kam es noch zu einer Erörterung, die ihm gerade in Gegenwart der gräflichen Familie sehr unangenehm sein mußte.

Der Graf sprach von den Bauten, die Hugo auf Langenau beabsichtigte, wozu ihm die Erwähnung des zum Niederreißen bestimmten alten Thurmes die nächste Veranlassung gab. Der Major hatte eine Weile schweigend zugehört, dann warf er die Frage auf, ob Oberst von Mohrfeldt denn schon seinen bestimmten Willen kundgegeben habe, das Gut nicht zu verkaufen.

„Ich habe noch keinen Brief, den ich täglich erwarte, von meinem Vater erhalten," antwortete der Lieutenant, „indessen bin ich überzeugt, daß er auf meinen Vorschlag, das Gut zu behalten, eingehen wird."

„So? Langenau sollte also gar nicht käuflich sein?" meinte der Major.

„Nein," erwiederte Hugo kurz.

„Nun, es würde sich doch immer um den Preis handeln, der dafür geboten werden könnte," sagte Jener, sich mit überlegenem Lächeln in die Brust werfend.

„Ich glaube kaum, daß sich Jemand finden würde, der bedeutend mehr als den wirklichen Werth dafür zu zahlen Lust hätte," sagte Hugo, „und selbst in diesem Falle noch würde ich meinem Vater den Verkauf abrathen."

„Ah, da scheinen sich ja Ihre Ansichten sehr geändert zu haben," bemerkte der Major, indem er einen flüchtigen, verdrießlichen Seitenblick auf Feodora warf, „denn so weit ich mich unseres neulichen Gespräches erinnere, war Ihr Entschluß noch keineswegs gefaßt."

„Sie haben Recht, aber ich überzeuge mich täglich mehr, welcher Werth in dem Gute steckt und daß sich derselbe durch richtige Verbesserungen noch erhöhen lassen wird."

„Sie würden also gar kein Angebot annehmen?" fragte der Major weiter.

„Vorläufig keines."

Der Graf wunderte sich über die Entschiedenheit, mit der Hugo diesen Entschluß aussprach, war aber damit zufrieden, und Feodora warf dem Lieutenant einen Blick des Einverständnisses zu, der nicht für den Major bestimmt war, von demselben aber bemerkt wurde.

Seiner Meinung nach unterlag es nun gar keinem Zweifel mehr, daß er in Hugo einen Nebenbuhler gefunden habe und daß derselbe nur aus dem Grunde nicht mehr daran denke, Langenau zu veräußern, weil er in der Nähe der Comtesse zu bleiben wünsche; daß diese dasselbe wünsche, glaubte er aus dem soeben beobachteten Blicke mit Sicherheit schließen zu können, und dem Grafen und der Gräfin schien es ja nicht einzufallen, für ihn Partei zu nehmen.

Eine stille Wuth kochte in dem Major, denn es kränkte ebenso sehr seine Eitelkeit, daß er, der sich doch zuerst um Feo=

dora's Gunst beworben hatte, durch einen Anderen in derselben ausgestochen worden sei, als es ihn wohl verdroß, die schöne und reiche Erbin aufgeben zu müssen; dazu kam der Neid gegen den Besitzer des schönen Gutes, das er — wenigstens hatte er dies ja früher im gräflichen Hause ausgesprochen — an sich zu bringen gehofft hatte, und nun sagte ihm der Lieutenant geradezu, er werde diesen Besitz nie erhalten, möge er dafür auch so viel als er wolle bieten.

Darin lag ja fast eine Beleidigung für ihn, denn wer würde, ohne eine besondere Abneigung gegen die Person des Kauflustigen, es wohl gar nicht einmal für der Mühe werth gehalten haben, dessen Gebot anzuhören? Irgend einen Preis pflegt doch jedes Ding zu haben, und Hugo hatte ja noch vor Kurzem davon gesprochen, unter Umständen könne der Verkauf Langenau's seinem Vater wünschenswerth sein. Mißtraute er vielleicht gar seinen Vermögensverhältnissen?

Hier war aber weder der Ort noch Grund vorhanden, den Lieutenant förmlich zur Rechenschaft deshalb zu ziehen; er mußte seinen Groll, so gut er konnte, unterdrücken und sagte nur, eine gleichgültige Miene erheuchelnd:

„Ich bedaure, daß Ihr Entschluß unabänderlich zu sein scheint, denn ich will Ihnen offen gestehen, daß ich selbst nicht übel Lust hatte, Langenau zu kaufen."

„Es thut mir leid, Ihnen auf diesem Wege nicht entgegenkommen zu können," sagte Hugo nur achselzuckend.

„Dann werde ich allerdings auf das Glück, das ich mir bereits mit den schönsten Farben ausgemalt hatte, Ihr nächster Nachbar zu werden, verzichten müssen," meinte Major Andronikoff, sich an die drei Mitglieder der gräflichen Familie wendend.

„Aber," setzte er, den Kopf stolz emporwerfend, hinzu, „hoffentlich finde ich in der Nähe einen bereitwilligeren Verkäufer, als Herrn von Mohrfeldt, der den Vortheil der hiesigen

Gegend nicht hoch genug anschlägt, um ein glänzendes Geschäft zurückzuweisen."

„Ich wünsche Ihnen, daß Sie deshalb nicht zu große Opfer bringen müssen," entgegnete Hugo, den Spott, den man aus seinen Worten herausfinden konnte, gut genug versteckend.

Der Graf äußerte, daß es ihn und seine Familie sehr freuen würde, die Gesellschaft des Majors nicht zu verlieren, und daß ihnen auf diese Weise zwei liebe Nachbarn erhalten blieben; Feodora schwieg, obgleich der Major sich zu ihr wandte, als ob er ihre Meinung zu hören erwarte. Aergerlich biß er sich auf die Lippen, und das Blut stieg ihm in das Gesicht.

Damit war die Unterhaltung über diesen Punkt für jetzt abgebrochen. Der Graf schlug auch bald eine Partie vor, woran dieses Mal seine Frau und der Major theilnahmen, während es Hugo vorzüglich überlassen blieb, die Comtesse zu unterhalten — ein neuer Aerger für seinen Nebenbuhler, der ungemein zerstreut spielte, da er sich alle Mühe gab, kein Wort von denen, welche die beiden jungen Leute aus Rücksicht für die Spieler mit etwas gedämpfter Stimme führten, zu verlieren.

Diese leicht zu bemerkende Beobachtung hinderte wohl auch Feodora, in vertraulicherer Weise mit Hugo zu sprechen, obgleich es beinahe schien, als ob sie dazu Lust habe, und so hätte denn der Major beim besten Willen nicht mehr erfahren können, als daß ein recht freundschaftliches Verhältniß zwischen den Beiden obwalte, aus dem sich indessen auch auf nichts Weiteres schließen ließ.

Dennoch stiegen seine Unruhe und seine Zerstreutheit so sehr, daß der Graf hin und wieder seiner Gemahlin einen lächelnden Blick zuwarf und Jenen zuweilen freundlich auf einen groben Fehler im Spiele aufmerksam machen mußte, und gewiß war es allen drei Spielern recht lieb, als der Bediente meldete, die Abendmahlzeit sei servirt, und sie die Karten zusammenwerfen konnten.

Bei Tische, wo die Comtesse wieder zwischen ihren beiden

Anbetern saß, trank der Major ungewöhnlich schnell und viel, was keineswegs dazu beitrug, sein wallendes Blut zu beruhigen, dagegen eine etwas unnatürliche Lustigkeit und einen noch freieren Unterhaltungston, als er sich sonst erlaubte, bei ihm hervorrief.

Ein paar Mal gestattete er sich Witzeleien, die Hugo auf sich beziehen konnte und mußte, aber dieser wußte nur zu gut, was er der Gesellschaft, in der er sich befand, schuldig sei, als daß er eine empfindliche oder barsche Antwort darauf gegeben hätte; überdies wußte er sich auch in zu großem Vortheile vor seinem Gegner, als daß er sich ernstlich hätte verletzt fühlen können.

„Nun, wie haben Sie, Herr Graf und gnädigste Comtesse, die Junggesellenwirthschaft bei unserem Freunde gefunden?" rief Jener lachend. „Ich selbst habe noch nicht Gelegenheit gehabt, sie in Augenschein zu nehmen, denn als ich neulich Herrn von Mohrfeldt besuchte, sagte man mir, er sei in Geschäften nach dem Vorwerke zu dem Inspektor hinübergegangen."

Er betonte ganz eigenthümlich scharf das Wort „Geschäfte" und lächelte ein wenig dabei.

Der Graf machte die höflichsten Lobeserhebungen über die Aufnahme, die er und seine Tochter auf dem alten Schlosse gefunden hätten.

„Sie würden es bei mir nicht so finden," fuhr der Major fort; „ich darf wahrhaftig nicht wagen, Sie einzuladen. Aber was kann ich dafür? Ich lebe mit meinem alten Iwan wie die Soldaten im Felde — wir sind's auch Beide gewöhnt. Wo keine weibliche Hand wirthschaftet, ist es einmal nicht anders. Mein Freund ist besser daran als ich — glaub's wohl!"

Er sah Hugo dabei mit einem bezeichnenden Blicke an und nickte ihm lachend zu.

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, Herr Major," meinte Dieser, ganz verwundert über die Bemerkung, der er wohl einen gehässigen Sinn zutrauen zu können glaubte. „Meinen Sie mit

der wirthschaftenden weiblichen Hand etwa die der alten Magd, welche meine Küche besorgt?"

„Hm, ich meinte nur, daß es Ihnen in der Beziehung gerade nicht an Gelegenheit fehlen würde, sich anderswo Rath zu erholen; Sie haben ja keinen weiten Weg bis zum Vorwerke, und Ihre Geschäfte mit dem Inspektor führen Sie oft dahin."

Die Bosheit des Majors war nicht zu verkennen und Hugo schon im Begriffe, eine recht herbe Antwort zu geben, aber vielleicht zum Glücke, wenn man die Vermeidung eines Streites zwischen den beiden Männern so nennen will, warf die Gräfin die ganz unbefangene Frage dazwischen, ob der Inspektor von Langenau denn verheirathet sei. Auf Herrendorf hatte man sich bisher darum wirklich nicht bekümmert.

„Er war es," antwortete der Major schnell, „und hat eine blitzhübsche Tochter von achtzehn Jahren, die nicht allein in einer städtischen Pensionsanstalt Schliff bekommen hat, sondern sich auch auf die häusliche Wirthschaft ganz vorzüglich verstehen soll. Aber um des Himmelswillen, meine Herrschaften, glauben Sie nicht, daß ich unseren Freund im Verdacht habe, der schönen Flora mehr Aufmerksamkeit zu erweisen, wie seine Stellung als Gutsherr natürlich bedingt; ich erlaubte mir nur einen ganz harmlosen Scherz, den hoffentlich Niemand übeldeuten wird."

Trotz dieser Versicherung lag in seinem Mienenspiel doch etwas für Hugo Verdächtigendes, was dadurch noch gesteigert wurde, daß dieser in seinem Aerger über die unzarte Andeutung nicht sogleich die richtige Antwort finden konnte; Empfindlichkeit zu zeigen, war vielleicht am wenigsten angebracht. Um seine Verlegenheit noch größer zu machen, sagte die Gräfin, jedenfalls unabsichtlich:

„Sie haben uns ja noch gar Nichts von dem jungen Mädchen erzählt, Herr von Mohrfeldt, das, wenn man den Andeutungen des Herrn Majors glauben soll, eine interessante Erscheinung in diesem Stande sein muß?"

„O, höchst interessant!“ bestätigte der Major mit einer komischen Geberde.

„Ich habe in Ihrer Gesellschaft wirklich noch nicht an die Tochter meines Inspektors gedacht,“ erwiederte Hugo auf die Frage der Gräfin, „auch glaubte ich, der Herr Graf habe ihrer schon zufällig erwähnt. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie ein recht wohlgebildetes und dem Anscheine nach gut erzogenes Mädchen ist, aber weiter weiß ich wahrlich Nichts über sie zu sagen, denn ich habe bisher nur wenige Worte mit ihr gewechselt. Der Herr Major ist indessen vielleicht besser unterrichtet als ich.“

Der Major gerieth über diesen ihm von seinem Gegner hingeworfenen Handschuh keineswegs in Verlegenheit, sondern meinte nur, indem er den Lieutenant lächelnd ansah:

„Es ist aber doch wirklich nicht recht, daß Sie sich nicht mehr um Ihre Gutseinsassen bekümmert haben, besonders um die Ihnen so nahe stehenden, lieber Herr von Mohrfeldt. Ich bin zwar nur sehr selten in Langenau gewesen, wie Jedermann weiß, und habe, was ich weiß, größtentheils nur vom Hörensagen, aber die schöne Flora wird ja weit und breit umher genug gerühmt, als daß man nicht so Mancherlei von ihr wissen sollte, und darüber bin ich denn gern bereit, den Damen Auskunft zu geben.“

Mit der größten Unbefangenheit, die gewiß Niemanden auf die Idee gebracht hätte, daß er in einem näheren Verhältnisse zu diesem jungen Mädchen stehe, schilderte er die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Inspektorstochter ausführlich, wobei er zuweilen an den Lieutenant die Frage richtete: „Habe ich nicht Recht?“ oder: „Sage ich zu viel?“ was dieser entweder durch ein gleichgültiges Kopfnicken oder Achselzucken beantwortete.

Hugo verkannte die Absicht des Majors nicht, in den Damen den Glauben zu erwecken, als bestehe doch irgend ein näheres Verhältniß zwischen Flora und ihm, aber fast noch mehr dachte er daran, mit welcher Frechheit der Major seine eigene Schuld verleugne und auf einen Anderen zu schieben bemüht sei, und

behielt den Blick durchdringend auf ihn geheftet, weil er ihn dadurch in Verlegenheit zu setzen hoffte, worin er sich indessen sehr täuschte; Jener schien auch nicht im Mindesten zu ahnen, daß Jemand Kenntniß von seiner heimlichen Verbindung mit dem jungen Mädchen haben könne.

Gewiß wäre es Feodora nicht in den Sinn gekommen, in dem Geschwätze des Majors etwas Anderes als dessen wirkliche Absicht zu sehen, aber das Verhalten Hugo's dabei befremdete sie doch; er schien ärgerlich und doch verlegen, und sie legte seinen auf den Major gehefteten Blicken natürlich eine ganz andere Bedeutung bei, als sie in Wirklichkeit hatten; es kam ihr vor, als wolle er Jenen dadurch zum Schweigen auffordern. Dennoch war sie immer noch weit entfernt davon, dem Lieutenant eine wirkliche Schuld beizumessen, und begriff wohl den bösen Willen des Majors, der dadurch keineswegés in ihrer Achtung gewann; dies bemühte sie sich auch deutlich dadurch zu zeigen, daß sie sich während seiner Erzählung von ihm abwandte und auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, eine ganz andere Frage an Hugo richtete.

Auch der Graf und die Gräfin schienen dieser Unterhaltung schon überdrüssig geworden zu sein, und Ersterer rief endlich:

„Lassen wir die Inspektorstochter, in der ich allerdings ein ganz hübsches und sittsames Mädchen gefunden habe, die aber doch wohl nicht so viel Weihrauch verdient, als Sie ihr streuen, Herr Major.“

Dabei gab er seiner Gemahlin einen Wink, und diese hob die Tafel auf, indem sie aufstand.

Das Spiel wurde nicht wieder begonnen, denn es war mittlerweile schon spät geworden, und so gern sich Hugo auch Feodora gegenüber vollständig gerechtfertigt haben würde, denn er hatte wohl bemerkt, wie unangenehm diese vorher berührt worden sei, fand er dazu doch weder Zeit noch Gelegenheit, denn der Major rüstete sich schon zum Aufbruche und er sah sich genöthigt, seinem Beispiele zu folgen.

Niemand von der gräflichen Familie ließ ihn beim Abschied eine Veränderung des sonstigen Benehmens merken, aber auch gegen den Major waren der Graf und die Gräfin so freundlich wie immer, nur Feodora etwas zurückhaltender, was Jener zu übersehen schien.

Der alte Herr begleitete seine Gäste die Treppe hinab und lud sie, als er ihnen an der Hausthür Lebewohl sagte, noch einmal ein, sein Haus bald wieder zu besuchen; er reichte Beiden die Hand, und Hugo fühlte einen vertraulichen Druck derselben, konnte aber nicht bemerken, ob ein solcher auch dem Major zu Theil wurde.

Als sie ihre Pferde bestiegen hatten, mußten sie gemeinsam den Hof verlassen, denn erst vor demselben trennten sich ihre Wege. Es war schon so finster, daß Einer die Gesichtszüge des Anderen nicht mehr erkennen konnte, dennoch fühlte Jeder, daß er einen erzürnten Gegner an der Seite habe.

Bis zum Hofthore hatten sie geschwiegen, als ob sie fürchteten, daß man ihre Worte noch im Schlosse vernehme; kaum waren sie aber außerhalb desselben, so wandte sich Hugo an seinen Begleiter mit den Worten:

„Sie nannten sich wiederholentlich meinen Freund, Herr Major, obgleich ich bei unserer kurzen Bekanntschaft noch nicht gewagt habe, auf diese Bezeichnung Anspruch zu machen, aber Sie haben heute Abend nicht als ein solcher an mir zu handeln versucht.“

„Alle Wetter! was wollen Sie damit sagen?“ rief der Major, sein Pferd kurz anhaltend.

„Ich will mich mit der Frage begnügen, welchen Zweck Sie wohl dabei hatten, mich bei den Damen und dem Grafen in den Verdacht eines gewissen näheren Verhältnisses zu der Tochter meines Inspektors zu bringen.“

Der Major lachte hell auf, aber in dem Tone dieses Lachens lag doch nicht volle Unbefangenheit, sondern man hätte darin eher den verbissenen Groll finden können.

„Das ist mir wahrhaftig nicht eingefallen, mein lieber Freund,“ rief er; „Sie sehen so schwarz, daß man wirklich zu dem Glauben gelangen könnte, der Scherz habe einen wunden Fleck bei Ihnen getroffen. Nun, wir sind jetzt unter uns, und wenn Dem so ist, so kann ich Sie versichern, daß ich durchaus Nichts dagegen einzuwenden habe; was wäre Unnatürliches dabei und warum sollte ich Ihnen nicht dazu gratuliren, wenn Sie die Eroberung der hübschen Flora gemacht hätten?“

„Sie wissen am besten, daß Dem nicht so ist,“ entgegnete der Lieutenant, der alle Mühe hatte, den Ausbruch seines Zornes zu bezwingen, mit scharfer Betonung, „und deshalb ist mein Ersuchen wohl ganz gerechtfertigt, daß Sie künftighin dergleichen Scherze, die mich durchaus nicht und schwerlich auch die Gesellschaft, in welcher wir uns soeben befanden, amüsiren, unterlassen wollen.“

Obgleich man das Gesicht des Majors nicht zu erkennen vermochte, ließ sich doch bemerken, daß er schon bei den ersten Worten stutzte, und erst nach einer kleinen Pause hatte er sich so weit gefaßt, daß er erwiedern konnte:

„Wie kann ich wissen, was Sie auf Langenau, Ihrem Gebiete, treiben, und was kümmert mich das auch? — Ich bin kein Freund davon, anderen Leuten in den Weg zu treten, denn ich habe gefunden, daß dies zuweilen sehr gefährlich werden kann. Aber die Inspektorstochter ist mir nicht werth genug, daß wir uns ihrethalben die Hälse gegenseitig brechen sollten; die überlasse ich Ihnen gern und wünsche Ihnen nun eine Gute Nacht!“

Seine Worte klangen wie Drohung und Hohn, und dem Lieutenant schwebten schon ähnliche, noch schärfere auf den Lippen, aber er fand nicht mehr Zeit, dieselben auszusprechen, denn Jener hatte schon seinem Pferde die Sporen in die Seite gestoßen und jagte, ohne eine Antwort abzuwarten, im langen Galopp davon.

Dieses Benehmen war zu überraschend, als daß Hugo sogleich einen Entschluß hätte fassen können.

Was hätte auch daraus werden sollen, wenn er jetzt dem Majore gefolgt wäre, der ihm offenbar keine weitere Rechenschaft geben wollte?

„Er ist ein Schurke!" murmelte er vor sich hin, „und ich müßte mich sehr irren, wenn dies das letzte Wort wäre, das wir mit einander gesprochen haben. Seiner vorgeblichen Freundschaft bin ich nun hoffentlich ledig, und unsere weitere Stellung wird die Zukunft herbeiführen."

Aergerlich wandte er sein Pferd und ritt auf den Weg nach Langenau.

Je länger er über das ganze Benehmen Major Andronikoff's nachdachte, desto mehr empörte es ihn. Daß er den durch ihn selbst gefährdeten Ruf der Inspektorstochter ohne dringende Veranlassung, nur um seinen schlechten Plänen zu dienen, auf das Spiel setzte, verrieth schon zur Genüge seine niedrige Gesinnung und ließ klar durchschauen, wie er das Verhältniß zu diesem jungen Mädchen betrachte, sein boshafter Versuch, zu verleumden, war eine offenbare Gemeinheit, und Hugo hatte eher Lust, sich mit Verachtung von diesem Menschen abzuwenden, als ihm mit offener Feindschaft entgegenzutreten. Reizten ihn die letzten Worte des Majors indessen nicht förmlich dazu, indem sie drohten und herausforderten? Auf was Anderes konnte sich die Aeußerung, daß es gefährlich sei, anderen Leuten in den Weg zu treten, beziehen, als um die Gunst der Comtesse? — Die Drohung konnte geradezu lächerlich erscheinen, wäre sie nicht so böswillig gewesen.

„Nein, Dir um der Inspektorstochter, eines leichtsinnigen Mädchens willen den Hals zu brechen, halte ich mich selbst für zu gut," dachte Hugo bei sich, „aber strecke Deine Hand nicht zu weit nach einem höheren Ziele aus, Elender, sonst will ich sie Dir — bei Gott! — unschädlich machen."

Im höchsten Grade verstimmt, langte er wieder auf dem alten Schlosse an, denn er sah Verwickelungen vor sich, die er zwar nicht fürchtete, die aber doch immer sehr unangenehm werden konnten. Wie würde sich nun der Graf und wie besonders Feodora verhalten? Es konnte kaum noch rathsam erscheinen, daß sie die beiden Gegner wieder in ihrer Gesellschaft vereinigten; über Lang oder Kurz mußten sie doch für den Einen oder Anderen Partei nehmen.

XVII.

Ein Opfer der Verführung.

Der Winter begann jetzt immer mehr seine Herrschaft geltend zu machen, und wie es draußen trüber und stürmischer wurde, so sah es auch im Innern Hugo's aus, denn er war von seiner früheren Gemüthsstimmung noch nicht so vollständig geheilt gewesen, daß er nicht leicht wieder in dieselbe zurückfallen konnte, und dazu glaubte er selbst wenigstens Veranlassung gefunden zu haben.

Seit dem Abende, wo er sich mit Major Andronikoff zusammen im gräflichen Hause befunden hatte, waren schon mehr als acht Tage vergangen, ohne daß er von dorther Etwas gehört hätte. Man wird sich erinnern, daß der Graf selbst den Vorschlag gemacht hatte, ihn mit seiner Tochter bald wieder zu besuchen, damit diese die von ihr gewünschte Zeichnung des alten Thurmes abnehme, aber obgleich mehrere Tage lang das Wetter einem solchen Vorhaben günstig gewesen, war es doch nicht ausgeführt worden; Hugo hatte täglich vergebens auf den Besuch gewartet, der ihm bei seiner letzten Anwesenheit auf Schloß Herrendorf, ehe der Major daselbst eintraf, nochmals bestimmt zugesagt worden war.

Es hätte nun eigentlich Niemand, bei dem freundschaftlichen Verhältnisse, in dem er zu der gräflichen Familie stand, wundern können, wenn er selbst hinübergeritten wäre, um seine Einladung zu wiederholen, und dies konnte um so nothwendiger erscheinen, als er dort wohl noch eine Rechtfertigung seiner Person gegen die Verleumdungen des Majors schuldig war, aber in seiner gereizten Empfindlichkeit versäumte er diese Rücksicht und bildete sich ein, jene Anschuldigungen hätten den Glauben, den sie nicht verdienten, gefunden; je mehr er sich selbst in diese Ueberzeugung hineinredete, desto fester wurde sie bei ihm, und er hielt es jetzt für eine Art Ehrensache, nicht zuerst einen Schritt der Annäherung zu thun.

Man wird sich denken können, wie schwer ihm dieser Kampf mit der Sehnsucht, Feodora wiederzusehen und Gewißheit über ihre Meinung zu erhalten, wurde, daraus aber auch begreifen, daß die Liebe in seinem Herzen noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, daß er unvermögend gewesen wäre, sie mit anderen Gefühlen in Vergleich zu stellen.

So erbitterte er sich von Tag zu Tag mehr und übertrug unwillkürlich seinen gerechten Unwillen gegen den Major ungerechterweise auch auf Diejenigen, die ihm dazu bisher noch keine Veranlassung gegeben hatten.

Sehen wir inzwischen, was den Grafen und die Comtesse abhielt, ihrem Versprechen nachzukommen.

Nach der Entfernung der beiden Gäste an jenem Abende war es zwischen den Familienmitgliedern zunächst zu einer Aussprache über das feindliche Benehmen derselben gekommen, denn daß ein solches vorlag, konnte nicht bezweifelt werden, und auch der Grund dafür lag deutlich auf der Hand, wurde indessen von Feodora und ihren Eltern aus Zartgefühl nicht berührt.

Daß der Lieutenant mit der Inspektorstochter eine Verbindung, wie sie Major Andronikoff angedeutet, angeknüpft habe, war bei seiner kurzen Anwesenheit und dem günstigen Urtheile,

das man sich bisher über ihn gebildet hatte, mindestens sehr unwahrscheinlich. Sollte Hugo eine ernstliche Neigung für das junge Mädchen empfinden, so ließ sich am Ende dagegen Nichts weiter einwenden, und es blieb seine und seiner Familie Sache, sich mit den Vorurtheilen des Standes abzufinden; wenn er dagegen die ihm vom Major zur Last gelegte Schuld wirklich trug, so verdiente er nicht die Achtung, die man ihm bisher bewiesen hatte, und sein Verhalten gegen Feodora war dann eine Beleidigung für diese.

Das fühlte ein Jeder, wenn es auch nicht ausgesprochen wurde, und wußte, daß es in beiden Fällen räthlich sein würde, ihm nicht einen allzu freundschaftlichen Platz unter sich einzuräumen.

Wenn man auf grundlose, böswillige Verleumdungen achten und das Benehmen gegen ihn in Folge derselben ändern wollte, so beleidigte man ihn auf das Tiefste, im anderen Falle schuldete man ihm wohl, den Umgang mit dem Major vollständig abzubrechen, wenn derselbe in gleicher Weise fortfahren sollte, was sich vermuthen ließ. Es handelte sich also hier um die größte Vorsicht, aber leider konnte man nur Vermuthungen gegen einander abwägen.

Die letzteren fielen nun ganz zu des Lieutenants Gunsten aus, und Alle waren fest überzeugt, er werde sehr bald eine Gelegenheit benutzen, sich wenigstens vor dem alten Herrn vollständig zu rechtfertigen; dies beschloß man abzuwarten.

Mochten die Empfindungen Feodora's für ihn sein, welcher Art sie wollten, so gründeten sie sich doch jedenfalls auf Achtung, und deshalb war es dem jungen Mädchen keineswegs gleichgültig, daß versucht worden war, wenn auch von unglaubwürdiger Seite, dieselbe zu erschüttern. Mit Ungeduld — vielleicht auch noch aus einem anderen Grunde — sah sie seinem nächsten Besuche entgegen und erwartete denselben schon am

folgenden Tage; um so größer war ihre Enttäuschung, als er nicht erfolgte.

Der Graf fand zufällig eine Beschäftigung, die ihn abhielt, den versprochenen Besuch auf Langenau abzustatten; derselbe wurde also verschoben oder vielmehr, wie nach stillschweigender Uebereinkunft, gar nicht davon gesprochen; man meinte, Hugo werde schon daran erinnern, und würde dann wahrscheinlich seiner Einladung gefolgt sein. Daß er nun aber gar Nichts von sich hören ließ, mußte allerdings auffallen und wenigstens einen Schein von Mißtrauen erwecken, daß er sich im Unrechte fühle.

Der, welcher dieses bisher so klare Freundschaftsverhältniß durch einen Tropfen seines verleumderischen Giftes getrübt hatte, Major Andronikoff, urtheilte indessen ganz richtig, daß jenes nicht ganz unwirksam bleiben könne, mit welchem Unglauben und Widerstreben man es auch aufgenommen haben möge; er gedachte ferner dafür zu sorgen, daß es sich nicht bald wieder verflüchtige und eine neue, noch stärkere Dosis hinzuzufügen.

Die unverschämte Dreistigkeit des Majors, jener roheste Theil des Muthes, war ein Hauptcharakterzug des Majors, mit dem er schon oft reüssirt hatte; persönliche Furcht kannte er nicht, und wenn er den preußischen Lieutenant als Gegner auch nicht mißachtete, so schreckte er doch nicht davor zurück, mit ihm geradezu den Kampf aufzunehmen.

Seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, zu glauben, daß er den Platz in Feodora's vermeintlicher Gunst durch die Dazwischenkunft eines Anderen für immer verloren haben solle, vielmehr hielt er das größere Interesse, das sie an Hugo nahm, nur für ein vorübergehendes, das dieser sich durch den ihr erzeigten Dienst erworben habe, und letzteres mußte nun wieder durch seine Verleumdungen abgeschwächt werden; Nichts vergiebt — so rechnete er — ein Frauenherz weniger, als sich um das einer

Anderen willen zurückgesetzt zu sehen, die es in irgend welchen Beziehungen tief unter sich stellen zu können glaubt. Sein eifrigstes Bestreben mußte also dahin gerichtet sein, den Lieutenant aus dem gräflichen Hause zu entfernen, und um die Wahl der Mittel dazu war er nicht verlegen; half dieses nicht, so war er bereit, zu einem anderen zu greifen, sei es auch selbst das riskanteste, sich mit seinem Nebenbuhler schießen oder schlagen zu müssen.

„Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist," sagte der Major einige Tage nach jenem Besuche zu sich selbst mit hämischem Lächeln; „ich habe keine Zeit zu verlieren, denn es könnte ihm der Einfall kommen, mit seinem ehrlichen Gesichte vor den alten Grafen hinzutreten und mich geradezu der böswilligen Lüge anzuklagen, und dann fände ich später vielleicht gar die Thür des Herrendorfer Hauses verschlossen. Die guten Leute dort müssen gar nicht Zeit haben, zur Besinnung zu kommen. Alle Wetter! ich muß Etwas wagen, um mir von dem ersten besten herzugeflogenen Gimpel den fetten Bissen, auf den ich Appetit habe, nicht vor der Nase wegschnappen zu lassen; meine Aktien standen ja schon ganz gut, ehe er ankam und die kleine romantische Närrin sich durch sein Gezwitscher den Kopf verdrehen ließ, wie der Alte durch sein glänzendes Gefieder. Ja, ich glaube wohl, daß er lieber Den zum Schwiegersohn haben mag, der bereits im Besitze von Langenau, dem schönen Gute, das so vortrefflich zu dem seinigen paßt, ist, als Den, der es erst erwerben wollte und bei dem Eigensinn des Anderen sehr wenig Aussicht dazu zu haben scheint!"

Der Major lag, während er so philosophirte, in seinem schon früher von uns beschriebenen Zimmer, im Schlafrocke und mit der türkischen Pfeife im Munde, auf dem Sopha und blickte mit zufriedener Zuversicht auf die durcheinander wogenden duftigen Tabakswolken, in die er sich gehüllt hatte. Dann fuhr er fort:

„Es ist doch Alles Spekulation auf der Welt, welch' hübschen Mantel die Menschen ihren Bestrebungen auch umhängen mögen; wer könnte es da dem Einen verdenken, wenn er den Anderen betrügt? — Der alte Graf spekulirt nun in unserem Falle auf die Vergrößerung seines Gutes und Familiennamens, Feodora auf einen Gatten, was ja übrigens jedes Mädchen thut, dieser hergelaufene preußische Lieutenant auf eine hübsche und vornehme Frau, der es natürlich auch nicht an Vermögen fehlen darf, obgleich ich glaube, daß er Schwärmer und Narr genug ist, um die Braut noch höher als das Geld zu halten, und ich — hm, ich werde sie Alle betrügen. Aber bei Gott, ich hab's auch nöthig, denn mit meinen Finanzen steht es herzlich schlecht, und die Leute, die in meinen Säckel blicken könnten, würden sich nicht wenig über die Vermessenheit wundern, eine Besitzung wie Langenau so gut wie mit Nichts kaufen zu wollen. Aber ist das heutzutage nicht in der Mode? Man baut und kauft auf Kredit und Spekulation, und der Verstand ist mehr werth als Geld; mit ersterem erwerbe ich mir die Braut, durch diese fällt mir das letztere von selbst zu. Indessen muß man nicht blos Pläne machen, sondern auch zu handeln wissen."

Nach dieser letzten Erinnerung, die er sich selbst gab, gähnte und streckte sich der Major, als ob er noch einmal die behagliche Lage, der sich zu entreißen er im Begriffe war, genießen wolle, stellte die Pfeife bei Seite und seufzte:

„Ich muß jetzt nach Herrendorf hinüberreiten. Jw —"

Er hatte den Ruf nach seinem Diener noch nicht vollendet, als sich die Stubenthür schon öffnete und sich der Invalide, sein Leibdiener und Koch, in militairischer Haltung, die Mütze in der Hand tragend, eintrat und meldete, es sei soeben ein junges Mädchen angekommen, das den Herrn Major dringend zu sprechen wünsche.

„Ein junges Mädchen?" wiederholte der Letztere beinahe

ungläubig. „Alle Wetter! wie komme ich denn zu einem so interessanten Besuche? — Kerl, Du meinst doch nicht gar eine der Dirnen aus dem Dorfe?"

„Bewahre, Herr Major! sie ist gekleidet wie eine Stadtdame."

„Aber ich habe doch keinen Wagen heranfahren hören."

„Sie ist auch zu Fuß gekommen."

„Nun, das ist mindestens sonderbar! — Aber gleichviel! Ist sie hübsch und was will sie?"

„Hübsch ist sie, glaube ich wohl, und was sie will, weiß ich nicht, aber sie meint, der Herr Major kenne sie sehr gut."

„Nun, zum Henker! dann brauche ich nicht erst Toilette zu machen und Du kannst sie sogleich eintreten lassen."

Der Major schien ebenso neugierig als verwundert zu sein; er hatte in der nahegelegenen Stadt zwar viele weibliche Bekanntschaften, die jung und hübsch waren und die es mit einem Besuche bei ihm wohl nicht zu streng genommen haben würden, aber dann mußten sie einen ganz besonderen Grund dazu haben, denn er hatte sich alle solche freundschaftliche Visiten verbeten, weil er seinen Ruf in der Gegend rein erhalten zu müssen glaubte.

Seine Verwunderung wurde aber zum Erstaunen, als sich, nachdem Iwan gegangen war, um seinen Auftrag auszuführen, nach einem leisen Anklopfen die Thür von Neuem öffnete und Flora Kolinko auf der Schwelle erschien und schüchtern stehen blieb.

Der Major konnte durch diesen Besuch wohl in Staunen gesetzt werden, denn die Tochter des Inspektors von Langenau hatte für ihren Ruf noch besorgter zu sein, wie er für den seinigen, und in welch' nahem Verhältnisse er auch zu ihr stand, hatte sie doch bisher nie gewagt, sein Haus zu betreten, was jetzt obendrein am hellen Tage geschah, denn es war kurz nach Mittagszeit.

Flora hatte allerdings, um sich weniger kenntlich zu machen, den Schleier ihres Hutes herabgelassen, aber das Wagniß erschien doch immer noch groß genug und mußte daher wohl eine sehr wichtige Veranlassung haben.

Das junge Mädchen war gekleidet, wie Iwan berichtet hatte, geschmackvoll und modisch ohne Uebertreibung; der Major hatte sie immer so gesehen. Ihre schüchterne Haltung war wohl mehr eine Folge der Furcht, daß sie von Anderen gesehen und erkannt werden könne, als des Gefühls, daß sie einen unpassenden Schritt gethan habe, denn dazu waren ihre Beziehungen zu diesem Manne bereits zu intime.

Als der Major seine Geliebte erkannte, malte sich freudige Ueberraschung auf seinem Gesichte, doch wich dieselbe schnell wieder dem Ausdrucke einer Art von Besorgniß, denn er mochte wohl schon ahnen, was Flora zu dem außerordentlichen Schritte, ihn in seinem Hause aufzusuchen, bewogen haben könne.

„Du hier, Flora?“ rief er, vom Sopha aufspringend. „Wie bist Du denn hierhergekommen, Mädchen?“

„Wir sind doch ganz allein, Michael?“ fragte sie, sich ängstlich nach allen Seiten umblickend, während die bereits erhobene Hand noch zögerte, den Schleier zu lüften. „Niemand kann uns belauschen?“

„Keine Seele. Iwan ist mein einziger Hausgenosse und wacht, als ob er vor dem Feinde auf Posten stände und ich immer einen Ueberfall von den listigen Tschetschenzen zu befürchten hätte. Genire Dich nicht, mein Kind, und lege Mantel und Hut ab; zuerst aber befriedige meine Neugierde, wie Du es möglich gemacht hast, hierher zu gelangen, und ob irgend ein Unglück vorgefallen ist.“

Er hatte sich ihr genähert, war ihr behülflich, Mantel und Hut abzulegen, und führte sie dann zu dem Sopha.

Das junge Mädchen war sehr blaß und hatte rothgeweinte Augenlider, welche Bemerkung dem Major ein tiefes Stirn-

runzeln entlockte; überhaupt ließ sich in seiner Begrüßung die Herzlichkeit vermissen, und er schien den Besuch immer mehr bedenklich zu finden.

„Ich habe viel gewagt," begann Flora, die, wohl mit den wichtigsten Gedanken beschäftigt, seine Kälte nicht recht bemerken mußte, nachdem sie neben ihm auf dem Sopha Platz genommen hatte, „aber es war die höchste Zeit, Dich zu sprechen, Michael, und ich wußte keinen anderen Rath, als Dich hier aufzusuchen, da Du nicht Dein Versprechen gehalten hast, mir die Nachricht zukommen zu lassen, wann ich Dich an einem anderen Orte treffen könnte."

„Das wäre jedenfalls morgen oder übermorgen geschehen," erwiederte der Major in einiger Verlegenheit; „wenn Du mir aber Dringendes zu sagen hattest, so wäre es doch besser gewesen, an mich zu schreiben, als diesen weiten Weg zu machen, der Dich ermüden mußte und in Gefahr bringen konnte; Du brauchtest ja nur unseren gewöhnlichen Boten zu benutzen, die alte Kossäthenfrau vom Vorwerke, die für ein geringes Trinkgeld gern einen weiten Weg läuft und sich immer als verschwiegen und zuverlässig erwiesen hat."

„Die Alte ist schon seit einigen Tagen erkrankt," sagte Flora, „und ich bin auch nicht zu Fuß gekommen, sondern habe mir auf einem der nächsten Dörfer ein Fuhrwerk gemiethet; mein Vater glaubt, ich sei zum Besuche bei meiner Freundin, der Tochter des Schullehrers."

„Du handelst unvorsichtig, Flora," meinte der Major ziemlich verdrießlich. „Der Mann, der Dich gefahren hat, kann darüber plaudern, und es wäre mir doch sehr fatal, wenn die Leute erführen, daß Du bei mir gewesen bist."

Sein Ton mußte das Mädchen tief verletzen. Sie richtete ihre großen dunklen Augen vorwurfsvoll auf ihn und entgegnete:

„Ich habe dafür gesorgt, daß auf Dich kein Verdacht fallen

kann, Michael, denn ich bin schon eine Strecke vor dem Dorfe abgestiegen und habe meinem Fuhrmanne gesagt, daß ich in einem anderen Orte Geschäfte habe, er möge nur zurückkehren; hoffentlich wirst Du mir zu meiner Rückkehr einen anderen Wagen geben können oder ich werde zu Fuß gehen, obgleich — ich mich nicht ganz wohl fühle. Aber Du denkst nur an Dich und nicht an mich, und doch weißt Du, daß ich mich in einer sehr traurigen und gefährlichen Lage befinde, und daß —"

„Beruhige Dich nur, liebes Kind," unterbrach sie der Major mit einer ziemlich kalten Liebkosung; „es ist wohl selbstverständlich, daß ich den größten Antheil an Deiner Verlegenheit nehme. Aber was soll ich thun?"

„Das fragst Du mich, Michael?" rief Flora, deren Augen sich mit Thränen füllten, während ihre Mienen noch deutlicher, als es vorher der Fall gewesen, Unwillen und Vorwurf ausdrückten.

„Ja, das Geschehene läßt sich leider nicht mehr ändern," sagte der Major, die Achseln zuckend und den Blick vor dem ihrigen niederschlagend.

„Ich spreche auch nicht von der Vergangenheit," entgegnete das junge Mädchen wieder sanft und demüthig; „ich habe wohl noch mehr gefehlt als Du. Ich kam nur zu Dir, um Dich zu fragen, ob Du bereits einen Plan für meine Zukunft entworfen hättest, denn es ist die höchste Zeit dazu, und bei unserem neulichen Zusammensein im Walde versprachst Du mir, daß Du sorgen würdest, ich könne mich in jedem Falle auf Dich verlassen."

Die Verlegenheit des Majors stieg sichtlich bei jedem ihrer Worte; seine Mienen wurden immer finsterer und er antwortete nicht sogleich.

Flora blickte ihn erwartungsvoll und mit dem Ausdrucke unaussprechlicher Angst an.

„Bedenke doch, was aus mir werden soll," begann sie wie-

der nach einer langen Pause, „wenn mein Vater, dessen Härte und Strenge Du ja kennst, eine Ahnung von dem Geheimnisse bekommen sollte, das ich kaum noch länger verbergen kann; er würde mich im Zorne niederschlagen oder mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagen!

„Das wäre das Thörichtste, was er thun könnte," meinte der Major, der sich wieder mehr gefaßt zu haben schien, „denn er würde doch dadurch ein Aufsehen erregen, das für ihn und für die ganze Familie nur die nachtheiligsten Folgen haben könnte."

„Und daran wäre ich Schuld — wir Beide, Michael!" sagte sie bitter. „Meinst Du, daß ich diesen Vorwurf, überhaupt die Schande ertragen könnte? — Nein — gewiß, von meinem Vater habe ich keine Gnade zu erwarten, wenn Du nicht —"

„Sie stockte und schwieg, während das leise Zittern ihres Körpers immer heftiger wurde.

„Was könnte ich bei ihm ausrichten?" fragte der Major heftig. „Er würde vermuthlich wild aufbrausen und eine Katastrophe herbeiführen, die sich gar nicht berechnen läßt. Ja, wenn er meines Standes wäre! — Aber auf diese Weise läßt sich einmal Nichts machen; es bleibt nichts Anderes übrig, als daß Du sein Haus verläßest."

„Und welchen Vorwand sollte ich dazu nehmen? Ich habe keine Verwandte auf Gottes weiter Welt, zu der ich mich flüchten könnte, ich besitze nur Dich, dem ich Vertrauen schenken kann."

„Mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan?" fuhr sie fort, als ihr Verführer wieder schwieg, und bedeckte das von Thränen überströmte Gesicht mit den Händen.

„Die Reue kann uns nicht helfen!" sagt er barsch. „Ich wüßte nur ein Mittel, uns aus dieser Verlegenheit zu befreien."

„O, nenne es, nenne es doch!“ flehte sie, wieder zu ihm aufblickend, und durch ihre furchtbare Angst leuchtete ein Strahl der Hoffnung.

„Du mußt,“ antwortete er etwas zögernd, als ob er seinen Vorschlag selbst für nicht recht ausführbar halte, „das väterliche Haus ohne Weiteres verlassen, sobald Du Nichts mehr verheimlichen kannst, und Dich nach Mietau begeben, wo ich Dir bei einer erfahrenen Frau Aufenthalt und sorgsame Pflege verschaffen will. Ich kann wahrhaftig nicht mehr thun, Flora, Du mußt das einsehen.“

„Und was soll mein Vater von dieser Flucht denken? Wie soll ich später zurückkehren, sie ihm erklären?“ fragte sie, ihren Verführer starr anblickend.

„Kommt Zeit, kommt Rath!“ murmelte er. Wir müssen die Ausgleichung der Zukunft überlassen. „Vielleicht entbehrt er Dich zu schmerzlich, um nicht unter allen Bedingungen Deine Rückkehr zu wünschen.“

„O, Michael, wie kann ich darauf hoffen? Soll ich mir den väterlichen Fluch nachrufen lassen und für meine Familie für immer eine Todte bleiben? — Weißt Du keinen bessern Rathschlag? Ist das die Hülfe, die Du mir mit den heiligsten Eiden gelobt hast?“

„Aber was willst Du denn, Mädchen?“ rief der Major ungeduldig und hart. „Ich kann Dich doch nicht heirathen?“

Sie sah ihn wieder so starr an, wie vorher, und ihre schlaff in den Schoß hinabgesunkenen Hände falteten sich unwillkürlich; wie geistesabwesend flüsterte sie:

„Heirathen? — Ja, ich bin freilich nur ein armes, niedriges Mädchen, das tief unter Dir steht; — die Leute würden sich wundern, wenn Du mich zu Deiner Frau erheben wolltest. Aber warum hast Du mir denn das früher gesagt, als ich noch glücklich und leichtgläubig war? Warum hast Du Hoffnungen

in meinem unerfahrenen Herzen erweckt, die sich nicht erfüllen konnten?"

„Das ist die alte Geschichte, die man in solchen Fällen immer zu hören bekommt," brummte der Major für sich, und laut erwiederte er:

„Du irrst Dich, mein Kind, ich habe Dir nie ein förmliches Eheversprechen gegeben; das war bei dem Unterschied unseres Standes auch gar nicht möglich."

„Ach, Michael," seufzte sie aus tiefster Brust, „Du wolltest doch früher keinen Unterschied zwischen uns kennen. Wie oft hast Du mir nicht gesagt und es mit den theuersten Schwüren bekräftigt, daß Du nie eine Andere als mich lieben würdest, und ich, in der Du zum ersten Male dieses selige Gefühl, geliebt zu werden, und die Leidenschaft, es zu erwiedern, erwecktest, ich glaubte ja jedem Worte, das aus Deinem Munde kam, mehr, als dem meiner Eltern, Lehrer und des Priesters, der Sonntags von der Kanzel zu mir sprach, — ich glaube wenn ein Engel des Himmels mich gewarnt hätte, würde ich ihm mein Ohr verschlossen haben, denn daß Du die Unwahrheit sprechen könntest —"

„Wer kann denn behaupten, daß ich Dich jemals getäuscht hätte?" unterbrach sie der Major mit einer Zuversicht, welche die Grenze der Frechheit schon überschritten hatte. „Habe ich denn etwa heute eine andere Geliebte als Dich? Hast Du jemals gehört, daß ich mich um ein anderes Mädchen bekümmert hätte?"

„Man sagt," bemerkte sie schüchtern, daß Du nicht ohne Absicht so oft das Herrendorfer Schloß besuchtest."

„So? sagt man das?" fragte er mit verächtlichem Lächeln. „Was kümmert mich und Dich das thörichte Geschwätz der Leute? Du weißt, daß ich beabsichtige, Langenau zu kaufen, und daß ich dabei die Unterstützung des alten Grafen erwartete; andere Zwecke haben mich nie in sein Haus geführt.

Aber lassen wir das! Ich bin noch jetzt bereit, für Dich zu thun, was in meinen Kräften liegt, und Dir alle Opfer zu bringen, die mich nicht gerade vor der ganzen Welt blosstellen."

„Opfer?" lachte sie bitter auf. „Wer hat Dir wohl größere Opfer bringen können als ich?"

„Ich will auch nicht undankbar sein, Flora. Ich habe Dir den einzigen vernünftigen Vorschlag gemacht, den es giebt, und Du würdest sehr gut daran thun, ihn anzunehmen, sonst —"

„O Michael!" rief sie angstvoll, „Du denkst doch nicht daran, daß Du mich in dieser Lage je aufgeben könntest?"

Der Major gab nicht sogleich eine Antwort, aber er zog die Stirn in noch tiefere Falten und machte eine Geberde der Ungeduld.

Die arme Flora mußte aus diesem Benehmen wohl die volle Bestätigung ihrer Befürchtungen lesen, denn ihre Thränen begannen von Neuem zu strömen und sie sank vor dem harten Manne, ehe dieser sie daran hindern konnte, auf die Knie nieder.

„Um Gotteswillen, Michael!" stöhnte sie mit halbgebrochener Stimme, indem sie die gerungenen Hände zu ihm emporhob, „verlasse mich nicht! Wenn Du mich nicht mehr liebst, wenn es Dir gleichgültig ist, ob ich, wenn ich meine Schande nicht mehr zu tragen im Stande bin, freiwillig in den Tod gehe, so bedenke wenigstens, daß Du mich dadurch zu einer neuen Sünde verleiten, zur Mörderin an dem unschuldigen Wesen machen würdest, das so nahe Anrechte auf Dein Herz besitzt. Ich schwöre Dir, Michael, daß ich diesen finsteren Plan, den ich schon seit Wochen mit mir umhertrage, ausführen werde, wenn Du mir nicht Hülfe schaffst! Mein und sein Blut mag dann auf Dich kommen!"

Der Major sprang mit allen Geberden des Zornes auf;

er war etwas bleicher geworden, aber ein weicheres Gefühl verrieth sich nicht auf seinem Gesichte.

„Du mißbrauchst meine Geduld und Güte, Mädchen!" rief er, vor der Knieenden stehen bleibend. „Welchen Vorwurf hast Du mir zu machen, der nicht in viel höherem Maße auf Dich zurückfiele? Und was sollen diese albernen Drohungen, die selten Jemand, der sie ausspricht, zur Ausführung bringt? — Es kommt mir nicht in den Sinn, Dich hülflos zu lassen, ich will für Dich thun, was unter diesen Umständen möglich ist, und für Dein Kind werde ich sorgen, wenn es am Leben bleibt; es soll Dir nicht zur Last fallen."

„Genug, genug!" rief das junge Mädchen in Verzweiflung. „So wagst Du jetzt zu mir zu sprechen. Elender, der mich früher über alle Frauen der Welt zu stellen vorgab? Du willst mich abfinden wie eine gewöhnliche Dirne, die Dir kein Herz, keine Ehre zu opfern hatte? — Geh', ich verachte Dich! Ich stoße Deine Hand, die mir mit solcher Kälte und Lieblosigkeit geboten wird, jetzt zurück! Möge Dich die Verantwortung für Alles, was geschehen muß und geschehen wird, treffen!"

Unfähig, weiterzusprechen, sank sie zusammen und ließ das Haupt in die Hände sinken; ihre ganze Gestalt bebte, und man vernahm nur noch ein krampfhaftes Schluchzen.

So versteinert das Herz des Majors sein mochte, blieben diese Worte und dieser Anblick doch nicht ohne alle Wirkung auf ihn. Er beugte sich zu ihr nieder und versuchte sie mit den sanfter gesprochenen Worten aufzuheben:

„Beruhige Dich, Flora; Du bist sehr aufgeregt, und ich hätte das mehr bedenken sollen. Die Verzweiflung nützt zu Nichts; wir wollen uns die Sache noch einmal überlegen, und wenn ich jetzt nicht nothwendig fort müßte, würde ich sogleich nach einem Troste für Dich suchen, aber ich bin im höchsten Grade pressirt, mein Pferd ist schon gesattelt — — Ich komme morgen nach Langenau hinüber, und wir sprechen uns dann

noch einmal ausführlich auf unserem gewöhnlichen Rendezvous-platze."

Dabei hatte er sie, ohne daß sie Widerstand zu leisten versuchten, denn sie schien wirklich halb bewußtlos, nach dem Sopha zurückgeführt.

Erst jetzt stieß sie ihn mit dem Ausdrucke des Abscheus, ohne ein Wort zu sprechen, zurück.

Zwar verfinsterten sich seine Mienen wieder, aber er hielt an sich und fuhr fort:

„Ich werde einen Wagen für Dich anspannen lassen, der Dich bis in die Nähe von Langenau zurückbringen soll. Verziehe nur einige Augenblicke und suche Dich zu fassen — ich bin sogleich wieder bei Dir."

Damit verließ er das Zimmer und befahl Iwan in mürrischem Tone, einen der Knechte sogleich die Britschka anspannen zu lassen, sowie sein Pferd zu satteln. Dann kleidete er sich schnell um.

Als er wieder in das erste Zimmer zurückkehrte, war Flora nicht mehr da. Die auf den Flur führende, sowie die Hausthür standen offen, das junge Mädchen aber konnte man nicht mehr erblicken. Auch Mantel und Hut hatte sie mit sich genommen.

Der Major zeigte doch einige Unruhe, denn er beeilte sich, Iwan zu rufen, jedenfalls um diesem den Auftrag zu geben, ihr nachzugehen und sie zurückzuholen. Als der Invalide aber erschien, mußte er sich schon eines Anderen besonnen haben, denn er befahl ihm nur, sein Pferd vorzuführen.

„Hm," machte er dann, den Kopf verächtlich zurückwerfend, „sie ist stolz und will nicht einmal den Wagen annehmen, das ist Alles. Die Weiber sind einmal groß in Kleinigkeiten, aber weiter auch nicht. Wenn sie mich wieder nothwendig braucht, wird sie sich schon wieder an mich wenden. Fatal ist mir die Geschichte doch; ich wollte, daß ich das Mädchen nie kennen

gelernt hätte! — Aber so geht es in der Welt! Da sieht man zufällig ein hübsches Lärvchen, das freilich in dieser ländlichen Oede noch mehr Reiz gewinnt, und läßt sich verleiten, ein paar galante Schmeicheleien zu sagen, und die Mädchen sind albern und eitel genug, sich das sogleich in den Kopf zu setzen und von ewiger Liebe und Treue, die, ihren Begriffen nach, natürlich eine Hochzeit zur Folge haben muß, zu schwärmen. Nun, das wären doch die paar vergnügten Stunden, das Küssen und Briefchenschreiben wahrhaftig nicht werth —"

Er brach plötzlich in seinem Selbstgespräche ab und blieb nachdenklich stehen.

Da kommt mir ein glücklicher Gedanke," fuhr er dann mit leisem Lächeln fort. „Ich will doch sehen, ob keiner von den Briefen, die mir Flora in ihrer Verliebtheit geschrieben hat, für meine Zwecke passen könnte. Das wäre ja in doppelter Beziehung ganz vortrefflich! Wenn die Geschichte mit dem Mädchen wirklich dahin gelangt, in der Gegend Aufsehen zu erregen, so wird man im gräflichen Hause schon darauf vorbereitet sein, und dann Lebewohl für immer, Herr Lieutenant von Mohrfeldt! Man wird dann überzeugt sein, Flora sei von ihrem Vater aus dem Hause getrieben worden, weil er sie auf einem heimlichen Liebeshandel mit dem jungen Herrn ertappte — das hat viel Wahrscheinlichkeit für sich."

Er ging an seinen Schreibtisch und suchte lange unter den Papieren in demselben umher.

Als Iwan kam und meldete, der Wagen sei angespannt und das Reitpferd stehe bereit, rief er ihm barsch zu, der Knecht solle wieder ausspannen und das Pferd könne warten.

Unter mancherlei anderen Papieren nahm er nach einander mehrere kleine, zierlich zusammengefaltete Billete heraus, durchlas sie und warf sie dann mit unzufriedenem Kopfschütteln wieder bei Seite; sie schienen ihm nicht für seinen Zweck zu passen.

Endlich behielt er ein rosafarbenes Papierchen in der Hand und sagte mit triumphirendem Lächeln:

„Das ist gerade so, wie ich es gebrauche. Flora hat es in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft geschrieben, sie nennt mich darin noch „Gnädiger Herr", und jedes Wort läßt sich so auslegen, wie ich es wünsche. Das bricht meinem Nebenbuhler bei der Comtesse den Hals, und wenn sie mir für die vermeintliche Aufklärung wohl anfänglich auch gerade nicht sehr dankbar sein sollte, so legt sich das schon mit der Zeit; ich muß ihr nur klar machen, wie gut ich es mit ihr meine. Eine köstliche Idee von mir!"

Er riß die eine Hälfte des Papiers, auf dem sich seine Adresse befand, ab, faltete die andere zusammen und steckte sie in sein Taschenbuch, dann nahm er Mütze, Mantel und Reitpeitsche und stieg zu Pferde.

Zwar sah er sich nach Flora um, aber von dem jungen Mädchen ließ sich nirgends eine Spur erblicken, und unbekümmert um sie, aber ganz eingenommen von seinem neuen Plane, ritt er rasch gegen Herrendorf fort.

Druck von A. Sacco (verantwortlich J. Kerskes) in Berlin.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Band.

231.29
20

251.29
4.3

255.32
1.3

256.35

251. 59
5. 6
257 . 5

1.33
1.12
2.45